Var. 680° (2

<36621789890013

<36621789890013

Bayer. Staatsbibliothek

M. Lips sculp.

Denkmale glücklicher Stunden

von

Friedrich Rochlitz.

Zweyter Theil.

Mit einem Kupfer.

Leipzig, Züllichau und Freystadt,
bey
Darnmann.
1811.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die beyden Aufsätze, welche die gemeinschaftliche Ueberschrift: Brutus, führen, gestehe ich mit besonderm Fleiß, und wahrer, rücksichtloser Liebe zur Wissenschaft, ausgearbeitet zu haben. Revolutionaire Zeiten und revolutionaire Charaktere verstehet man nie besser, als wenn man ähnliche Zeiten erlebt, ähnliche Charaktere beobachtet hat: darum glaube ich mit der neuen Bearbeitung dieses so oft behandelten Stoffs nichts Ueberflüssiges, nichts

Unnützes versucht zu haben. Daß ich nicht Weniges anders gesehen, als frühere Erzähler oder Erklärer der Alten, besonders, die aus der Ruhe ihrer Studierzimmer hinaussahen in die Ruhe der Staaten: das wird keinem, nur einigermaßen Unterrichteten entgehen. Ob nun dies Andere überall das Richtigere sey, mögen Kenner entscheiden. Ich habe aber meine Ansichten und Urtheile nur einfach, ohne Aufheben und Bemerkung des Abweichenden, dargelegt, weil mir die Absicht, und die dadurch bestimmte Form der Aufsätze, dies zu verlangen schien. Bey der Ausarbeitung habe ich die Quellen der Alten, welche hier von Bedeutung waren, sämmtlich benutzt und nirgends den frühern Benutzungen derselben durch Andere vertrauet. Je näher ich mit diesen be-

kannt wurde, je nöthiger fand ich ein solches Verfahren; denn es ist oft im hohen Grade befremdlich, wie, selbst in wichtigen, wol gar entscheidenden Momenten, Mißverständnisse oder Uebereilungen früherer, angesehener Geschichtschreiber ohne alle weitere Bedenklichkeit und Untersuchung von den spätern auf- und angenommen, und so in die allgemeine Meynung übergegangen sind. Die von den Alten aufgezeichneten, freylich nicht selten von einander mehr oder weniger abweichenden Thatsachen, habe ich, nach sorgfältiger Prüfung und Abwägung derselben gegen einander — so wie nach behutsamer Erwägung der Referenten selbst, ihrer Charaktere, Verhältnisse, und etwaniger besondern Absichten — aufgestellt, wie ich sie in ihrem ganzen Umfang und innerm

Zusammenhang erfassen können. Nur dann schienen mir auch die Einzelnheiten sich bestimmt und klar zu ergeben. — Unter den Alten möchten wol von den meisten neuern Geschichtschreibern (besonders auch von den, hier oft über Verdienst gewürdigten Engländern,) Plutarch und Sueton zu unbesorgt — zuweilen auch zu bequem; hingegen Appian und vornämlich Cicero zu wenig, wenigstens nicht sorgsam genug benutzt worden seyn. Freylich lassen die Schönrednerey und die leise tretende Aengstlichkeit vor entscheidenden Momenten beym Cicero, das Wahre öfters nur errathen und schließen; wogegen jene Erzähler rund und angenehm hinstellen, was — nicht selten aus ihnen selbst als unwahr erweislich ist. Auch das treffliche Compendium des Vellejus Pa-

terculus schien mir noch nicht nach Verdienst gewürdigt und benutzt. — Urtheile und allgemeinere Bemerkungen habe ich eben so wenig zudringlich und vorgreifend häufen wollen, als untheilnehmend und chronikenmäßig bloß referiren. Mag das Letzte, dessen hoher Werth übrigens unbestritten bleibt, jetzt wieder fast ausschließend erhoben werden: es ist und bleibt einseitige Beschränktheit, für Eine Form, welche es auch sey, allein zu entscheiden, und dieselbe selbst auf die verschiedenartigsten Stoffe angewendet zu verlangen. Was z. B. für eine Geschichte der Schweiz, vornämlich in frühern Zeiten derselben, ganz offenbar die beste aller möglichen Formen ist, wäre es ganz gewiß nicht für eine Nation und für Zeiten, wie die hier geschilderten. — Indem ich den

Alten alle Hauptsachen verdanke, bin ich nichts weniger als unerkenntlich gegen vieles bey den Neuern. Wieland (zu Cicero's Briefen) scheint mir das Ganze des römischen Sinnes und Wesens in der hier geschilderten Zeit mit einer Klarheit und Feinheit dargestellt zu haben, wie sonst kein Neuerer; im Einzelnen, namentlich auch in der Schilderung einiger Hauptcharaktere, glaubte ich von ihm abweichen zu müssen. Heeren (Staaten des Alterthums) giebt Winke, die wie Blitze leuchten und treffen. Auch Mangelsdorf hat geistreiche und treffende Bemerkungen. Endlich gestehe ich, auch dem Fleiße bekannter, achtbarer Compilatoren manche Erleichterung im Sammlen und Zusammenstellen der Thatsachen zu verdanken zu haben.

Das Gemälde von Rom sollte, meiner Absicht nach, theils überhaupt eine nicht uninteressante historische Schilderung werden, theils, und besonders, einem jeden das, zusammengedrängt, leicht übersehbar und genügend, vor das Auge zurückführen, wessen er sich erinnern muß, um Brutus' Biographie ganz zu verstehen; sollte die ausgeführte Scene und Umgebung seyn, worauf hernach die Hauptfiguren sich bewegend hervortreten; sollte einen Maßstab geben für das, was diese waren und thaten, und zugleich erklären, wie sie das werden und seyn und leisten konnten; sollte endlich mich selbst von der Obliegenheit befreyen, in die Biographie das allgemeinere Historische und was nur entfernt auf den Helden derselben wirkte, ausführlich einzuschalten

— wodurch die Lichter des Bildes für den Haupteffect zu zertheilt, der Geist des Beschauers zu zerstreut, und die Schilderung zu breit, zu gestopft, zu unverhältnißmäßig in ihren Theilen geworden wäre.

Eine kleine Skitze zu einem Leben des Brutus habe ich schon früh verfaßt und unter meinem Vornamen bekannt gemacht. Sie wurde damals viel zu günstig aufgenommen, ist nun hoffentlich vergessen, und wird hier nur erwähnt, damit, wenn ja ein Beurtheiler sich ihrer erinnerte und in manchen Nebendingen Aehnlichkeit fände, er nicht glaubte, ich habe da einem Andern nachgeschrieben. —

Die übrigen Stücke dieses Bandes mögen

für sich selbst sprechen, wenn sie können. Daß sie meistens zu dem ersten übel passen, wird man entschuldigen, wenn sie sonst nur nicht ohne Werth sind. —

Uebrigens sind jetzt sehr viele mit ihrer ganzen Ansicht der Schriftsteller und deren Bestrebungen dahin gekommen, daß jeder von diesen sie zu beherzigen recht eindringlich bitten muß, was schon vor dreyßig Jahren Herder schrieb, und ich nicht besser, als er schon damals, zu sagen mir getraue:

„Ein Autor, der sein Buch darstellt, giebt, wenn dies Gedanken enthält, die er, wo nicht erfand, doch wenigstens fand und sich eigen machte, ja, in denen er Jahre lang, wie im

Eigenthum seines Geistes und Herzens lebte — ein Autor dieser Art, sage ich, giebt mit seinem Buche, es möge dies schlecht oder gut seyn, gewissermaßen einen Theil seiner Seele dem Publicum Preiß. Er offenbaret nicht nur, womit sich sein Geist in gewissen Zeiträumen und Angelegenheiten beschäftigte, was er für Zweifel und Auflösungen im Gange seines Lebens fand, mit denen er sich bekümmerte oder aufhalf; sondern er rechnet auch — denn was in aller Welt hätte es sonst für Reiz, Autor zu werden, und die Angelegenheiten seiner Brust einer wilden Menge mitzutheilen? — er rechnet auf einige, vielleicht wenige, gleichgestimmte Seelen, denen im Labyrinth ihrer Jahre diese oder ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen bespricht er sich unsichtbar und theilt

ihnen seine Empfindungen mit, wie er, wenn sie weiter vorgedrungen sind, ihre besseren Gedanken und Belehrungen erwartet. Dies unsichtbare Commercium der Geister und Herzen — — ist der schönste Werth der Schriftstellerey, und ein gutgesinnter Mensch wird sich viel mehr über das freuen, was er erweckte, als was er sagte. Wer daran denkt, wie gelegen ihm selbst zuweilen dies oder jenes Buch, ja auch nur dieser oder jener Gedanke eines Buchs kam; welche Freude es ihm verschaffte, einen andern, von ihm entfernten, und doch in seiner Thätigkeit ihm nahen Geist auf seiner eigenen oder einer bessern Spur zu finden; wie uns oft ein solcher Gedanke lange beschäftiget und weiter führet: der wird einen Schriftsteller, der zu ihm spricht und ihm sein

Inneres mittheilt, nicht als einen Lohndiener, sondern als einen Freund betrachten, der auch mit unvollendeten Gedanken zutraulich hervortritt, damit der erfahrnere Leser mit ihm denke und sein Unvollkommenes der Vollkommenheit näher führe." —

Inhalt.

Brutus.

1. Umriß eines Gemäldes von Rom. S. 3

2. Marcus Junius Brutus. . . — 69

Die Belagerung von Aubigny. . . — 187

Des Sängers Liebe. Ein kleiner Roman in Liedern. . . . . . . — 245

Aruja. . . . . — 259

Kleine Gemälde nach der Natur. — 297

Der Ueberwinder. . . . . — 351

Brutus.

Ardua res est, vetustis novitatem dare, novis auctoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam et naturae suae omnia. Itaque etiam non assecutis, voluisse abunde pulcrum est.

Plin.

I.

Umrisse
eines Gemäldes von Rom,
in den Jahren 60 bis 44 vor Christus.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Roms Freystaat beherrschte schon bey weitem den größten Theil der Erde, so weit diese ihm bekannt war und beherrscht zu werden würdig schien. Die Stärke des Geistes und Größe der Gesinnung vieler seiner Edlen; die Tapferkeit seiner Heere; die große, die unter seinen Bürgern einzig herrschende Tugend des stolzen Patriotismus, die alle geistige und physische Staatskräfte eng verband und vornämlich für Thätigkeit nach außen concentrirte; der Schein von Rechtlichkeit und weiser Mäßigung, womit die meisten neuen Eroberungen wenigstens Anfangs behandelt wurden; und endlich, die entschiedene Gunst der Göttin, ohne welche der Mensch Herrliches nur wollen und in sich selbst ausbilden, nicht aber in der Welt es vollführen kann — die Gunst des Glücks: dies vereinigt, gründete, befestigte, erhielt Roms bewunderungswürdige Macht.

Aber nun ward die Mächtige übermüthig. Ihre

Führer blieben groß an Geist, doch nicht mehr edel an Gesinnung; und welche auch dies blieben, wurden auf die zweyten Rollen zurückgesetzt. Je weniger man sich selbst beherrschen mochte, je leidenschaftlicher ward die Herrschbegier über Andere; je leidenschaftlicher die Herrschbegier, desto verwegner, ungerechter und grausamer der ganze Charakter. Die Heere blieben tapfer, aber sie wurden auch frech, partheysüchtig, blutdürstig. Der ruhige Bürger, im Schwanken erhalten zwischen der alten, entscheidenden Theilnahme an allem Oeffentlichen und der Furchtsamkeit vor ungezügelten Machthabern, lernte sich allmählig einer gedankenlosen Indolenz und luxuriösen Ruhe ergeben, aus welcher er nur durch auffallende Ereignisse zu auffallenden Unternehmungen erwachte. Rom hätte sinken müssen, wenn nicht jene einigende Tugend und jene Göttin es erhalten, und wenn es Gegner gefunden hätte, die ihm an Größe, Kraft und Consequenz nur einigermaßen ähnlich gewesen wären.

Einem Freystaat hingegen, der dahin gekommen, kann weder göttliche noch menschliche Macht, weder göttliche noch menschliche Weisheit, noch lange Dauer geben; auch ohne Herzutreten besonderer Ver-

hältnisse muß er der wahren, gesetzlichen Freyheit verlustig gehen: denn er ist ihrer nicht mehr würdig, ja nicht mehr fähig; er muß der Einherrschaft anheimfallen, geschehe das nun unmittelbar, oder durch den schrecklichen Umweg der Anarchie.

Doch selbst diese besondern Verhältnisse werden nicht außenbleiben, und blieben in Rom nicht außen. Für die Folge am entscheidendsten waren die Unternehmungen des Marius, des Sylla, und des Catilina.

Diese drey Männer waren, bey größter Verschiedenheit, einander doch ähnlich in Stärke der Denkkraft, Energie des Willens, Raschheit der Ausführung, und in dem Ziele, das sie sich setzten. Ihr Ziel war aber unbeschränkte Alleinherrschaft. Diese wollte Marius zunächst erreichen durch große Tapferkeit und Militair-Gewalt; Sylla, durch Gewandtheit des Geistes, Schlauheit der Politik, imponirend frechen, grausamen Sinn, und durch die lähmende Bezauberung des Schreckens; Catilina endlich, durch beherzten Frevel, offene Verhöhnung alles Rechten, Guten, Ehrenvollen, und durch Gewalt der Verworfenen.

Diese Unternehmungen scheiterten. Auch vermehrten sie, so schrecklich sie Rom in seinem Innern zerrissen, doch seine äußere Macht um ein Großes. Sie nöthigten nämlich die beyden ersten Usurpatoren, außerhalb des eigentlichen Mutterstaats mächtige Kräfte zur Ausführung ihres Vorhabens aufzusuchen, diese Kräfte zu erhöhen, sie in geordnetes Spiel zu setzen; sie zwangen eben so die Patrioten, welche ihnen entgegentraten, zu einem Gleichen inner- und außerhalb Rom. Aber durch diese Bestrebungen beyder Theile ward doch auch des mannichfaltigen, verderblichen Gährungsstoffs nur allzuviel in die Masse gebracht; jeder Stand, jede Partey, überhaupt jeder Theil derselben lernte sich von den andern als ganz getrennt und im offenen, gesetzlosen Kampfe kennen; jeder wurde durch die verderblichen Mittel, welche die Usurpatoren anwendeten, im Innersten seines Sinnes und Charakters verschlimmert; und endlich — welch eine Schule waren jene gescheiterten Unternehmungen für die Nachfolger, welche ein Gleiches, aber mit glücklicherm Erfolg, wagen wollten! —

Unter denen, welche ein solches Ziel sich zu setzen nun wagen durften, ragten vor allen zwey Männer

hervor, die, bey großer Verschiedenheit des ganzen innern Wesens, beyde unter die größten, ewig zu bewundernden Erscheinungen in der Menschengeschichte gehören. In ihrer, wie in weniger Männer Bildung und Begabung schien die Natur alle ihre Kräfte, all ihre Gewalt verwendet zu haben, um darzulegen: so weit kann der Mensch durch mich und sich; so weit — bis er nicht mehr das Rechte will, und so dem Schicksal anheimfällt, dem auch ich weichen muß. Cnejus Pompejus der Große, und Cajus Julius Cäsar waren diese Männer.

Ein tiefer, ernster, zwar nicht schneller, aber vielumfassender Geist; ein zwar nicht rascher, aber fester Sinn, der nur spät, im Alter, geschwächt erscheint; eine besonnene, unermüdliche, immer zunächst das Rechte fördernde Thätigkeit im Felde wie in der Staatsverwaltung; gleich große Erfahrenheit und bewundernswürdige Verdienste in beyden; entschiedener, aber durch Eitelkeit getrübter Ehrgeiz; Liebe für Recht, Gesetz und Freyheit, selbst bey Verletzung derselben im Drang der Verhältnisse; dabey hohe Bildung durch Wissenschaften, einnehmende Beredsamkeit; im Benehmen Wohlwollen und Feinheit;

in der ganzen äußern Erscheinung Schönheit, ruhige Würde, edle Anmuth —: diese Grundzüge zum Gemälde des Pompejus scheinen aus den Quellen seiner Geschichte hervorzugehen. Ist er, besonders in den neuesten Zeiten, niedriger gestellt worden: so liegt das vielleicht nur eben in den neuesten Zeiten selbst.

Dagegen zeigt Cäsar einen eben so reichen, aber schnellern, feurigern, glänzendern Geist; einen Geist, der gleichgeschickt war, große, weitaussehende Plane zu entwerfen, wie aus jedem kleinen, unvermutheten Vorfall seinen Vortheil zu ziehen. Sein Sinn war rascher — zwar im Einzelnen oft wandelbar, nach den schönen oder verderblichen Launen, deren er so viele besaß, aber im Ganzen beharrlich bis zum Uebermuth. Er verband in sich die Extreme: den kühnsten Trotz und Schlauigkeit, leidenschaftliche Thätigkeit und gewandte Feinheit. Seine Verdienste und seine Erfahrenheit, im Felde wie in der Staatsverwaltung, durften sich mit denen, des Pompejus, messen. Sein ungezügelter und unverholener Ehrgeiz ward durch unersättliche Herrschsucht immer glänzend erhalten und nach Einem Ziele geleitet. Diese

Herrschsucht war in sich selbst beschlossen: Cäsar wollte durchaus nur Herrscher seyn, um sich als Herrscher zu fühlen.*) Seine Achtung für Recht und Gesetz war ohne Liebe, und bestand mithin nur, so lange diese seinen Neigungen nicht widersprachen. Er kannte die Menschen, ohne sie zu schätzen; that ihnen sehr oft wohl bis zur Großmuth, ohne darum aufzuhören, sie, wenn er dies für zuträglicher hielt, gleichgültig nur als Mittel zu seinen Zwecken zu verbrauchen. Wie Pompejus, besaß er hohe Bildung durch Wissenschaften: aber seine Beredsamkeit war hinreißender, und wurde von ihm für oder wider alles angewendet, was ihm eben jetzt galt. Seine Gestalt und äußere Erscheinung überhaupt imponirte. Im Benehmen zeigte er jene Fähigkeit, ohne Ausnahme alles, vom Größten und Edelsten bis zum Frivolsten und Ausschweifendsten — zu scheinen oder zu seyn, so wie er es für diesen Augenblick, für diese Umgebungen, für diese Zwecke, dienlich erachtete. Ist er, besonders in den neuesten Zeiten, höher ge-

*) Tief stehet er in diesem Betracht unter Alexander, ehe dieser unter sich selbst versank.

stellt worden: so liegt auch dies vielleicht nur in den neuesten Zeiten selbst.

Man möchte sagen: Pompejus war zum Erhalten und Regieren, Cäsar zum Erobern und Herrschen geboren; Pompejus war einer der herrlichsten Führer großer Staaten, Cäsar der vollendetste Revolutionair der alten Welt.

Zwey solche Männer, beyde überdies mit höchster Gewalt im Staat und bey den Heeren ausgerüstet, finden neben einander auch im weitesten Reiche der Welt nicht Platz; am wenigsten, in einem so wunden, aufgestörten Reiche, wie jetzt Rom war. Sogar wenn sie selbst es nicht gewollt: es mußte Einer den Andern immer höher reizen, immer weiter drängen, bis Einer durch den Andern fiel; oder, blieb Einer Sieger, (welches dann stets der imponirende Gesetzlose über den einnehmenden Gemäßigten seyn wird,) bis dieser auf einer äußersten Spitze, und um so furchtbarer gestürzt wurde.

Pompejus kannte das untergrabene Glück Roms; kannte die Mittel, wodurch es untergraben war, und die, wodurch allein es wieder Dauer gewinnen konnte. Er arbeitete im Verborgenen früh, und, wie

es allerdings scheint, noch früher als Cäsar, daran, der allein entscheidende Mann im Staate zu werden. Doch wollte er, die Republik sollte bestehen, und nicht nur in ihren äußern Formen, sondern auch in den Grundfesten ihres Wesens. Der Senat sollte seine gesetzmäßige Verfassung, so wie der Bürger seine Rechte behalten: er aber wollte dem wankenden Ganzen Schlußstein und Lenker werden.

Zur Ausführung dieses Plans erhöhete, bildete, übte er seine großen Fähigkeiten auf alle Weise: er wollte sich als den ersten Mann im Staate fühlen; er erwarb sich durch bewunderswürdige Thaten im Land-, im See-Kriege, wie in der Verwaltung des Staats das Recht, auch als solcher anerkannt zu werden. Nun versuchte er, den Senat durch Ueberlegenheit an Weisheit, Standhaftigkeit und Würde — das Volk durch Achtung und Gefälligkeit zu gewinnen. Beydes gelang. Aber indem der Senat Pompejus' Ueberlegenheit mit Ehrfurcht anerkannte, fühlte er sie auch drückend, und nur die Bessern aus ihm, die in ihrem Haupte zugleich der gerechten und guten Sache huldigten, waren ihm mit Treue ergeben; und das Volk, das durch seine Gefälligkeit zu An-

sprüchen gereizt ward, die gegen die Gesetze waren und von ihm verweigert wurden, erkaltete deshalb, nach seiner Weise, in seiner Anhänglichkeit, und verließ ihn gar, als sich ein Anderer lauter, und, wie es schien, ganz unbeschränkt, für seinen Vortheil erklärte. Dieser Andere aber war eben Cäsar.

Cäsar nämlich, die tiefen Wunden seines Vaterlands so gut als Pompejus erkennend, aber nichts weniger, als bedenklich um die Mittel, dasselbe zu erhalten, faßte kaum ebenfalls den Gedanken, seine Stütze zu werden, als er auch beschloß, dafür sein unumschränkter Herr zu seyn, von dem gesetzlich Bestehenden nur die äußere, leere Form, von den bedeutenden Männern nur die in Einfluß zu lassen, die sich ihm und seinen Planen, offenbar oder heimlich, fügen würden. — Auch Er bereitete sich durch Erhebung, Kräftigung und höchste Ausbildung seines ganzen Wesens zu seinen Zwecken vor; auch Er erwarb sich durch große, bewundernswürdige Thaten im Feld' und Staat' eine mächtige Anwartschaft auf die Beherrschung Roms. Im Senat, den er kaum zu achten scheinen wollte, griff er durch mit Ueberlegenheit an Schärfe des Blicks, an Behendigkeit des Entschluſ-

ses, an Glück in der Ausführung; und dem Volke, durch das er zunächst an's Ziel zu gelangen hoffte, schmeichelte er auf alle Weise. Indem aber der Senat dieser seiner Ueberlegenheit gemeiniglich furchtsam nachgab, haßte er dieselbe, und nur die Neuerungssüchtigen, oder die durch Cäsars Vortheile nichts zu verlieren und viel zu gewinnen hatten, waren ihm treu ergeben; und indem er dem Volk jene Auszeichnungen gewährete, verdarb er es zwar in seinen Gesinnungen, Neigungen und Hoffnungen, riß es aber ganz an sich, bis er glaubte, es zu allem fähig gebildet zu haben, und, hätte er erst durch Hülfe desselben seinen Zweck erreicht, es auch schon wieder zügeln zu können.

Jetzt ahneten nur noch sehr Wenige, daß solche Gesinnungen und Absichten in Cäsars Seele keimen könnten. Pompejus hatte eben den überaus glänzenden Sieg über Mithridates erfochten, hatte die römische Herrschaft vom schwarzen Meer bis an das mittelländische, von Phönicien bis Aegypten, erweitert, hatte den habsüchtigen Römern Summen, hatte ihnen Kostbarkeiten erworben, für welche wir in unsern Tagen zum Vergleich kaum einen Maß-

stab, aber keine Beyspiele haben: und, Gesetze und Freyheit ehrend, entließ er freywillig sein Heer, durch welches er jetzt, kaum mit Widerstand, Herr von Rom und der Erde werden konnte.

Der Triumph, mit welchem er in Rom einzog, war der schmeichelndste und auch der glänzendste von allen, die die Welt gesehen hatte: aber gar bald mußte Pompejus erfahren, daß der Senat auf ihn, um dieser seiner glänzenden Verdienste, wie um der allgemeinen Huldigung willen, nur desto argwöhnischer ward; ja, wo sich Veranlassung zeigte, ihm, kleinlich und neckend, widerstrebte. Er ließ es ruhig geschehen, um nicht durch Führung seiner Sache die Sache des Staats zu gefährden: und jetzt langte Julius Cäsar vom Commando in Spanien an, sich um das Consulat zu bewerben.

Cäsar bemerkte leicht, daß er diesen seinen nächsten Zweck, die Grundlage der geheimern folgenden, ohne Pompejus nicht erreichen könne; so wie es Pompejus' nicht entging, er könne an Cäsar den gefährlichsten Gegner erhalten. Was sich mit Achtung fürchtet, sucht sich zu vereinigen: auch Pompejus und Cäsar vereinigten sich, und schlossen einen Dritten

mit ein, der nun eben vom Glück so hoch getragen war, daß er ihnen zwar nicht leicht gefährlich hätte werden können, aber leicht dienlich ward. Crassus war dieser Dritte: ein Mann, von welchem die Geschichte, außer mehrern Zügen einer gewissen emsigen Thätigkeit, derben Herzhaftigkeit, und gemeinern Tapferkeit, wenig aufzeichnenswerth gefunden hat, als seine ungeheuern Reichthümer, die er durch ungemessene Hab- und Raubsucht zusammengebracht hatte, und durch einen, aus Stolz gar nicht verborgenen Geiz noch immer zu vermehren trachtete.

Diese geheime Vereinigung zur verborgenen Leitung der wichtigsten Angelegenheiten der Erde, dauerte länger, als ähnliche in neuen Zeiten:*) aber für die Nationen war sie nicht weniger gefährlich. Ihre erste Folge war, daß Julius Cäsar Consul ward, und der besorgte Senat vermochte dagegen nichts, als daß er zum Mitconsul ihm einen treuen Vaterlandsfreund gab, der aber, mit guten Gesinnungen allein, doch nichts ausrichten konnte, wes-

*) Sie dauerte bis ins eilfte Jahr: vom Jahre Roms 693 bis 704.

halb auch die Spötter auf die Frage: wer sind die neuen Consuln? antworteten: Julius und Cäsar.

Nur kurze Zeit suchte Cäsar den Senat durch den Schein von Mäßigung zu täuschen: aber bald verschmähete er auch diesen, wendete alle Mittel an, sich als Abgott des Volks zu befestigen, und als er dessen gewiß war, handelte er trotzig und verwegen durch dieses; Pompejus hingegen, überzeugt, der durch Parteysucht geschwächte Staat bedürfe jetzt der durchgreifenden Leitung solch eines raschen Geistes und energischen Charakters, ließ es geschehen, indem er sich Weisheit und Macht genug zutrauete, sobald es nöthig würde, Einhalt zu thun. Crassus gab sich blind hin. Cäsar, beyden dafür erkenntlich, setzte alle Anordnungen Pompejus' über wichtige Gegenstände der Staatsverwaltung durch, und schaffte Crassus' neue Gelegenheit, seine Reichthümer zu vermehren.

Bey der gewöhnlichen Vertheilung der Staatswürden unter die abgehenden höchsten Beamten, bewarb sich Cäsar um Gallien innerhalb der Alpen.

Dieser Theil des heutigen Italiens wurde nicht zum Stammlande der Republik, dem Sitze des sou-

veranen Volks, auf welchem in Friedenszeiten kein stehendes Heer gehalten werden durfte, gerechnet; und hatte übrigens dieselbe Art der Verwaltung und militairischen Verfassung, wie jede andere römische Provinz. Die Einwohner aber, die eben so zahlreich als unruhig waren, hatten immer nöthig gemacht, daß ein bedeutendes Heer unter ihnen gehalten werden mußte. Eben um deswillen, und wegen der Lage dieser Provinz unmittelbar an der Grenze der Republik, wünschte Cäsar sie seiner Verwaltung überlassen; eben um deswillen fürchtete der Senat, sie ihm zu übergeben.

Die drey Verbündeten setzten dennoch Cäsars Wunsch durch, und zwar so, daß ihm die Provinz nicht nur, wie gebräuchlich, auf Ein Jahr, sondern auf fünf anvertrauet wurde: der Senat hingegen, da er dies zu verhindern nicht wagte, trug nun, mit künstlicher Politik, Cäsar'n, außer dieser Verwaltung, auch noch die, von Gallien außerhalb der Alpen auf, in der Meynung, die dort sich erhebenden Unruhen würden dem gefährlichen Manne genug Beschäftigung, genug Nahrung für seinen Ehrgeiz, und vor allem Veranlassung, seine Kräfte zu theilen und

zu schwächen, darbieten; zum allerwenigsten, ihn möglichst weit vom Gebiet der Republik abhalten.

Die Maßregel des Senats war allerdings fein; aber sie war auch ein Beweis für die nur allzuoft wenig erwogene Wahrheit: daß in Zeiten, wo es kühner Entschlüsse, und entscheidender Thaten gegen kühne Entschlüsse bedarf, Feinheit der Politik allein nicht nur ihre Zwecke verfehlt, sondern endlich die entgegengesetzten erreichen hilft.

Kaum war Cäsar in die Provinz abgegangen, so bemerkte man, daß er durch Genie, unermüdliche Thätigkeit und alle Künste des Kriegs und der Politik, nicht nur dort seine Macht ungemein zu verstärken wußte, sondern, vermittelst bedeutender Parteygänger, ein Gleiches auch in Rom bewürkte. Es geschahe hier nichts von Wichtigkeit, ohne daß man seinen Einfluß bemerkte; und die Meisten wußten kaum, wie es zuging. Daß er es mit alle dem auf Unterdrückung der Freyheit abgesehen habe, konnte nun Niemand mehr verkennen: aber es wurde auch schon bemerklich, daß er darauf ausging, Pompejus' dabey entbehren zu können, und folglich ihn, zu seiner Zeit, zu beseitigen. Bey mehrern und wichtigen Gelegenheiten

nämlich ließ er seine Günstlinge gegen diesen großen Mann auftreten, und nicht selten auf eine durchaus unwürdige Art. Zwar gelang es diesen Factionisten keineswegs immer: aber Cäsar fixirte doch dadurch seine Partey noch mehr, gewöhnte das Volk daran, den Mann, den es bisher nur mit Ehrfurcht behandelt zu sehen gewohnt war, nun öfters bestritten, zuweilen gar besiegt zu wissen, und verbreitete unter die Bessern Furcht und ein gewisses geheimes Grauen, durch welche gelähmt, sie nichts Entscheidendes wirken konnten, vielmehr, wenn er es gerathen fand, desto leichter nach seinem Willen zu leiten waren. Pompejus genoß allerdings noch in Rom der ehrenvollesten Auszeichnungen vom Senat und den Patrioten: aber diese Auszeichnungen waren doch ohnmächtig, weil die es waren, die sie ertheilten. Cäsar hingegen, gegen den viele nicht nur Abneigung und Haß, sondern herabsetzende Urtheile und wol gar Verachtung affectirten, schwebte doch siegreich über ihnen, und ließ sie, in diesem Bewußtseyn, walten, bis er seine Zeit ersehen hätte. Jetzt zog er noch in Gallien umher, mit einem Glück, das man gar nicht für möglich gehalten, und mit einer Armee, die, täglich grö=

ßer und abgehärteter, bald auch des Sieges unter sei-
ner Anführung so gewohnt ward, daß sie Verlust zu
erleiden sich kaum noch möglich denken konnte. Uebri-
gens erhielt er aber den Schein von Freundschaft und
Uebereinstimmung mit Pompejus und Crassus aufs
sorgfältigste.

Endlich doch dieser so schnell überhandnehmenden
Uebermacht Cäsars etwas Bedeutendes, ohne Veran-
lassung zu offenbarem Bürgerkrieg, entgegenzusetzen,
beschloß Pompejus, mit Crassus um das Consulat an-
zuhalten, nach demselben die Statthalterschaft — je-
ner über Spanien und Afrika, dieser über Syrien
— ebenfalls auf fünf Jahr zu behaupten; und um
Cäsar'n bey diesen Bestrebungen nicht zum Gegner
zu haben, diesem, seinem Wunsche gemäß, die län-
gere Verwaltung beyder Gallien ebenfalls zuzugestehen.

Pompejus, dem seine übrigen Aemter und Wür-
den den Vorwand boten, in Rom zu bleiben und
seine Provinzen durch Stellvertreter regieren zu lassen,
verweilte daselbst, und Crassus ging nach Asien ab,
wo er mit Grund neue Gelegenheit erwartete, seine
ungemessene Habsucht zu befriedigen.

Da dieses Mannes die Geschichte hier zum letzten-

male gedenkt, so sey kurz erwähnt, was sie von ihm berichtet, damit das Denkmal, das er sich selbst in ihr erbauet, auch hier nach Verdienst angefrischt werde. — Wie ein Räuber begann er seine Verwaltung damit, daß er die Parther, eine mächtige, tapfere und mit Rom im besten Vernehmen stehende Nation, selbst gegen den ausdrücklichen Willen des Senats, anfiel und plünderte. Grausamkeit und Golddurst bezeichneten alle seine Unternehmungen, bis er sich, durch diese selbst und sein bisheriges Glück geblendet, einem der Anführer des Feindes, der zu ihm überging, anvertrauete, um durch seinen Beystand einen Hauptschlag auszuführen. Aber dieser Parther hatte den Verräther nur gespielt, und seiner Nation zu dienen, sich selbst hingegeben. Durch ihn wurde Crassus in vielfältige Gefahren und endlich in eine unabsehbare Einöde geführt, wo sein Heer durch Hitze, Hunger, Durst, und daraus entstehende Meuterey aufgerieben und er selbst auf qualvolle Weise hingerichtet wurde.*) Dreyßigtausend Mann tapferer Truppen hatte er aufgeopfert, und die Rechtlichkeit der Parther, nach wel-

*) Man soll ihm geschmolzenes Gold in den Hals gegossen haben.

cher sie sich nur tapfer vertheidigen, aber weder Eroberungen machen, noch sich an Unschuldigen rächen wollten — und freylich auch ihre eigenen Uneinigkeiten — waren Ursach, daß Rom nicht noch größern Verlust erlitt. —

So unbedeutend für Rom Crassus' Tod an sich seyn konnte, so bedeutend wurde er dadurch, daß er nun alles entscheidende Gewicht im Staate auf jene zwey geheimen Gegner warf und sie dadurch einander um so schroffer entgegenstellte. Noch eines der wenigen Bande, die sie zur Einigung umschlungen gehalten hatten, zerriß das Schicksal durch den Tod der Julia, der Tochter Cäsars und Gemalin Pompejus', in demselben Jahre.

Mit der Spannung unter den beyden Häuptern des Staats nahm in gleichem Grade in Rom selbst die Verwirrung immer schrecklicher überhand. Bey allen Wahlen der Staatsbeamten, bey allen wichtigen Verhandlungen überhaupt, brachen sogar öffentliche Feindseligkeiten aus, und nicht selten floß Blut der Bürger gegen Bürger in den Straßen der Stadt. Geld für Stimmen ward eben so öffentlich ausgeboten, als Stimmen für Geld. Die verworfensten Men=

schen, wenn sie nur Geist und Kühnheit in sich fühlten, erkauften, oder ertrotzten sich durch Mörder, Parteyen, und versuchten ihr Glück so hoch zu treiben, als möglich. Niemand im Senat wagte dagegen etwas Entscheidendes, und, wie nun die Mitglieder desselben und die Verhältnisse eben jetzt waren, konnte Nieman etwas Entscheidendes dagegen wagen. In dieser allgemeinen Verwirrung, in dieser Tyranney des Schreckens, der Anarchie, des Verbrechens, waren auf Pompejus allein die Augen aller Bessern gerichtet, und selbst die strengsten Republikaner gestanden jetzt zu, der Zeitpunkt sey da, wo Ein Mann die Zügel ergreifen müsse, und dieser Eine könne und dürfe Niemand seyn, als eben Pompejus.

Mögen nun Cäsars Freunde Recht haben, daß Pompejus einen solchen Zeitpunkt längst erwartet und im Geheim sogar befördert habe; oder mögen die Verehrer Pompejus' Recht haben, wenn sie behaupten, er habe ihn in dieser seiner Furchtbarkeit nicht vorhersehen, viel weniger verhindern können, und sey nur jetzt erst durch eigene Einsicht und die Urtheile wahrer Patrioten zu der Ueberzeugung ge-

kommen, er müsse alle entscheidende Gewalt, auch gegen die Verfassung, in sich vereinigen: er ergriff diese höchste Gewalt, ergriff sie aber auf eine Weise, welche die Verf ssung wenigstens am geringsten verletzte und die Möglichkeit zuließ, sie, wenn die Zeit der Gefahr vorüber und Rom der Freyheit wieder fähig wäre, in ihrer Reinheit herzustellen. Er ließ sich nämlich zum alleinigen Consul erwählen und vom Senat beauftragen, zur Herstellung der Ordnung alle Bürger Italiens zu bewaffnen.

Besaß Pompejus nun damit zwar alle Gewalt als Herr von Rom: so war dieselbe doch, wenn man anders es wollte und seinen Willen zu behaupten vermochte, auf nicht lange Zeit beschränkt; er selbst aber, nach beendigtem Consulat, für alles, was er während desselben unternommen, streng verantwortlich.

Seine ersten Unternehmungen in dieser neuen Würde waren von der Art, daß sie von jedem als nothwendig, gerecht, weise und gemäßigt gebilliget werden mußten, wenn sie gleich, ihrer eigenen Natur und den obwaltenden Verhältnissen nach, sein Uebergewicht aufs höchste vermehreten. Er setzte eine Art Revolutionsgericht ein, nach welchem jeder, der öffent-

licher Gewaltthätigkeit beschuldigt wurde, innerhalb vier Tagen verurtheilt oder losgesprochen seyn mußte; auch gab er treffliche Verordnungen, jedem, der von neuem die höchste Gewalt an sich zu reißen versuchen wollte, bey Zeiten Einhalt zu thun — Verordnungen, welche dadurch nicht minder weise und gerecht genannt werden können, daß sie, hätte man ihnen eine Rückwirkung verstatten wollen, wol zum Theil gegen ihn selbst gültig gewesen wären. Um für jeden äußersten Fall — und freylich auch für Sicherung seiner selbst — Macht genug zu behalten, ließ er sich seine Statthalterschaft, mithin auch sein Heer in der Provinz, auf neue fünf Jahre verlängern.

Cäsar, der diesen Veränderungen aus der Ferne um so ruhiger zusah, da er sie schwerlich hätte hindern können und von ihnen selbst Vortheile für seine Absichten und Plane zu ziehen hoffte, verlangte, mit gewandter Politik und dem Schein von Mäßigung, nichts weiter, als daß er Pompejus' nicht nachgesetzt, sondern ihm verstattet würde, abwesend sich um das Consulat zu bewerben, und dann dieses, wie eben jener auch, unter Beybehaltung seiner Statthalterschaften führen zu dürfen.

Was aber an und für sich hier eins und dasselbe schien, war durch die Umstände höchst verschieden. Schon durch den einen: Pompejus' Heer stand beträchtlich von Rom entfernt, und war von diesem durch mächtige Gebirge geschieden: Cäsars Armee stand an der Grenze und konnte in wenigen Tagen Rom selbst überfallen.

Sein Gesuch ward Cäsar'n dennoch bewilligt. Da sich schwerlich mit einigen Geschichtschreibern des Alterthums annehmen läßt, der große Pompejus habe dies nicht genug erwogen und sey überlistet worden: so scheint es, als habe er Cäsar'n nur jetzt noch nicht reizen und zu einem Bürgerkriege entflammen wollen, der den noch blutenden und nicht vorbereiteten Staat in gänzliches Verderben hätte stürzen können; als habe er folglich seine Zustimmung zu dem gegeben, was er für das geringere Uebel hielt. Freylich mochte auch das Vertrauen mitwürken, das er noch immer nicht ganz aufgegeben: Cäsar werde gegen ihn, den Begründer all seines Glücks, kein Aeußerstes offenbar unternehmen; und noch weniger mochte dem Manne, der durch drey Jahrzehnde gewohnt war, fast überall

zu siegen, wo es wirklich galt — noch weniger mochte ihm der Glaube entstehen, daß er, wenn Cásar doch ein Aeußerstes offenbar wagte, auch in und außer sich hinlängliche Mittel finden würde, jeder verderblichen Gewalt zu steuern — ein Glaube, der ihn nicht verlassen zu haben scheint, bis er sich selbst verlassen sahe. —

Wahrscheinlich war demnach der höchstwichtige Beschluß des Senats, der zwey Jahre nach dem alleinigen Consulat Pompejus' durchgesetzt wurde, nicht nur scheinbar und vorgegeben gegen Pompejus' Wunsch und Absicht durchgesetzt — der Beschluß: da der Krieg in Gallien beendigt sey, solle Cásar seine Legionen entlassen und an einem ihm bestimmten Tage aus der Provinz abgehen; oder, im Fall er nicht gehorche, für einen Feind des Vaterlands erklärt werden.

Die Maßregel war streng und kühn, sie war vielleicht auch nothwendig: aber gewiß wáre es noch nothwendiger gewesen, sich schon früher in den Stand zu setzen, sie mit überwiegender Gewalt schnell und sicher durchführen zu können.

Cásars Freunde, und unter diesen vornámlich

Antonius, widersetzten sich, und flüchteten, da jenes vergeblich war, in Cäsars Lager; und nun erst traf der Senat Veranstaltungen, nöthigen Falls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, indem man dem Pompejus Vollmacht gab, auf jede nöthige Weise für die Sicherheit der Republik zu wachen und durch neue Werbungen deren Heer zu verstärken. — Diese Vollmacht war zwar ungemessen, aber die Anwendung derselben war es nicht: und so wurde, was zur Vollführung geschehen konnte, zwar nicht gehemmt, aber doch erschwert und verzögert. Cäsar hingegen, obgleich seine Hauptmacht eben jenseits der Alpen stand, und er von seinen Legionen nicht viel über sechstausend Mann zur Hand hatte; obgleich der Spatherbst und eine höchstungünstige Witterung jede kriegerische Unternehmung äußerst erschwerten — Cäsar erfuhr doch kaum diesen Beschluß, als er sich aufmachte, über den Rubicon — die Grenze des unverletzlichen Italiens — setzte, in den Mutterstaat einbrach, und mit der freyen Erklärung an seine Soldaten: der Wurf liegt — den Bürgerkrieg entzündete.

Das Wagstück war groß und erforderte allerdings einen Mann, der, wie Cäsar, neben allen Ta-

tenten und Erfahrungen des Helden und Herrschers, eben jetzt vom Glanz großer und neuer Eroberungen umleuchtet, und von keinem Gedanken an Recht und Gesetz mehr gestört wurde; einen Mann, der in die Lage gebracht und geneigt war, sich selbst und seine ganze Existenz aufs Spiel zu setzen; einen Mann endlich, der die Schätze ausgeplünderter Nationen in seiner Gewalt hatte, der eine Armee befehligte, welcher unter seiner Anführung nichts mehr ungerecht, nichts mehr unmöglich schien, und der mit dieser Armée nun über die Grenze eines Staats rückte, wo theils entsetzte, theils neuerungssüchtige Bürger von Führern berathen wurden, denen es großentheils an Fassung, Consequenz und Vertrauen fehlte.

Pompejus, der vom Senat nun erst, da es zu spät war, volle Gewalt zur Abwendung der Gefahr erhalten hatte, wog in so drängendem Verhältniß zu sorgsam Kraft gegen Kraft, und rechnete viel zu wenig auf die Gunst des Augenblicks und den Wankelmuth des Glücks: er wollte Cäsar'n nicht entgegentreten, da er es nicht mit voller Sicherheit des Vortheils vermochte, wollte lieber ihm die Zufuhren vom

Meer abschneiden, ihn durch Hunger zu zwingen, und traute dem Eroberer zu, er werde nicht eher ganz Rom zu Grunde richten, als seine entscheidende Stütze, die Armee, dem Mangel preisgeben! —

Pompejus verließ also Italien, und gab nun Cäsar'n freyen Spielraum — wenigstens für den Augenblick. Aber eben der Augenblick war Cäsar's Gott, und dieser Gott hat sich von jeher für die entschieden, die seine Andeutungen mit gewandter Kraft schnell auszuführen wußten. Wie weit Cäsar schon jetzt seine Plane, Beherrscher seines Vaterlandes zu seyn und zu bleiben, ausgebildet hatte; oder wie groß der Einfluß der nun immer weiter drängenden Verhältnisse auf denselben und die ihm darzubringenden Opfer war: das kann wol nicht mehr entschieden werden; vielleicht unterschied und sonderte aber auch Cäsar selbst beydes nicht.

Pompejus' Entfernung erleichterte es Cäsar'n, seine Absichten mit einigem Schein des Rechten zu verfolgen und selbst die Maske des guten Bürgers noch einige Zeit vorzunehmen. Er erklärte, daß er nur gekommen sey, das Vaterland gegen Parteysucht zu schützen, die Kräfte desselben zu seinem Wohl zu

concentriren, und seinem Heil wieder Sicherheit und Dauer zu verschaffen. Zu diesem Ende werde er vornämlich der Rechte des Tribunats, und folglich des Volks, gegen jede Unterdrückung sich unverrückt annehmen. Er that dem Senat, und selbst dem Pompejus, zu diesem Behuf öffentliche Vorschläge, welche eben so gemäßigt und wohlgesinnet schienen, als sie, wie er wohl wußte, unzureichend waren, zum Theil nicht zu Stande kommen konnten, und dann auf seine Gegner ein sehr nachtheiliges Licht werfen mußten. Pompejus sollte, diesen Vorschlägen nach, in seine Provinz (die entfernete) abgehen; Er wollte sich ebenfalls in die seinige (die nahe) zurückziehen; keine bewaffnete Macht dürfe fürder die Freyheit der Regierung, so wie die Freyheit gesetzmäßiger Volksversammlungen, in Rom stören! Pompejus sollte übrigens zu einer persönlichen Unterhandlung mit ihm veranlaßt werden; und alle seine Gegner möchten frey und ungekränkt bleiben, wenn nur die bewaffneten nicht weiter gegen ihn dienen wollten.

Jene Erklärung, besonders der letzte, dem Volk und seinen Repräsentanten gewidmete Theil derselben; diese Vorschläge, besonders der aufs sorg-

fältigste beobachtete letzte, zugleich politische und großmüthige Artikel — verstärkten Cäsars Partey beym Volke noch mehr; sie vermehrten auch die Anhänglichkeit seines Heeres an ihn aufs höchste: und über der Freude darüber bemerkte man es kaum, wie er, indem er die Entfernung jeder Militairgewalt von Rom versprach und forderte, eine neue Legion aus den Alpen aufs schnellste herbeyeilen ließ. —

Der neue Zuwachs Cäsars an Uebermacht setzte den Senat noch mehr in Schrecken und Zagheit; forderte aber Pompejus' dringend auf, endlich auch nach einem Aeußersten zu greifen. Er sammelte bey Capua die republikanischen Legionen, um mit ihnen nach Griechenland überzusetzen, und dort die Macht des ganzen, von ihm besiegten Morgenlandes mit ihnen zu vereinigen. Der größte Theil des Senats folgte ihm, so daß von den entscheidenden Behörden nur einige Tribunen zurückblieben. Cäsar ließ sie um so ungekränkter sich entfernen, je freyeres Feld er eben damit gewann und je mehr er doch zugleich dadurch in den Stand gesetzt wurde, sein Benehmen als einen neuen Beweis von Rechtlichkeit und Mäßi-

gung darzustellen. Beym Volke hingegen, das nur Thaten des Augenblicks, nicht weiter gehende Absichten und Plane, zu erkennen vermag, verlor Pompejus unersetzlich dadurch, daß er ohne allen offenen Widerstand fünf Legionen zurückzog und seinem Gegner den Platz räumte. — Cäsar eilte ihm nach und erreichte auch wirklich sein Heer bey Brundusium, konnte aber die Einschiffung desselben nicht verhindern und kehrte deshalb nach Rom zurück.

Der Schimmer des Alleinherrschers, der Anschein eines Siegers, und die Milde und Humanität gegen seine Gegner in Rom, gewannen Cäsar'n immer entschiednere Anhänger, und Niemand wagte, bey allen den willkürlichen Veränderungen, die er zu seiner Sicherheit und seinem Vortheil vornahm, auch nur Unzufriedenheit zu äußern. Er bemächtigte sich des alten, reichen Schatzes, *) der als ein Heiligthum der Republik blos zur Vertheidigung derselben gegen Gallier aufbewahret wurde, unter dem Vorwand: er habe die Macht der Gallier vernichtet, Rom bedürfe weiter keiner Vertheidigung gegen sie.

*) Ueber sechs Millionen Thaler.

Er setzte einen neuen Senat ein, (der alte, der sich als solchen auch constituirte, war in Pompejus' Lager,) und wählte dazu, so wie zu Anführern seiner Truppen, junge Männer von Kopf, von Unternehmungsgeist, in verzweifelten Glücksumständen, und ihm ganz ergeben. Als er so Rom für sich gesichert hatte, zog er aus mit seinem Heere; und weil er von der nahen, sehr beträchtlichen Macht Pompejus' in Spanien vorerst am meisten befürchtete, — wol auch, weil eben jetzt der Feldherr bey diesem Heere sich nicht selbst befand — zog er zunächst gegen dieses.

Dies Heer war über siebenzigtausend Mann stark, und unter die drey Feldherrn, Afranius, Petrejus und Varro vertheilt. Jene waren dem Pompejus treu ergeben, und verständige, tapfere Anführer einzelner Haufen, aber schlechte Feldherrn; dieser war mehr Gelehrter als Soldat, und auf Pompejus' Seite mehr aus kalter Achtung, als aus lebhafter Theilnahme. Er machte den sorgsamen Beobachter, aber nicht den Krieger, und leistete weder Nützliches, noch Schädliches. Afranius und Petrejus nahmen eine feste Stellung in Catalonien. Cäsars Heer hatte

sich schon vor seiner Ankunft den Weg über die Pyrenäen geöffnet, befand sich aber, eben da er zu demselben kam, in einer gefahrvollen Lage. Durch schnell geschmolzenen Schnee der Gebirge waren die Flüsse, zwischen denen es gelagert stand, so angeschwollen, daß sie ihre Ufer überstiegen, die ganze Gegend überschwemmt, und die Mannschaft dem Hunger Preis gegeben hatten. Man hielt den Untergang des Heers für so entschieden, daß viele angesehene und bedeutende Römer, welche aus Furchtsamkeit sich bis dahin noch nicht für eine Partey entschieden hatten, sich laut für die Republik erklärten und zum Pompejus nach Macedonien begaben. *)

Cäsars Genie hatte indessen schon einen Ausweg gefunden. Unbemerkt hatte er eine Menge flacher Boote bauen lassen, und mit diesen setzte er so plötzlich über den Fluß, daß die überraschten Gegner in der Verwirrung ihm nicht nur nicht widerstanden, sondern sogar ihn das Gebirge besetzen ließen. So war denn dies beträchtliche Heer, ehe seine Anführer

*) Unter diesen war auch Cicero, den Cäsar kurz vorher, aus genauer Kenntniß seines Charakters, und mit wahrer Achtung, vor jeder Theilnahme an diesen Händeln gewarnt hatte.

nur zu einem Entschluß kamen, von allen Seiten eingeschlossen und konnte weder vor- noch rückwärts. Cäsar erklärte nun mit imponirendem Stolz: Bürgerblut zu schonen, schlage er sie nicht, sondern nehme es an, daß sie sich ihm und seiner Gnade ergäben, nach welcher sie dann nicht als kriegsgefangen, sondern frey, in ihre Heimath ziehen und nur weiter keine Dienste gegen ihn thun möchten. Sie nahmen das dankbar an, und er ließ ihnen nun sogar alle ihre Habe zurückgeben und ersetzte dieselbe seinen Soldaten aus eigenem Vermögen — das heißt freylich: aus dem in Rom entwendeten Schatze.

Da er aus der Nähe nichts mehr zu besorgen hatte, ging er nochmals nach Rom zurück, ließ sich zum Dictator ernennen, um unter dem Schein des Rechts ferner seine willkürlichen Anordnungen zu treffen; und weil er, bald darauf wieder abziehend, keinen Feind mehr hinter sich ließ, schonte er diesen Schein sogar bis dahin, daß er diese neue Würde bald wieder feyerlich niederlegte.

Pompejus hatte indessen in Macedonien ein großes und wohlgeordnetes Heer zusammengebracht, und glaubte, nun, im Ausgang des Octobers, wo gewöhn-

lich Stürme die Schiffahrt unmöglich machen, vor jedem Ueberfall sicher zu seyn. Doch eben die Gefahr reizte Cäsar'n, und versprach ihm, im Fall des Gelingens, ein um so entscheidenderes Glück.

Pompejus hatte seine Truppen in Quartiere vertheilt; hundert Senatoren um ihn repräsentirten den einzigen wahren Senat der Republik, und siebentausend Bürger das echte römische Volk. Man hielt Versammlungen und faßte Entschlüsse in aller gesetzlichen Form; das wahre Rom, erklärte man, sey nur hier um den Feldherrn.

Cäsar war wieder zu Brundusium eingetroffen; hatte, weil es an Fahrzeugen gebrach, sein ganzes Heer einzuschiffen, die erste Abtheilung desselben den Stürmen anvertraut, und diese, im Bunde mit seinem unwandelbaren Glück, hatten sie ohne Gefahr in Epirus — in einer Gegend landen lassen, die selbst in günstiger Jahreszeit sonst sehr gefährlich war. Sobald Pompejus die erste Nachricht hiervon erhielt, ließ er auch seine Flotte in See gehen, und diese verhinderte die Ueberfahrt der zweyten Abtheilung von Cäsars Heere zwey Monate lang. Indessen wagte es Cäsar, mit der ersten seine Vortheile auf dem festen

Lande weiter zu verfolgen. Mit schlauer, sicher rechnender Politik hatte er sich wieder zum Consul erwählen lassen, und trat nun, mit allem Pomp und den gesetzlichen Zeichen dieser hohen Würde, wohin er kam, auf. Niemand wagte, sich ihm zu widersetzen, und die Städte öffneten ihm, dem Consul, ihre Thore.

In Dyrrhachium hatte Pompejus große Magazine angelegt: Cäsar bedurfte deren, und eilte, sie wegzunehmen; aber Pompejus kam ihm zuvor, und lagerte sich vor Cäsars Ankunft unter den Wällen der Stadt. Hier, in der vortheilhaftesten Stellung und versorgt mit allen Bedürfnissen, wollte er den Gegner erwarten. Dieser hingegen hatte vor allem die zweyte Abtheilung seines Heeres nöthig, und da diese immer noch außenblieb, hielt er seinen verwegenen Muth nicht länger zurück. Er verkleidete sich, bestieg ein kleines Fahrzeug, und wollte sich unter dem Namen eines Boten Cäsars nach Brundusium übersetzen lassen, um die Verweilenden selbst mit Gewalt herbeyzuführen. Ein Sturm ergreift die Barke, der Schiffer will umkehren; Cäsar springt zu ihm und ruft: Sey ohne Furcht: du führst Cäsar'n und sein

Glück! Erschrocken erneuern nun die Schiffsleute alle Anstrengung: es war jedoch vergebens; das Schiff wurde an die Küste zurückgeworfen, und Cäsar war wieder unter den Seinigen, ehe sie nur wußten, daß er sie verlassen habe.

So verdrüßlich ihn dieser Unfall machte, so nahm er ihn doch keineswegs als Warnung, im Gegentheil als Aufforderung des Schicksals auf, sein Glück nur desto eifriger zu verfolgen, da es ihn ja aus einer Gefahr errettet, in welcher jeder Andere umgekommen wäre. — In dieser Ueberzeugung wurde er bestärkt durch die bald eintreffenden Boten: es sey jener Abtheilung des Heers wirklich gelungen, in Dalmatien zu landen. In kurzem vereinigte er sie mit sich und sehnte sich nun nach einer entscheidenden Schlacht, besonders da sein Heer so sehr an allem Mangel litt, daß es aus wilden Wurzeln eine Art elenden Brotes backen mußte.

Aber eben darum vermied Pompejus eine Schlacht um so sorgsamer. Pompejus' Heer in seiner trefflichen Stellung anzugreifen, war schlechterdings unmöglich; Cäsar war also durch Noth zu außerordentlichen Hülfsmitteln gedrungen, und wählte eines der

seltsamsten — vielleicht zuvörderst, weil es seine Soldaten reichlich beschäftigte, ihnen als etwas ganz Neues gefiel, und sie von der Betrachtung ihrer traurigen Lage abzog. Er ließ nämlich das ihm weit überlegene feindliche Heer durch Gräben, Wälle und Blockhäuser einschließen, und gedachte damit, es entweder von der Küste, oder von der Gemeinschaft mit dem festen Lande zu entfernen. Es war aber vergebens; Pompejus blieb unverrückt in seiner gesicherten Stellung, und ließ nur Cäsars Lager mit gleicher Kette von Gräben, Wällen und Blockhäusern umgeben.

So standen zwey große Lager, wie ungeheure Festungen, einander gegenüber, und beyde Heere waren zugleich Belagerte und Belagerer. Unaufhörlich kam es zu Gefechten, welche immer bedeutender wurden, bis endlich der entscheidende Moment sich von selbst herbeyführte: Cäsars Linien wurden überwältigt; seine Truppen, in Unordnung gebracht, flohen unaufhaltsam dem Lager zu; die Gräben waren mit Verwundeten und Erschlagenen angefüllt, und die Flüchtigen wagten selbst nicht, die Wälle seines Lagers zu besetzen. Cäsar selbst gestand nachher, jetzt habe

es Pompejus ganz in der Hand gehabt, den Streit zu beendigen.

Hier treffen wir aber auf eines der Ereignisse, welche in der Geschichte häufiger sind, als ihre Beschreiber zugestehen wollen; eines der Ereignisse, über deren Ursachen und Zusammenhang tausenderley vermuthet, aber nichts mit Gewißheit, nichts befriedigend bestimmet werden kann. Der Glaube der alten, wie der neuen Welt schreibt deshalb bekanntlich solche Ereignisse der besondern Schickung eines allerhöchsten Willens zu, für den das Wort Zufall oder Schicksal eben nur ein anderes Wort ist.

Pompejus nämlich, der sein ganzes Leben hindurch sich als besonnenen, erfahrnen, tapfern Feldherrn bewährt hatte, der dafür selbst von seinen Feinden erklärt ward, der überdies von mehrern der einsichtsvollsten Krieger Roms umgeben war, der hier gar nichts Neues zu thun, sondern blos, was schon geschehen, ferner walten zu lassen hatte: Pompejus benutzte nicht nur diesen schon entschiedenen Sieg nicht, sondern störte ihn sogar in seinem Laufe, indem er seine Soldaten zurückhielt, in Cäsars Lager zu brechen, und sie nur gegen einzelne, versprengte

Heereshaufen anführte, diese zu vernichten. Unter allen Möglichkeiten, die man sich zur Erklärung dieses Ereignisses ersinnen mag, dürfte wol das noch die annehmbarste seyn: der Sieg war allzuleicht erfochten, war allzuschnell entschieden: Pompejus hielt alles für eine Kriegslist Cäsars, ihn in sein Lager zu locken und da mit den Seinigen aufzureiben.

Cäsar erholte sich kaum von seinem Erstaunen über dieses sein unerwartetes Glück, als er auch schon es bestens zu benutzen verstand. Er raffte von den Seinigen, was irgend möglich war, zusammen, führte sie in sieben Tagen mit der größten Geschwindigkeit zurück nach Thessalien, und erklärte nun den ganzen Unfall für eine unbedeutende Kleinigkeit, welche blos durch Mißverständniß einiger feigen Adlerträger entstanden sey. Der Erfolg war, wie bey ähnlichen Vorfällen späterer Zeiten: Cäsar erweckte dadurch in den Soldaten neues Vertrauen zu sich selbst und zu ihm, und entzündete eine desto heftigere Begierde, den erlangten Schimpf desto schneller, desto vollkommener auszulöschen. Das fruchtbare Thessalien diente übrigens Cäsar'n nicht nur als trefflicher Erholungsplatz für die Seinigen, sondern gewährte ihm auch

noch, für alle nun mögliche Fälle, bedeutende Vortheile. Folgte ihm Pompejus nicht: so konnte er hier seine Macht leicht um ein Großes verstärken; folgte er ihm: so entfernte er den Gegner von seinen Magazinen und Flotten, mithin von aller Unterstützung über See.

Pompejus, dieser unglückliche Sieger, bedachte nun zu spät, wie die erlangten Vortheile zu verfolgen gewesen wären; aber zu männlich, sich durch Unglück, sogar selbstverschuldetes, beugen zu lassen, versuchte er wenigstens, nun noch zu nützen, was zu nützen seyn möchte. Er zog Cäsar'n nach Thessalien nach, und überzeugt, daß consequente Beharrlichkeit bey einem einmal entschiedenen, an sich wohlbegründeten System am Ende doch das Glück bannen müsse, entschloß er sich, seinen bedachtsamen Gang ferner zu wandeln, unangreifbare Stellungen zu nehmen, dem Feinde die Zufuhr abzuschneiden, und ihn durch Noth zum Ergeben oder zu unbedachtsamen Wagstücken zu zwingen. In dieser Absicht setzte er sich auf den Anhöhen bey der Stadt Pharsalus fest.

Die Aerndte war längst vorüber; Cäsars Heer hatte das Land weit und breit ausgezehrt, auf der

See herrschte Pompejus, von ihm waren auch die Küsten besetzt: Cäsar hatte von keiner Seite Abhelfung seiner Bedürfnisse zu hoffen, und mußte das auch so uneingeschränkt zugestehen, daß er schon Befehl zum Aufbruch gab, um Pompejus' entweder zu einer Schlacht herbeyzulocken, oder ihm in noch nicht ausgesogene Gegenden zu entschlüpfen.

Pompejus übersahe seines Gegners gefährliche, und seine eigene vortheilhafte Lage vollkommen: aber nicht so der Senat, nicht so die Anführer, welche ihn umgaben. Alles drang in ihn, eine entscheidende Schlacht zu liefern; bejahrte Senatoren warfen ihm vor, er denke an sich und nicht an den Staat; er ziehe den Krieg in die Länge, um länger sie in ihrer Abhängigkeit zu erhalten. Bundesgenossene Fürsten und Heerführer fanden es unbegreiflich, warum er zögere, einen so geschwächten Feind vollends zu vernichten. Junge römische Anführer, die solch ein Vernichten für leicht genug hielten, wollten sich so bequeme Gelegenheit, als Helden zu erscheinen, nicht entgehen lassen: sie schrien laut nach einer Hauptschlacht, und um ihrem Geschrey mehr Nachdruck zu geben, verbreiteten sie dasselbe unter dem Heere, wel-

ches nun mit frechem Spott über die ängstliche Bedachtsamkeit des alternden, geschwächten Heerführers einstimmte; und wer durch seine Verhältnisse sich berechtigt glaubte, von der Besiegung Cäsars Vortheile zu ziehen, stritt schon mit den Andern über die zweckmäßigste Besetzung der neuen höchsten Würden und einträglichsten Posten durch Personen aus ihrem Mittel.*) Was auch Pompejus von den Vortheilen ihrer jetzigen Verhältnisse und deren Folgen, was er besonders gegen eine jetzt zu liefernde, entscheidende Schlacht anführen mochte — wie eben jetzt Cäsars Heer durch seine Noth zur Verzweiflung gedrungen sey, und wie selbst der schwächere, aber verzweifelnde Feind unter guter Anführung auch dem überlegensten gefährlich werden könne —: es war vergebens; er mußte Meuterey unter den Anführern und offenes Uebergehen unter den Soldaten befürchten: und so

*) Plutarch macht hierbey die Anmerkung: „Sie betrachteten diese Schlacht, als wäre sie einem König Tigranes, und nicht dem Cäsar zu liefern, der tausend Städte erstürmt, über dreyhundert verschiedene Völkerschaften bezwungen, eine Million Menschen gefangen, und eine Million in geordneten Schlachten erlegt hatte." Welch ein Bild Grauen erregender Größe!

opferte er denn seine eigene Ueberzeugung auf, und zog herab von den sichern Anhöhen zur gefahrvollen, entscheidenden Schlacht.

Sein Heer bestand aus fünfundvierzigtausend Mann Fußvolk und siebentausend Reitern. Ein Theil des Fußvolks bestand aus asiatischen Hülfstruppen, auf welche wenig zu rechnen war; in der Reiterey lag die Hauptkraft des Heers. Cäsar konnte nur zweyundzwanzigtausend Mann entgegenstellen: aber Männer, die vor Schlachtbegier brannten, theils ihren verletzten Ruhm wieder herzustellen, theils ihren Mangel mit Ueberfluß zu vertauschen. Um ihnen jede Hoffnung zum Entfliehn zu benehmen, ließ Cäsar alle Verschanzungen seines Lagers niederreißen, alle Gräben ausfüllen, so daß jeder einzelne Soldat wußte, er müsse siegen oder umkommen. Bey allen diesen Zurüstungen war er selbst gegenwärtig; eine unverstellte, begeisternde Freude leuchtete aus seinem ganzen Wesen hervor; einmal über das andere rief er aus: Endlich, endlich kommt der Tag, wo wir mit Männern, nicht mit Mangel und Noth zu kämpfen haben! Sein Losungswort war: Venus, die

Siegerin! Pompejus' Losungswort: Herkules, der Unüberwundene!

Pompejus selbst befand sich mit zwey tapfern Legionen auf dem linken Flügel; den rechten bildeten vornämlich die Legionen, die unter ihm in Spanien gedient hatten — jetzt unter Afranius Anführung. Das mittlere Treffen bestand aus den Legionen, welche ihm aus Syrien zugeführt waren, unter der Anführung seines Schwiegervaters, Scipio. Die asiatischen Bundesgenossen waren den letztern beygegeben, theils um sie sehr beträchtlich zu verstärken, theils, damit diese weniger Zuverlässigen durch solche Stellung selbst zu ihrer Pflicht gezwungen werden konnten. Sein rechter Flügel war durch den Enipeus gedeckt: darum verstärkte er den linken mit Schützen aller Art, vornämlich aber mit jenem großen, schönen, auserlesenen Corps Reiterey, auf welches er die größte Hoffnung setzte. Das ganze Heer war in drey Linien getheilt, die einander ziemlich nahe standen.

Cäsar kannte die ganze Disposition seines Gegners durch Ueberläufer. Er stellte der Person Pompejus' und der Hauptmacht desselben sich selbst und

seine berühmte, unbezwungene, zehnde Legion auf dem rechten Flügel entgegen; den linken übergab er dem Marcus Antonius, ebenfalls mit erprobten Legionen; im Mittelpunkt häufte auch er so viel gemischte Masse zusammen, als ihm zu Diensten stand. Auch er stellte sein Heer in drey Linien, aber mit größern Zwischenräumen.

Pompejus wußte, daß Cäsar an der Spitze seiner zehnden Legion ihm persönlich entgegentrete, und behielt seine ganze Reiterey bey sich, ihn zu überflügeln und dadurch zu bewirken, daß er von dem übrigen Heer abgeschnitten werden könnte. Cäsar, der seine Absichten bald überschauete und nicht mehr als tausend Mann Reiterey besaß, behielt diese bey sich und verstärkte sie eiligst durch einen Haufen auserlesenen, geprüften Fußvolks, welches vornämlich bestimmt war, seiner Legion den ersten heftigen Angriff der feindlichen Reiterey abhalten zu helfen. Er befahl diesem Corps, die Wurfspieße nicht, wie gewöhnlich, den Berittenen in die Ferne entgegenzuschleudern, sondern sie ganz nahe anrücken zu lassen, und dann blos nach ihren Gesichtern zu zielen. Gebt Acht, rief er spottend; es sind fast lauter hübsche

junge Herrn: wenn die ihre blühenden Gesichter in Gefahr sehen, so wenden sie um!

Jetzt standen die beyden Heere, welche das Schicksal der Welt entscheiden sollten, einander gegenüber — Cäsar, mit den Seinigen, den Angriff ruhig erwartend, Pompejus, den vorlauten Uebermuth und die zwecklose Geschäftigkeit der Seinigen kaum zu zügeln vermögend. Pompejus, der sich bey weitem den stärkern und in der Kunst des Manöver den überlegenen wußte, griff nicht an: und so hielten beyde Heere in tiefer Stille eine Zeitlang einander im Gesicht — eine Stille, die um so grauenvoller war, weil sie Raum und Aufforderung gab, zu betrachten, was alles in diesen Stunden entschieden werden müßte, und daß Römer gegen Römer, oft der Vater gegen den Sohn, der Bruder gegen den Bruder, der Freund gegen den Freund, feindseelig einander entgegenstehen. Cäsar bemerkte kaum, daß dergleichen Betrachtungen mehrern seiner Untergebenen beyfielen, als er das Zeichen zum Angriff durch die Trompete geben ließ.

Pompejus' Heer hielt den ersten hitzigen Angriff standhaft aus; das Hauptgefecht entspann sich dann

im Mitteltreffen. Pompejus, dem dies sehr erwünscht war, ließ seine Reiterey ihre Glieder erweitern und schnell vorrücken, Cäsars rechten Flügel zu umringen. Cäsars Reiterey, so tapfer sie kämpfte, konnte den gewaltigen Angriff nicht aushalten. Er selbst bemerkte das kaum, als er ihr befahl, sich allmählig zurückzuziehen und jenen, zu ihrer Unterstützung bestimmten Cohorten Fußvolks Raum zu lassen. Diese, die ihr ganzes Leben im Felde hingebracht, rückten dann auch in größter Ordnung mit enggeschlossenen Gliedern an, ließen die Gegner auf sich einsprengen, und warfen nun mit Eins ihre Wurfspieße ihnen nach den Gesichtern. Der Erfolg dieses überraschenden Verfahrens war, wie ihn Cäsar vorausgesehen hatte: jeder fuhr, ohne sich dessen bewußt zu seyn, mit den Händen nach dem Gesicht, gab dadurch wenigstens einen Augenblick Blößen, und empfing nun gefährliche Wunden oder gerieth doch in Verwirrung. In wenig Minuten flohe das ganze berittene Corps und ließ das Fußvolk unbedeckt. Cäsar ließ den Anführern desselben keinen Augenblick zu Abfassung neuer Dispositionen an der Stelle der unerwartet vereitelten, sondern griff, ohne die Fliehenden zu ver-

folgen, den blosgegebenen Flügel mit solcher Heftigkeit an, daß der größte Theil desselben niedergehauen wurde.

Pompejus, der durch dies unerwartete Unglück zum erstenmal in seinem Leben ganz außer Fassung gebracht war, gab nicht nur, wie er freylich mußte, diesen Flügel, sondern, in unglückseeliger Uebereilung, die ganze Schlacht für verloren; überließ die Fortführung derselben den andern Anführern, zog sich in Verzweiflung und unbemerkt in sein Lager zurück, und gab sich eine Zeitlang gänzlich dem schrecklichen Bewußtseyn hin, in Einer Stunde das Glück und den Ruhm verloren zu haben, welche er durch hohe Verdienste die ganzen vierunddreyßig Jahre seines öffentlich thätigen Lebens unwandelbar an sich gebunden hatte. Cäsar hingegen, der die Gunst des Augenblicks aufs eifrigste zu benutzen wußte, überall selbst war, jeden kleinen günstigen Umstand, jeden unerwarteten Zufall, im Moment zu noch größerm Vortheil wendete — Cäsar erhielt nun, mit mäßigem Verlust und in kurzer Zeit, den entschiedensten Sieg. Nicht geringen Antheil an diesem, und obendrein in der Folge einen gleißenden Schein von

Menschlichkeit, erlangte er dadurch, daß er den Seinigen befohlen hatte — jeder solle seinem Gegner, wenn er ihm nahe trete, plötzlich zurufen: Steh, du hast nichts zu fürchten! wo denn wirklich viele stutzend stehen blieben und aufhörten zu fechten.

Mit der Behauptung des Schlachtfelds nicht zufrieden, wußte Cäsar seine ermüdeten Truppen in jenen Siegesrausch zu versetzen, der den einzelnen Mann so leicht über sich selbst erhebt. Sie schlossen sich enger an ihn, folgten ihm nochmals, und so stürmte er in fliegender Eile gegen Pompejus' Verschanzung. Wie? rief dieser, auch mein Lager? Und dies war sein einziges Wort. Er warf die Zeichen seiner Würde von sich, entflohe verkleidet und nur mit vier Freunden nach Larissa. *) Cäsar erstürmte das Lager und zwang die Cohorten, die zur Bewachung dessel-

*) Im Verfolg dieses seines Weges fühlte Pompejus — bisher der erste Mann der Welt — sich eines Abends so erschöpft und von allen Nothwendigkeiten so entblößt, daß er sich an das Ufer eines Bachs warf, seinen brennenden Durst zu stillen, und seine Gefährten sich glücklich priesen, daß sie endlich noch eine ärmliche Fischerhütte entdeckten, worin er die Nacht zubringen konnte.

ben aufgestellt waren, ohngeachtet ihres tapfern Widerstandes, sich endlich zu ergeben.

Indeß seine Soldaten sich mit kostbarer Beute bereicherten, drang er in Pompejus' Zelt und bemächtigte sich seiner Papiere. Mit einer des Helden und großen Mannes würdigen Selbstbeherrschung las er kein Blatt derselben, sondern verbrannte sie augenblicklich. Was ihm zu wissen Noth that, wußte er: von dem Uebrigen wollte er lieber nicht unterrichtet — wollte er vornämlich nicht veranlaßt seyn, gehässige Gesinnungen zu fassen und Härte zu üben. Auch ertheilte er allen römischen Bürgern unter den Gefangenen sogleich ihre Freyheit unter dem Versprechen, nicht wieder gegen ihn die Waffen zu führen. Diese vielgepriesene Mäßigung verliert jedoch, wenn man bedenkt, daß seine Politik sie eben so anrieth, als Charakterwürde und Menschlichkeit, und man dann lieset, daß, als er zwischen den Haufen der Erschlagenen umherwandelte, er sich nicht enthalten konnte, triumphirend auszurufen: Sie wollten's ja so haben! sie zwangen mich ja, zu siegen, um selbst sicher zu seyn! —

Pompejus war durch diesen furchtbaren Schlag

zwar gebeugt, aber noch keineswegs erdrückt. Außer den unerschöpflichen Hülfsquellen in seinem Innern, war er noch Meister zur See; in Afrika stand ihm ein beträchtliches Heer zu Dienste; mächtige Bundesgenossen waren ihm noch ergeben. Mit diesen wäre ihm der Uebergang nach Spanien leicht gewesen, und auf Spanien selbst konnte er rechnen. Mochte er nun aber diese Heereskraft noch nicht für stark genug halten, dem siegreichen Cäsar mit Glück zu begegnen, oder mochte er für unmöglich halten, sie (in so mäßiger Entfernung) schnell genug zu sammlen, ehe der nachdringende Sieger sie ergriff: er erwählte Aegypten zum Sammelplatz seiner zerstreueten Kräfte — Aegypten, das ferne, reiche, fruchtbare, mächtig zur See, und durch seine Lage gegen jeden Anfall geschützt, der nicht durch eine starke Flotte unterstützt ward. Daß er vom Könige wohl aufgenommen werden würde, konnte er — der Mann von Adel der Gesinnung — um so weniger bezweifeln, da dieser ihm sein ganzes Glück, ja seine Existenz zu verdanken hatte. Er hatte nämlich diesen König, als er, von seinem Volke vertrieben und von Allen verlassen, sich in seine Arme geworfen, mit Darbrin-

gung von Zeit, Macht und eigenem Vermögen wieder auf den Thron zurückgeführt.

Pompejus landete mit etwa zweytausend Mann, die sich unterweges zu ihm gefunden, während Cäsar mit möglichster Eile ihm nachdrang. Der König hatte sich eben, an derselben Küste, mit einem Heer gelagert. Pompejus ließ ihm seine Ankunft melden, und erwartete eine Einladung, die seinen Würden und seinen Verdiensten um dies Reich angemessen sey. Nach einer Weile sahe man aber nur einen der Anführer dieses Heers mit wenig Begleitern auf einem schlechten Fahrzeuge sich nahen. Dieser Abgesandte entschuldigte seine unansehnliche Umgebung mit der Seichtigkeit des Fahrwassers, und lud den Feldherrn im Namen des Königs zu landen ein. Pompejus stutzte anfänglich; seine Freunde, seine Gemalin — welche er auf diesem Zuge ebenfalls mit sich genommen — drangen ängstlich in ihn, die Seinigen nicht zu verlassen und in einer Zeit der Treulosigkeit sein Vertrauen auf Menschen von sich zu werfen: er ließ sich aber dadurch nicht irren, und bestieg mit zwey Dienern das ägyptische Fahrzeug, indem er scherzend die Worte des Sophokles aussprach:

Wer einmal sich Tyrannenmacht vertraut,
Der wird ihr Sklav, wie frey er sich ergeben.

Als er das Fahrzeug bestiegen und es sich in Bewegung gesetzt hatte, fiel die scheue, tiefe Stille auf, welche unter den Aegyptern herrschte. Pompejus blickte ernster und schärfer unter ihnen umher, und entdeckte jetzt einen Mann in der Kleidung eines römischen Kriegers. Das war ihm erwünscht. Er redete ihn an: Kriegsgefährte, ich meyne, wir haben uns irgendwo schon gesehen. Ein kurzes, demüthiges Ja war die ganze Antwort, worauf wieder eine lange Stille folgte. Jener Römer hieß Septimius und hatte wirklich unter ihm als Hauptmann gedient.

Das Fahrzeug nahete sich der Küste und mehrere Vornehme traten aus dem Lager hervor — wie zu glauben stand, den Feldherrn zu empfangen und zum König zu geleiten. Die Barke landete; Pompejus' Freygelassener sprang zuerst ans Land, reichte ihm die Hand zum Aussteigen, und indem er diese Hand ergriff, stieß ihm Septimius das Schwerdt von hinten in die Seite, indem zugleich die Andern mit ihren Dolchen auf ihn eindrangen. Pompejus, ganz außer Stand, sich zu vertheidigen oder zu entkommen,

schlug sein Gewand um sich, bedeckte damit sein Gesicht, und sank unter den Streichen der Mörder ohne irgend eine Bewegung, ohne irgend einen Laut. Das ganze ägyptische Heer, den jungen König an der Spitze, sahe der Schandthat zu. Sie war ein Werk treuloser Politik und niederträchtiger Feigheit. Man glaubte sich dem nachfolgenden Sieger nicht besser empfehlen zu können, als durch Erlegung seines noch immer gefährlichen Gegners. Man sandte auch deshalb Pompejus' Haupt, das man vom Körper getrennt hatte, diesem als Geschenk zu. Er — weinte, veranstaltete ein prachtvolles Todtenopfer, und errichtete einen Tempel.

Pompejus fiel in seinem achtundfunfzigsten Lebensjahre. Vierunddreyßig war er gewohnt gewesen, Sieger zu Land und Meer, vierundzwanzig, der erste Mann im Staate zu seyn. Die Mörder ließen seinen Leichnam entkleidet am Ufer zur Schau liegen; nur sein treuer Freygelassener blieb bey ihm, erfüllete des andern Tages, mit Hülfe eines alten Kriegers, der ehemals unter dem großen Feldherrn gedient hatte, die letzte Pflicht gegen seine Ueberreste, und brachte

die Asche derselben seiner Gemalin, welche sie in der Stille auf seinem ländlichen Lieblingssitz begrub.

Obgleich nach der pharsalischen Schlacht ein großer Theil der Armee Pompejus' zum Sieger überging, war der Bürgerkrieg doch noch nicht geendet. Bey Corcyra lag Pompejus' mächtige Flotte, zum Theil unter Cassius' Anführung; in Afrika stand, außer einigen römischen Legionen, Juba im Felde; in Spanien fand Pompejus' ältester Sohn die mächtigste Unterstützung zur Rache seines Vaters, so daß er, bey seinem unermüdeten Eifer, nach zwey Jahren mit dreyzehn Legionen zum neuen Kampf auftreten konnte.

Cäsars erstes Bestreben nach jener Schlacht war, dadurch das Andenken seines großen Gegners zu verdunkeln und die Freunde desselben zu gewinnen, daß er allen verzieh, allen mit Achtung und Schonung entgegenkam. Ehe er von Pompejus' Ende benachrichtiget war, schiffte er sich eilig auf wenigen Fahrzeugen ein, diesem zu folgen, und sein kleines Geschwader stieß auf das weit überlegene des Cassius, der von Pompejus' Tode unterrichtet war. Cassius glaubte mithin, Cäsar suche ihn auf, und müsse folg=

lich den übrigen Theil von Pompejus' Flotte schon in seiner Macht haben. Cäsar wäre ohne diesen Irrthum verloren gewesen: so ergab sich ihm Cassius freywillig, und das Glück legte einen neuen Beweis ab von seiner grenzenlosen Begünstigung des Feldherrn.

Jetzt landete dieser — nur drey Tage später, als Pompejus — in Alexandrien. Man empfing ihn als Oberherrn des römischen Staats. Die berüchtigte Cleopatra, damals in der Blüthe der Schönheit, war von der Regierung ausgeschlossen: er setzte sie auf den Thron, und sie brachte ihm zum Danke ihre ganze Weibergunst dar, und erschöpfte ihr Reich für prachtvolle Feste, welche sie ihrem und Roms Besieger gab. Das Volk empörte sich, Cäsar wäre auch hier verloren gewesen, hätte nicht das Glück, durch eine neue Vergünstigung, ihm den jungen Prinzen, für den das Volk stritt, in die Hände geliefert. Dieses Kind gab er nicht eher heraus, bis er, mit dem größten Theil seiner Armee, ohne alle Gefahr sich einschiffen und entfernen konnte.

Sein Sinn stand jetzt nach Italien, um daselbst seine Uebermacht, die nun von den Pompejanern aus

Afrika bedroht wurde, vollkommen zu befestigen und die Früchte derselben in vollem Maße zu genießen. Man empfing ihn daselbst als regierenden Herrn, und erleichterte es ihm eben dadurch, daß er die äußern, leeren Formen der Republik stehen lassen konnte — was für ihn jetzt um so vortheilhafter war, da er nicht lange verweilen konnte, sondern der hereindringenden Macht der republikanischen Pompejaner entgegenziehen mußte.

Auch bey diesem Heereszuge rechnete er darauf, die Gegner gleich anfänglich durch Ueberraschung gleichsam zu fesseln. Es war Anfang Octobers — eine stürmische und die gefahrenvolleste Jahreszeit: er schiffte sich dennoch ein, und trotzte ihr im Vertrauen auf sein Glück. Dies schien ihn hier zum erstenmal ernstlich zu warnen, ohne jedoch seine Gunst von ihm noch abziehen zu können: ein Sturm zerstreuete seine Flotte; mit nicht mehr als dreytausend Mann war er gezwungen, im Angesicht einer, über allen Vergleich stärkern, feindlichen Macht zu landen. Die Gegner, von Cäsars Feldherrnweisheit überzeugt, konnten ihm ein so tollkühnes Wagstück gar nicht zutrauen, hielten sein kleines Heer nur für einen Vor-

trab des größern; und weil sie, überrascht, noch nicht im Stande waren, einem solchen zu begegnen, eilten sie, statt ihn anzugreifen, sich zu verschanzen, um selbst vor einem Angriff sicher zu seyn. So sehr diese neuen, fast unbegreiflichen Begünstigungen des Glücks ihn selbst überraschten, so wußte doch sein heller Geist sie augenblicklich zu benutzen und für seine Zwecke zu gestalten. Und so ward es ihm möglich, sich bis zur Ankunft seiner zerstreueten Flotte zu halten, und dann fünf Monate hindurch einen blutigen Feldzug, wenn auch mit manchem beträchtlichen Verlust, doch siegreich zu führen, bis ihm endlich der Hauptschlag bey Thapsus vollkommen gelang. Hier fiel unter seinem Schwerdte alles, was ihm nicht als unumschränktem Oberherrn huldigte, oder nach Spanien zu Pompejus' Söhnen floh, oder endlich durch einen freywilligen Tod sich rettete. Unter den letztern war bekanntlich auch der strenge, große Cato.

Cäsar sandte den treuesten Theil seines Heers nach Spanien und segelte selbst nach Italien zurück. Alles kam ihm mit Demuth, welche Furcht und bange Erwartung erpreßten, entgegen. In Rom schuf man

neue Würden für ihn, die freylich nichts als leere Titel für den waren, der durch seine Krieger alles war, was er seyn wollte. Man ernannte ihn zum Dictator auf zehn Jahre, zum alleinigen Censor, zum lebenslänglichen Tribun; man setzte ihm einen goldenen Thron neben den Sitz des Consuls; man verordnete für seine Thaten ein allgemeines Dankfest von vierzig Tagen, und er, theils den Vollgenuß seiner Oberherrschaft zu haben, theils — und vielleicht noch mehr — das Volk von ernsterer Betrachtung seines jetzigen Zustandes abzulenken, stellete ein Siegesgepränge, ein öffentliches Schauspiel und Gastmal nach dem andern an, und alles dies mit einer Größe und Herrlichkeit, wie es noch nie gesehen worden, und auch nur dem Besieger der Welt möglich war. Mehr als achtzig Millionen an Geld und edlen Metallen legte er, seinen Patriotismus zu beweisen, in die Staatskasse nieder: behielt sich selbst aber freylich dazu den alleinigen Schlüssel. Unsere Zeiten haben für die Pracht und Verschwendung dieser Feste keinen Maßstab mehr — vielleicht auch keinen für die Opfer, durch welche sie möglich wurden: denn jetzt waren durch Cäsar im ganzen Laufe seiner

Eroberungen weit über anderthalb Millionen waffenfähiger Mannschaft umgekommen; das Verderben der zahllosen Andern kam bey Römern gar nicht in Anschlag.

Aus diesen Genüssen des Stolzes und der Prachtliebe riefen ihn Pompejus' Söhne ab. Das Heer derselben in Spanien war schon durch seine Anzahl und durch weise Benutzung der Vortheile des Locales, noch mehr aber dadurch bedeutend, daß es großentheils aus geübten, erfahrnen Kriegern, und aus andern achtbaren Männern bestand, welche nun als Verzweifelte fechten mußten, da jetzt vom Cäsar keine Verzeihung mehr zu hoffen war. Dieser eilte mit starker Heeresmacht dahin, und gedachte auch diesmal durch das Plötzliche der ersten Angriffe einen entschiedenen Sieg wenigstens vorzubereiten. Aber das republikanische Heer schlug seine wiederholten Angriffe mit solcher Tapferkeit und Ausdauer zurück, daß seine Legionen endlich in Unordnung geriethen und die Flucht ergriffen. Cäsar sprang vom Pferde, riß den Helm ab, um von jedem erkannt zu werden, rief Allen zu: Vernichtet nicht den Ruhm eurer zahllosen Thaten durch eure erste schimpfliche Flucht! laßt eu-

ren Feldherrn nicht in die Hände dieser Knaben fallen! es ist nur noch um Eine schwere Stunde zu thun! Es war vergebens. Jetzt ergriff er Schild und Schwerdt, rief: So sey dies der letzte Tag meines Lebens! schritt vor den Augen Aller der feindlichen Linie entgegen, und bewog dadurch seine Legionen, ihm zu folgen. Er focht nun unter ihnen persönlich, wie ein gemeiner Soldat; der Kampf wurde von beyden Theilen mit grenzenloser Heftigkeit geführt: eine Bewegung, welche ein Theil der republikanischen Armee — ganz im Plan ihrer Anführer — machte, ward von den nächsten Cohorten für Flucht gehalten — sie geriethen in Unordnung, diese verbreitete sich augenblicklich weiter, und ehe die Ordnung wieder herzustellen war, hatte der heranstürmende Cäsar den vollkommensten Sieg errungen. Dieser gestand: In allen meinen Schlachten habe ich für den Ruhm gefochten: heut' aber für mein Leben. Pompejus' ältester Sohn ward auf der Flucht getödtet, der jüngere entkam in die Gebirge, und Cäsar hielt in Rom seinen ersten feyerlichen Triumph über römische Bürger.

Er hatte schon längst der alten Verfassung Roms

ohne Hehl gespottet, schon längst frey erklärt: es giebt keine Republik mehr, und was von ihr übrig ist, ist leerer Schatten, und bleibt nur, weil ich ihn dulde. Kein Römer wagte mehr, diesem zu widersprechen. Alle priesen sich glücklich, daß Cäsar Mordthaten und Proscriptionen nicht liebte, und nun, da ihm kein Feind mehr widerstand, in Ruhe regieren zu wollen schien, überall prächtige Denkmale zur Verherrlichung seiner selbst und der Stadt errichtete, wahrhaft treffliche Anstalten zur Erhaltung der Sicherheit einführete, und — sich des verhaßten Namens König enthielt.

Cäsar selbst hatte jedoch viel zu lange und viel zu glücklich Krieg geführt, als daß er dieser erhabenen Ruhe hätte gewohnt werden können; ohne Zweifel erwog er auch, daß eine Nation, welche in den letzten Jahrzehnden an auffallende Veränderungen, und ein Heer, das an immerwährende Kriege gewöhnt worden war, ihm und seiner Uebermacht in Ruhe leicht gefährlich werden könnten. Nach wenig Monaten fing er deswegen an, den Plan zu einem neuen, furchtbaren Heereszuge auszuarbeiten. Er wollte zuerst die Parther besiegen, dann durch das

nördliche Asien, durch das jetzige russische Reich, durch Deutschland und Gallien ziehen, und so nach Italien zurückkehren. Bey seinem Auszuge sollten seine Freunde ihn, auch dem Namen nach, zum König erklären, und bey seiner glorreichen Rückkehr ihn — wozu schon die Plane entworfen waren — mit grenzenloser Pracht krönen. Die größten Anstalten zu alle diesem waren getroffen, die Verwaltung des Reichs während seiner Abwesenheit auf fünf Jahre bestimmt: da schlug seine Stunde. Er fiel, und zunächst durch den, welchen er am meisten — welchen er vielleicht allein von Herzen liebte.

II.

Marcus Junius Brutus.

In den ersten Jahren des oben geschilderten Verhältnisses Cäsars mit Pompejus ward Marcus Junius Brutus geboren. Junius Brutus, der durch Vertreibung Tarquins Roms Freystaat gründete, war der Ahnherr seines Hauses; Cato der Weise, der mit dem Tode der römischen Freyheit auch sich den Tod gab, sein Oheim. Seiner Aeltern jedoch durfte er sich nicht rühmen: der Vater war ein tapferer Krieger, aber unedler Mann; die Mutter ein schönes und geistreiches Weib, aber von unreinen Sitten. Das Letzte ist uns besonders darum merkwürdig, weil sie geraume Zeit auch mit Cäsar in dem vertrautesten Verhältniß lebte, und während dieses Verhältnisses ihren Marcus gebahr, so daß Cäsar sein ganzes Leben hindurch ihn im Geheim für seinen Sohn hielt — was auf das Ganze ihrer nachherigen Verbindung manches Licht, und auf die letzten Au-

genblicke Cäsars noch ein besonderes, grauenvolles Dunkel wirft.

M us unterschied sich schon in seiner frühesten Jugend von den Knaben, die mit ihm erwuchsen, durch die Beharrlichkeit seiner Denkkraft, durch Liebe zu den Wissenschaften, und durch einen Ernst, der über alles, selbst über seine kindischen Spiele, verbreitet war. Unter Kindern seiner Jahre hatte er darum auch nur wenig Freunde; er zog sich meistens von ihnen zurück und war lieber um Erwachsene. Sein edler, großer Oheim, der die Anlagen und Eigenheiten des Knaben kannte und achtete, nahm sich seiner Erziehung an. Von den reifern Knabenjahren an blieb Marcus fast immer um ihn.

Von allen Freunden seiner Jugend hatte er sich nur einen einzigen Vertrauten gewählt — den jungen Cassius; und dieser blieb es auch bis zum letzten Hauch seines Lebens. Cassius war zwar älter, sein Geist drang in Wissenschaften, besonders in speculative, weniger ein, und ward in der Folge überhaupt weniger ausgebildet; seine Neigungen waren auch weit heftiger, seine Sitten weit weniger rein und streng: aber ähnliche Sinnesart im Ganzen, glei-

cher Ernst, gleiche Ergebenheit und Treue der Herzen, und in der Folge gleiche Verhältnisse, knüpften dies Freundschaftsband immer enger, so daß auch eine Zeit, wo alles wankte und so vieles hinstürzte, ihren Bund nie lange stören, daß die größten Ereignisse, und ihre entscheidende Theilnahme daran, ihn nur noch mehr befestigen konnten.

Der junge Cassius vermochte viel über seinen Freund, und hat zur Bestimmung des Charakters desselben, wie es scheint, nicht wenig beygetragen. Von seiner frühen Jugend sind uns nur einige Anekdoten aufbehalten worden, von denen aber wenigstens die eine bezeichnend genug ist. Cassius ging mit dem Sohne Sylla's in Eine Lehrstunde. Die Knaben veruneinigen sich beym Spiel, und Sylla verlangt höflichere Begegnung, weil sein Vater Herr von Rom sey. Auf dies Wort schlägt Cassius ihn mit der Faust ins Gesicht, daß er blutet. Auf sein Geschrey läuft man herzu, und Cassius erzählt den Vorfall ruhig und treu; er ist auch gar bald zur Aussöhnung bereit: nur — warnt er seinen Gespielen — nur nenne deinen Vater nicht wieder Herrn von Rom: ich müßte dich sonst nur wieder ins Gesicht schlagen.

Brutus hatte frühzeitig in den Wissenschaften und Fertigkeiten, die einem jungen Römer, der einst auf die höchsten Würden im Staate Anspruch machen wollte, nöthig und anständig waren — bedeutende Fortschritte gemacht. Vom angehenden Jünglingsalter an ergab er sich mit größtem Eifer und entschiedener Vorliebe dem Studium der Philosophie. Vornämlich zog ihn Platon an, dem er auch, so wie der ältern Akademie überhaupt, sein ganzes Leben hindurch treu blieb.

In der Weise, sein Leben zu ordnen und zu führen, nahm er sich seinen großen Oheim schon in früher Zeit zum Muster. Cassius hingegen wurde in Ansichten, Grundsätzen und Lebensweise ein eifriger Epikuräer. Streitigkeiten über die Sätze ihrer großen Meister waren die einzigen, welche die jungen Weltweisen auf einige Zeit entzweyeten, ohne daß Einer den Andern, bey der Festigkeit ihrer Charaktere, zum Proselyten gemacht — aber auch, ohne daß die Verschiedenheit der Meynungen und Urtheile ihre gegenseitige Zuneigung gemindert hätte. Außerdem erwarb sich Brutus frühzeitig gründliche Kenntniß und Fertigkeit in seiner Muttersprache und in

der griechischen. Der erstern bediente er sich vorzüglich bey seinen Uebungen in der Beredsamkeit — der vielvermögenden Kunst in einem freyen Staate; die letztere schrieb er besonders gern. Charakteristisch ist hierbey sein kurzer, präciser und lakonischer Styl, in welchem er es so weit brachte, daß z. B. selbst seine wichtigsten Briefe selten mehr, als wenige Zeilen enthalten. Es ist zu bedauern, daß die mißgünstige Zeit so wenige davon hat bis zu uns kommen lassen: einige aus der Folge seines Lebens mögen jedoch hier Platz finden. Sein erster Brief an die Samier lautet:

Mit euren Berathschlagungen gehet es saumseelig, mit eurer Hülfe langsam: was meynt ihr, wird das für ein Ende nehmen?

und sein zweyter:

Die Xanthier verachteten mein Wohlwollen: für ihren Unsinn liegt ihr Vaterland im Grabe. Die Patarenser vertraueten mir: dafür genießen sie volle Freyheit. Wählt nun die Weisheit der Letztern oder das Schicksal der Erstern. —

Als Jüngling von achtzehn Jahren begleitete er seinen Oheim in Angelegenheiten des Staats nach

Cypern, und erwarb sich schon damals durch seine Besonnenheit bey Ausführung der ziemlich verwickelten Angelegenheit, wozu er gebraucht wurde, allgemeine Achtung.

Kurz darauf brachen in Rom die innern Unruhen, welche schon seit geraumer Zeit vorbereitet waren und im Vorhergehenden erzählt worden sind, in helle Flammen aus. Pompejus und Cäsar griffen öffentlich zu den Waffen. Die ganze bekannte Welt blickte erwartungsvoll und scheu auf diese Helden, und theilte sich auf die Partey des Einen oder Andern.

In Rom traten vornämlich die zum Cäsar, die ein glänzendes Glück erringen wollten — Männer von zerrüttetem Vermögen und zweydeutigem Ruf, Leichtsinnige, Neuerungssüchtige, aber auch kluge Köpfe, unternehmende, kühne, kriegslustige Charaktere; übrigens meistens junge Leute; zum Pompejus hielten sich die Patrioten, Männer, die an der Republik und ihrer Verfassung hingen, besorgte, weit aussehende, staatskluge, würdige Bürger, und Krieger, welche ihrem großen Feldherrn schon längst treu ergeben waren; übrigens meistens Männer in mitt-

lern und höhern Jahren. Brutus würde gar nicht erst gewählt haben, wenn er nicht ein besonderes und wohlgegründetes Interesse gegen einen dieser Helden gehabt hätte. Cäsar hatte ihn stets mit Auszeichnung und geheimer Vaterliebe behandelt; Pompejus dagegen — zwar nicht ungerecht, aber streng und hart, seinen Vater hinrichten lassen. Brutus hatte nie verleugnet oder auch nur verborgen, daß er Pompejus' mit voller Seele hasse, und jede Annäherung an ihn mit Abscheu verworfen. Die Armeen beyder Feldherrn standen in Griechenland gegen einander, zitternd sahe Rom einer baldigen Hauptschlacht entgegen: da eilte Brutus und begab sich als Freywilliger zu Pompejus' Heere, theilte alle Gefahren desselben, und kämpfte in der Ueberzeugung, nur die Freyheit und gerechte Sache zu vertheidigen. Nicht für sich glaubte er zu leben, sondern für sein Vaterland; diesem opferte er sein Daseyn, wie vielmehr sein persönliches Interesse. Pompejus empfing ihn in Gegenwart mehrerer der ersten Männer im Staat mit einer frohen Umarmung: Brutus duldete diese mit ruhiger Würde, erfüllte seine Obliegenheiten ge-

gen den Feldherrn aufs pünktlichste, hielt sich aber von allem Umgange mit ihm streng entfernt.

Die Beschwerden dieses Feldzugs waren groß: unerträgliche Sommerhitze, oft Mangel an Zelten und allen Bequemlichkeiten, ungesunde, sumpfige Gegenden: mit der größten Kaltblütigkeit bestand der junge Brutus alles, war unter seinen Kriegern, sobald sie seiner bedurften, und bey seinen Büchern, wenn oft schon das ganze Lager schlief. Einen Beweis seines Fleißes in den Wissenschaften, selbst während des Feldzuges, gab er durch den Auszug, den er sich eben jetzt aus Polybius Geschichte machte, und an dem er oft bis spät in die Nacht — ja selbst noch den Abend vor der entscheidenden pharsalischen Schlacht, ganz ruhig schrieb.

Der Ausgang dieser Schlacht ist bekannt und oben erzählt. Cäsar hatte seinen Hauptleuten geheimen Befehl gegeben, Brutus' zu schonen — ihn ohne Beleidigung gefangen zu nehmen, wenn er sich ergäbe, und entrinnen zu lassen, wenn er sich widersetzte. Pompejus' Heer ward geschlagen, das Lager mit Sturm erobert, der Feldherr konnte kaum selbst entkommen. Ein gleiches Schicksal hatten die vor-

nehmsten seiner Freunde — unter welchen auch Brutus war — nachdem alle so lange gefochten hatten, als nur noch einige Hoffnung zum Siege leuchtete.

Während Pompejus sich nach Aegypten begab, wo er sein trauriges Ende fand, hielt Brutus sich in Larissa auf, und schrieb von da aus an Cäsar. Dieser, voll Freude, daß der junge Held noch lebe, lud ihn zu sich ein, indem er ihm nicht nur Verzeihung, sondern Hochachtung und Freundschaft antrug. Wie die Lage der Dinge nun einmal war, mußte Brutus der Einladung folgen, und Cäsar hielt treulich, was er ihm zugesagt.

Die Achtung und das Vertrauen des nun schon allmächtigen Dictators benutzte Brutus, vorerst auch seinen Freund Cassius mit ihm auszusöhnen. Auch hernach verwendete er sich kühn und nachdrücklich, und immer mit erwünschtem Erfolg, für mehrere der zeitherigen Gegner Cäsars, die ihm der Verwendung werth und bedürftig schienen.

Da bald darauf Cäsar nach Afrika gegen Cato und Scipio zu Felde zog, übertrug er seinem jungen Günstling Gallien diesseits der Alpen; und indeß alle andere Provinzen von Kriegern oder habsüch-

tigen Statthaltern gemißhandelt und geplündert wurden, blühete Galliens Wohlstand unter seiner Verwaltung wieder auf, ohne daß er die öffentlichen Danksagungen der Einwohner annahm, welche er vielmehr immer mit der Aeußerung zurückwies: Ich thue nur, wozu ich verpflichtet bin und was der Dictator wünschen muß.

Cäsar kam siegreich zurück nach Rom, wo er mit lautem Jubel und geheimer Furcht empfangen wurde. Sein erstes Geschäft war die neue Besetzung der höchsten Würden im Staat. Unter mehrern, die sich darum bewarben, hielten um die erste Prätur an — Brutus und Cassius; und von dieser Zeit beginnet das sonderbare Verhältniß zwischen beyden Freunden — ein Verhältniß, wofür vielleicht ebenfalls nur Männer von ihnen verwandtem Geist und Charakter Sinn haben: sie waren und blieben, Mensch zum Menschen, wahre, unzertrennliche Freunde, hegten immerfort gegen einander das unbeschränkteste Vertrauen, verbanden sich durch Blutsfreundschaft, indem Cassius Brutus' Schwester ehelichte, waren und blieben auch in ihren Ansichten und Urtheilen, was den Staat und sein Wohl betraf, einander treu: wo

aber öffentliche Ehre und öffentliche Wirksamkeit ins Spiel kam, entfaltete sich und verblieb unter ihnen eine lebhafte, unwandelbare Eifersucht.

Cäsar war schon damals über diese Eifersucht bedenklich. Seine Abneigung gegen Cassius, seine Liebe zum Brutus, so wie seine Besorgniß, beyde zu entzweyen, gab ihm folgende Entscheidung des gegenwärtigen Falles ein: Cassius, sagte er, hat sich als größern Krieger, Brutus als tugendhaftern Mann bewiesen. Dieser bittet: aber ich weiß nicht, wie der Jüngling bittet — alles so mit Macht! Cassius hat mehr Recht dazu: aber man muß doch Brutus' die erste Prätur geben. Empfange Cassius die zweyte! —

Brutus war nicht unerkenntlich gegen Cäsars fortwährendes Wohlwollen für ihn: aber Vertrauen, aber Liebe konnte er ihm nie völlig — und je weniger schenken, je mehr Cäsars herrschsüchtige Plane an den Tag kamen. Nur für die Vortheile Anderer, nie für die seinigen benützte er Cäsars Vorliebe; selbst nicht, um sich seines Vertrauens weiter zu bemächtigen, als er es ihm freywillig schenkte. Cassius

hingegen hegte nie gute Gesinnungen gegen den Dictator und vermied alles nähere Verhältniß mit ihm.

Cäsar blickte schon damals tief in das Innere der beyden Freunde, und bewies es namentlich auch durch folgende Aeußerung. Einige seiner Vertrauten warnten ihn vor Antonius und Dolabella. Er erwiederte: Nicht die Wohlgenährten und Geschmückten, aber die Bleichen und Hagern (Brutus und Cassius) könnten mich unruhig machen. — Indeß vertrauete er auf Brutus' erkenntlichen Sinn und (wie es schien) ruhigen, leidenschaftlosen Charakter, und antwortete, als man ihn auch vor diesem warnte: Glaubt ihr nicht, daß er so lange wartet, bis dieser schwächliche Körper vollends hinsinkt? — *) Er überhäufte ihn vielmehr mit Beweisen von Wohlwollen und Liebe, um sein Herz zu gewinnen, und wiewol es nicht zu glauben ist, daß ihm dies mit der Zeit vollkommen gelungen seyn würde, so läßt sich doch annehmen, daß Brutus, ohne den immer-

*) Aus dieser, so wie noch aus einigen andern Aeußerungen Cäsars, hat man, und nicht ohne Wahrscheinlichkeit, geschlossen, daß er ihn insgeheim zu seinem Nachfolger bestimmt habe.

währenden Umgang und Einfluß seines Freundes, andere Gesinnungen gegen den großen Dictator, und wenigstens nie den Entschluß gefaßt hätte, dem er nicht lange darauf sich wirklich hingab.

Cassius hingegen brütete schon Tag und Nacht über Rache der Republik an ihrem Unterdrücker und Befreyung derselben von seiner Willkühr. Ob die Freunde Cäsars und Gegner der ausbrechenden Revolution Grund genug haben zu der Behauptung, daß vernämlich Privatrache ihn gereizt, daß er weniger die Tyranney als den Tyrannen gehaßt habe, kann jetzt nicht mehr entschieden werden. Wenigstens scheinen die Gründe, welche sie für den Privathaß Cassius' anführen, so ganz kleinlich und solch eines Mannes so vollkommen unwürdig, daß man sie unmöglich für mehr als allenfalls kleine Nebenreize ansehen kann. Das Einzige, was Cicero leise zu verstehen giebt, konnte von größerer Wirkung auf einen Charakter wie des Cassius seyn: daß nämlich Cäsar, der selbst noch jetzt, in spätern männlichen Jahren, der Wollust sich oft ergab, auch mit der jungen Gemalin Cassius' eine Zeit lang im geheimen Verständniß gelebt habe.

Nur ein kleiner Kreis von Cassius' Vertrautesten wußte um seine Plane und eigentliches Vorhaben. Vielleicht wäre ihr Eifer noch nicht sobald zur That worden, hätten nicht Cäsars Freunde jetzt alles Maß in der Vergötterung desselben überschritten. Schon längst bewies er sich nicht nur, sondern führte auch öffentlich den Namen als lebenslänglicher Dictator; war mithin Monarch, war König. Auch konnte, ohne Exaltation republikanischer Schwärmerey oder verblendende Anhänglichkeit blos an das Langbestehende, kaum verkannt werden, daß die Römer einer reinrepublikanischen Verfassung gar nicht mehr fähig waren. Schon das Nächste und Allgemeinste scheint das darzuthun. Zur Leitung, Verwaltung und Vertheidigung der ungeheuern Masse eines so weit ausgebreiteten Staats muß einzelnen Männern große Macht gegeben werden: den willkührlichen, gewaltthätigen Mißbrauch dieser Macht zu verhüten, giebt es aber nichts, als reinen und festen Sinn eines unverdorbenen, tapfern Volks; das römische Volk hingegen wankte jetzt von der einen Seite zu gesetzloser Unbändigkeit — besonders die kriegerische Mannschaft — von der andern zu feiger Trägheit und luxuriöser

Genußgier, und war mithin von beyden Seiten vom Sinn für wahre, edle Freyheit gleichweit entfernt. Die, dem Menschen im bürgerlichen Verein, auch dem rohern, natürlich gewordene Scheu vor öffentlicher Gewaltthätigkeit und Blutvergießen, war durch die innern Greuelscenen und immerwährenden großen Kriege abgestumpft. Ungeheure Reichthümer waren im Besitz Einzelner, und diesen war durch die frühern Bürgerkriege Möglichkeit und Bahn gezeigt, zur unumschränkten Herrschaft zu gelangen — dagegen der Bürger durch die Greuel dieser Kriege ängstlich geworden war, der Unterdrückung muthig entgegenzutreten, der Soldat gewohnt, in die Verfassung entscheidend einzugreifen, der Pöbel angeleitet, in Verwirrung Bedeutung und Gewinn zu erlangen. Besonders war es auch dieser, der in den Machinationen und Bestechungen früherer Usurpatoren ein willkommenes Hülfsmittel zum Müßiggang gefunden hatte und nun sich nach neuen Versuchen Anderer sehnte, um, für gleiche Vortheile, auch diesen seine Fäuste zn verkaufen. — Eine Verfassung nun, die, wie die bis dahin in Rom bestehende, all diesem Verderben Einhalt zu thun, durchaus keine hinläng-

lichen Mittel bot; eine Verfassung, die in vielem Betracht nur der äußern Form nach noch bestand — einer Form nach, die überdies auf gegenwärtige dringende Verhältnisse und den revolutionairen Geist der Zeit offenbar nicht mehr genugsam passen wollte: solch eine Verfassung mußte wol selbst in der Achtung besonnener, aber unverblendeter Patrioten verloren haben; und daß, wenn irgend eine andere eingeführt werden sollte, dieses nur durch Einen großen Mann geschehen könnte, der, von der Natur reich begabt, von Verhältnissen glänzend aufgestellt, vom Glück begünstigt, nun alle vereinzelte Kräfte des Staats sammlete, vereinigte, vereinigt handhabete; von den jetzt lebenden, jetzt herrschenden großen Männern aber Cäsar der erste, der tauglichste sey —: dies, dies alles, darf man annehmen, konnte denen, welche die Dinge, wie sie nun einmal waren, ruhig betrachteten, weder entgehen, noch zweifelhaft scheinen. Dies alles hatte es ja auch Cäsar'n nicht eben schwer gemacht, alle Zügel des Staats in seiner mächtigen Hand zusammenzufassen und der Verfassung — wie nicht zu leugnen — viele wirksamere und passendere Abänderungen zu geben; er hätte noch

weiter gehen, hätte vielleicht sogar alles das seyn, bleiben und vollenden können, wonach er strebte, ohne — nach Pompejus' und Cato's Todte — gefährliche Gegner zu finden: wenn nicht die übermüthige, hohnsprechende Verachtung alles Bestehenden und bisher heilig Gehaltenen, welche sich Cäsars Parteygänger, und zuweilen auch er selbst, erlaubten; wenn nicht die ungescheuete willkürliche Disposition Cäsars über alles, was einer ganzen Nation, als solcher, wie jedem einzelnen Nationalen, als solchem, das Wichtigste ist, und was zu sichern er ja erst zu diesem Bürgerverein tritt; wenn man endlich, wenigstens des gemeinen Volkes wegen, jenen, seit fünf Jahrhunderten verhaßten Namen eines Königs — jenen Namen, dessen Ausrottung seit Jahrhunderten als die erste große Nationaltugend angesehen war und gleichsam den Bürgerstolz jedes Einzelnen begründete — hätte auf sich beruhen lassen. Ueber alles dies schritt aber der stolze, zerstörende, sich nur allzusicher dünkende Dictator kühn, rasch und mit Verachtung dahin: und darum bildete sich eine große — zwar geheime, aber entschiedene Gegenpartey; dadurch wurden auch die Meisten und Bessern von denen, welche

sich zu Rächern der Republik berufen glaubten, vom Sinnen und Entwerfen zum Handeln gereizt. —

Cäsar saß an dem öffentlichen Volksfeste, den Luperkalien, thronend im Purpur, auf der Rednerbühne des Markts und sahe dem Getümmel des herumschwärmenden Volkes zu, als sein eifriger Freund, der geist- und kraftvolle Schwelger Antonius, mit einer Schaar seiner Gesellschafter, sich zu dem goldenen Stuhl hindurchdrängte. Antonius trug in seiner Rechten eine goldene Krone, mit Lorbeerzweigen durchflochten. Sie naheten sich dem Dictator. Jubelnd hoben Antonius' seine Freunde in die Höhe: dieser wollte ihm die Krone aufsetzen, wollte ihn also förmlich zum König krönen. Cäsar, hiervon vollkommen unterrichtet, stellte sich überrascht, blickte umher unter die zahlreich versammelte, achtsame Menge: wenige Bezahlte bezeigten Beyfall — Cäsar beugte sich klüglich zurück: da brach das Volk in lautes Beyfallgeschrey aus. Antonius versuchte noch einmal, ihm die Krone aufzusetzen: das Beyfallrufen war nicht stärker — Cäsar beugte sich bleich nochmals zurück, und der Jubel des Volks hallete noch weit lauter als vorhin. Hier hielt sich der bitter Getäuschte

nicht mehr — er sprang auf: aber in höherm Stolz sich wieder fassend, befahl er: Tragt die Krone ins Capitolium: Jupiter allein ist König der Römer! — Alles war still. Das Volk verlor sich, und trat nur entferneter in einzelne kleine Haufen zusammen. In der Nacht hatte man gewagt, Cäsars Bildsäulen zu krönen: aber auch von diesen wurden die Diademe früh und ohne Hehl herabgerissen. Auf Veranlassung Antonius' und mit Wissen Cäsars, der schon gewohnt war, das Urtheil der Mitwelt zu verhöhnen, um die Meynung der Nachwelt zu gewinnen, wurde jedoch in die öffentlich beglaubigten Jahrbücher eingerückt: Auf Befehl des römischen Volks überreichte der Consul Antonius dem Cajus Julius Cäsar, Dictator auf Lebenszeit, eine Krone und bot ihm die Königswürde an: großmüthig schlug dieser aber beydes aus. —

Cassius, der sich mit seinen Vertrauten auch unter den Umstehenden befunden hatte, beschied diese auf die Nacht zu sich. Sie erschienen alle, entzündet durch die Vorfälle des Tags. Sie vereinigten sich fester, sie hielten bestimmtere Berathschlagungen, als bisher, und das Resultat derselben war: Cäsar

muß bald sterben. — Sodann wurde man eins, die Anzahl der Verbündeten zu vermehren. Das heutige Verhalten des Volks machte ihnen Muth. Man stritt über einzelne aufzunehmende Mitglieder: aber darin waren alle einstimmig, Brutus müsse das erste seyn; er müsse durch seinen Beytritt ihr Unternehmen gleichsam adeln, müsse es vor der Welt rechtfertigen, und durch seine Weisheit, sein Ansehen, seine strenge Rechtlichkeit, alle gefährliche Folgen verhindern.

Schon am Morgen begann der eifrige Cassius das Beschlossene auszuführen. Er besprach sich mit verschiedenen angesehenen Männern, deren Tapferkeit und Gesinnung ihm bekannt war. Auch diese sagten sämmtlich ihre Theilnahme zu, wenn Brutus ihr Haupt würde. Unsere That, erwiederten sie, würde gerecht seyn: aber sie muß auch dafür erkannt werden. Dazu bedarf es eines Mannes von so allgemein anerkannter Gerechtigkeit und Tugendliebe, wie Brutus. Gehört er nicht zu uns, so werden verzagter, die die That vollführen sollen, und verdächtiger, die sie vollführt haben: denn jeder wird des Sinnes

seyn, daß, wäre sie gerecht, Brutus sich ihr nicht entzogen haben würde.

Des Morgens darauf fand man an der Bildsäule Junius' Brutus' — des Ahnherrn des unsrigen — die Worte befestiget: Wenn du, Brutus, noch lebtest! — Er war dargestellt, wie er das Schwerdt zog, um den Tyrannen Tarquinius zu verjagen, und dies Schwerdt hatte heute die Inschrift: Erwecke, Junius, dich, Brutus, wieder! — Man sagte es unserm Marcus an: er schien gleichgültig und schwieg.

Als er in den Senat kam, fand er — und von heute an mehrere Tage — seinen Sitz mit ähnlichen Aufforderungen bestreuet. Auf manchen stand: Brutus, du schläfst! auf andern: Wahrlich, kein Brutus! — Er betrachtete sie, schien gleichgültig und schwieg; verrichtete übrigens die Geschäfte seines Amts, als Prätor, nach wie vor, mit aller Aufmerksamkeit, Fassung und Gewissenhaftigkeit. Hätte ihn der tiefer dringende Blick seines Freundes nicht überall verfolgt: Niemand würde die geringste Veränderung an ihm, Niemand im mindesten wahrge-

nommen haben, daß irgend etwas in seinem Innern arbeite.

Die beyden Freunde hatten kurz vorher einen kleinen Zwist mit einander gehabt, und theils deshalb, theils weil Cassius jetzt nur für Einen Gegenstand Sinn und Gedanken hatte, einige Zeit nicht vertraut mit einander gesprochen. Nun besuchte Cassius seinen Freund. Das Gespräch betraf erst diese ihre Streitigkeit: sie söhnten sich, wie immer, gar bald wieder aus und besiegelten die Versöhnung mit einer brüderlichen Umarmung. Hierauf begann Cassius, wie ohne besondere Absicht: Wirst du den ersten März in den Senat kommen? Man weiß, Cäsars Freunde werden vorschlagen, ihn förmlich zum König zu wählen.

Nein, ich erscheine nicht, erwiederte Brutus.

Wie nun aber, wenn man dich ruft?

Dann thu' ich meine Pflicht: schweige nicht länger, sondern streite und sterbe für die Freyheit.

Und welcher Römer, fuhr Cassius auf, wird dich sterben lassen, so lange er selbst Leben hat? Brutus, kennst du dich nicht mehr? glaubst du, jene Aufforderungen seyen von Pöbelvolk auf deinen Sitz ge-

worfen worden? Wisse, Roms edelste und muthigste Männer streueten sie hin. Von andern Prätoren fordern die Römer Geschenke, Schauspiele und Wettkämpfe: von dir, Vernichtung der Tyranney, als eine Schuld, die von deinen Ahnen auf dir ruht. Sie wollen dir alles aufopfern, alles für dich erdulden, wenn du bist, wie du seyn mußt, und wie wir von dir erwarten.

Brutus fiel ihm in die Arme; dann schieden die Freunde, jeder, um mehrere seiner Vertrauten zu ihrem Vorhaben einzuladen.

Sie wählten durchaus nur Männer von Ansehen und von erprobtem Muth, und übergingen deshalb z. B. den Cicero, so gewiß sie seiner Zustimmung seyn konnten, theils, weil er überhaupt von jeher wenig persönlichen Muth gezeigt hatte, theils weil er, als ein bejahrter Mann, in seinen Entschlüssen noch schwankender, in seinen Unternehmungen höchst bedenklich worden war. Selbst einigen seiner näheren Freunde und täglichen Gesellschafter entdeckte sich Brutus nicht, da der Eine, als der Fall nur als möglich und als Gegenstand der philosophischen Betrachtung erwähnet ward, das Urtheil äußerte: ein

Bürgerkrieg sey schlimmer, als ungerechte Herrschaft eines Einzigen; und ein Zweyter hinwarf: es zieme dem Weisen nicht, sich der Unweisen wegen in Gefahr und Unruhe zu begeben.

Daß bey diesen Untersuchungen, wie es scheint, niemals die Frage streng und durchgreifend erörtert worden: ob für einen Staat, wie das jetzige Rom, die Aufopferung des großen Cäsar wirklich von entscheidend heilsamen Folgen seyn würde; ob eine dahin gediehene Nation noch fähig sey, die Freyheit, würde sie ihr geboten, zu ergreifen, gesetzmäßig zu behaupten, einig und standhaft zu vertheidigen, oder ob diese Nation nicht, nach Hinwegräumung des hochsinnigen Usurpators, ungleich Verdienstlosern, ja Schlechten, als Raub zufallen und dann erst dem gänzlichen Untergange zugeführt werden könne? das würde allerdings unbegreiflich seyn, wenn nicht aus allem hervorginge: dem bessern Theil der Verbündeten, oder wenigstens Brutus', erschien in republikanischer Schwärmerey die Aufopferung jedes Unterdrückers römischer Freyheit, unter allen Verhältnissen, als Forderung heroischer Tugend und Pflicht an und für sich selbst, ohne irgend eine Rücksicht auf

Folgen, als welche allein den Göttern anheim zu stellen seyen. Bey dieser Ansicht mochte ihnen die entscheidende, schreckliche That nicht nur als politisch unklug überhaupt, sondern sogar als für ihr Vaterland jetzt höchstunglücklich dargestellt werden: sie glaubten darauf nicht — wenigstens nicht genug achten zu dürfen, um sich dadurch abwendig machen zu lassen. Dies allein erklärt es auch, daß — wie die Folge unwidersprechlich lehrt — ihre Berathschlagungen und Plane gar nicht weiter gingen, als zur That und feyerlichen Proclamation der wiedererrungenen Freyheit. —

Cassius fand, da er sich auf Brutus' Theilnahme berief, bey mehrern der angesehensten Römer Eingang, und die Zahl der Verbündeten wuchs bis auf sechzig. Man stellete keine förmliche Zusammenverschwörung an: sie bedurften keiner Eide; man legte alle persönlichen Verhältnisse und gegenseitigen Nebeninteressen bey Seite: allein ihr Vorhaben vereinigte und beschäftigte sie, und jeder verrichtete auch die Obliegenheiten seines Amtes und seiner übrigen Verhältnisse ungestört.

Vornämlich that dies Brutus und ließ bey al-

lem, wo er öffentlich erschien, die an ihm gewohnte Ruhe blicken. Aber in seinem Hause, und vornämlich in den Nächten, kam keine Ruhe in seine Seele, die vom Zweifel und Abwägen der Gründe für und wider, wie vom Streit entgegengesetzter Gefühle, ganz voll war.

Er besaß eine Gemalin, die seiner vollkommen würdig war: Portia ihr Name, Cato der Weise ihr Vater. Ihre Zärtlichkeit für ihren Gemal ließ sie bald abmerken, daß irgend etwas Ungeheures in der Tiefe seiner Seele ruhe; ihr Verstand und von ihrem Vater ehemals geleiteter Sinn ließen sie gar wohl ahnen, was es sey. Aber er vertrauete sich ihr nicht. Dies kränkte sie, und sie entschloß sich, ihm und sich selbst einen Beweis zu geben, wie weit ihr zarter Körper von Verweichlichung, ihr Sinn von Aengstlichkeit und gemeinen Schwächen ihres Geschlechts entfernt sey. Sie entließ einst alle ihre Sklavinnen, kleidete sich in ein Nachtgewand, nahm ein Messer und stieß es sich mit aller Macht in die Hüfte. Schweigend verbarg sie die Wunde vor Jedermann, selbst vor ihrem Gemal, bis der große Verlust an Blut und das zurückgehaltene Wundfie-

der sie endlich übermanneten und darniederwarfen. Körperlich geschwächt, aber geistig bey voller Kraft, wendete sie sich nun zu ihrem Gemal, der von der Ursach des Unfalls nichts ahnete. Brutus, sagte sie, ich, Cato's Tochter, habe nicht nur des edelsten Römers Tisch= und Bettgenossin werden wollen, als ich mich mit ihm verband; ich wollte treu an allen seinen Freuden und all seinem Kummer theilnehmen. Man nennt uns Weiber schwach: auch Brutus glaubt das, und so mußte ich's fast selbst glauben. Jetzt habe ich mich auf die Probe gestellt; ich habe den Versuch gemacht, mich und vielleicht auch dich zu überzeugen, daß ich Ungemach frey übernehmen und schweigend ertragen könne — Hier schlug sie das Gewand hinweg, das zurückgehaltene Blut quoll von neuem hervor. Götter! rief Brutus, und breitete die Arme gen Himmel — Götter, begünstiget mein Vorhaben, damit ich solch eines Weibes würdig sey! —

Der funfzehnde März war von den Verbündeten zu Cäsars Todestage erwählt. An diesem Tage wollte Cäsar seinen Zug gegen die Parther öffentlich erklären; seine Freunde aber waren eins, ein altes

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Orakel, nach welchem Parther nur durch einen König bezwungen werden könnten, zu benutzen, und ihm diese Würde in aller Form beyzulegen. Eben da, bey der reiflich überdachten, frey erwählten, ganz entschiedenen Thatsache, wodurch er die Republik ohne Hehl und auf immer in Fesseln schlagen wollte — eben da, hatten Brutus und Cassius beschlossen, solle er fallen, und zwar ebenfalls ohne Hehl, in öffentlicher Senatsversammlung. In dieser Versammlung, wußte man auch, würde Cäsar am sichersten erscheinen; die Verbündeten konnten dort ohne Verdacht alle beysammen seyn; sie hatten zugleich die edelsten, angesehensten und mächtigsten Männer vereinigt, und in ihnen, wie sie voraussetzten, nach vollbrachter That die wirksamsten Vertheidiger der wiedererrungenen Freyheit.

Wunderbar fügte sich's, daß sich der Senat, auf Cäsars eigene Veranstaltung, eben heute in dem Palast versammelte, welchen Pompejus der Große erbauet hatte, und wo die Bildsäule desselben in dem großen Versammlungssaale aufgestellt war.*)

*) Den Abend vorher speisete Cäsar beym Lepidus. Man

Bayerische Staatsbibliothek München

Brutus ging, wie gewöhnlich, am Morgen dieses Tages in den Senat, und verbarg unter seinem Gewande einen kleinen Dolch. Seine Gemalin, die nun um alles wußte, nahm mit Fassung von ihm Abschied. Cassius erschien in der Mitte seiner Vertrauten. Cäsar hatte versprochen, früh zu kommen: man wartete lange; er kam nicht. Wir wissen, was ihn aufhielt. Warnungen von mancherley Art hatten ihn besorgt gemacht, und besonders wurde seine Gemalin von schrecklichen Ahnungen gequält und wollte ihn deshalb durchaus nicht von sich lassen. Ohngeachtet seines Verzugs, dessen Ursachen die Verbündeten nicht kannten, blieben sie ruhig, verriethen sich auch durch keine Miene, sondern ließen mit aller Besonnenheit die Parteyen vortreten, hörten unzerstreut und gelassen ihre Klagen an, und gaben Bescheid nach Recht und Billigkeit. Als unter andern Brutus einem Klagenden eine Entscheidung gab, die ihm

brachte ihm einige Briefe, indem sich eben das Gespräch zur Untersuchung gewendet hatte, welches die wünschenswürdigste Art des Todes sey. Jeder sagte seine Meynung. Cäsar sahe die Papiere durch, und ohne vorher am Gespräch Theil genommen zu haben, fiel er jetzt plötzlich ein: der unerwartetste Tod ist der beste.

nicht einleuchten wollte, und er sich laut auf Cäsar'n berief, erhob sich Brutus mit einem Blick auf seine Vertrauten und mit den Worten: Cäsar hindert mich nicht, nach den Gesetzen zu sprechen, und wird mich nie hindern. —

Die nothwendigsten Geschäfte des Tages waren nun vollbracht, es war fast Mittag: Cäsar kam noch nicht. In allen Verbündeten mußte der Gedanke aufsteigen, ihr Vorhaben sey entdeckt. Verschiedene kleine Vorfälle bestärkten sie noch mehr darin; oder spielten auch gleichsam um das gefährliche Geheimniß, es hervorzulocken. Ein gewisser Bürger trat zu Casca, einem Mitgliede des Bundes, nahm ihn bey der Hand und sagte: Du hast mir dein Geheimniß verborgen; Brutus hat mir alles entdeckt. Da Casca ihn erschrocken ansahe, fuhr jener lächelnd fort: wie bist du aber so unvermuthet reich geworden, Aedil werden zu wollen? Wie leicht hätte dies Mißverständniß eine Entdeckung veranlassen können! — Ein gewisser Senator, den Brutus und Cassius nur von weitem kannten, trat mit ungewöhnlicher Vertraulichkeit zu diesem und flüsterte ihm ins Ohr: Auch ich wünsche, daß ihr euer Vorhaben ausführt: aber

zaudert nicht; es bleibt nicht verschwiegen! — Und dennoch blieben diese Männer unerschüttert beysammen. Jener Senator verlor sich unter der Menge.

Brutus' Herz sollte noch von einer andern Seite bestürmt werden. Einer seiner Sklaven eilte herzu und brachte die Nachricht, seine Gemalin sey dem Tode nahe. Dieses großherzige Weib hatte zwar mit Fassung von ihrem Gemal Abschied genommen: aber kaum hatte Brutus sich entfernt, als sich die schrecklichste Angst ihrer bemächtigte. Diese vermehrte sich von Stunde zu Stunde, weil auch sie wußte, daß Cäsar früh erscheinen wollte. Sie glaubte alles verrathen. Bleich, athemlos und bebend stürzte sie aus einem Zimmer in das andere, sahe nach der Gegend des Marktes hin, eilte zurück, schickte Sklaven ab, zu sehen, ob ihr Gemal wohl sey, fragte, die von jener Gegend der Stadt kamen; bis endlich ihr zarter Körper die Last unterdrückter Todesangst nicht mehr tragen konnte, sie die Sprache verlor und mitten unter ihren Frauen darniedersank. Brutus, der seine Gattin so innig liebte, war durch diese Nachricht auf einige Augenblicke wie betäubt, faßte sich aber dennoch wieder und blieb, da er sich und

alles das Seinige seinem Vorhaben glaubte aufopfern zu müssen.

Indessen hatte Decimus Brutus, ebenfalls ein Mitglied des Bundes und vom Cäsar mit großem Vertrauen ausgezeichnet, den Entschluß gefaßt, selbst zu Cäsar zu gehen und Nachricht über seinen Verzug einzuholen. Er eilte in Cäsars Palast, wurde sogleich vorgelassen, und fragte den Dictator mit der sonst gewöhnlichen Vertraulichkeit, was ihn so lange abhalte, in der Versammlung zu erscheinen. Cäsar entdeckte ihm zutraulich die ängstlichen Besorgnisse seiner Gemalin, und auch die andern Warnungen, die ihm zugekommen waren. Decimus, besorgt, er möchte die Versammlung für einen andern Tag verschieben, und ihr Vorhaben könne nach dem Vorgefallenen nicht länger verborgen bleiben, zog alles ins Lächerliche, und drang in den Dictator, sich in seinem gewöhnlichen Mannssinn zu zeigen und nicht den Versammleten Grund zur Beschwerde zu geben. Auf deine eigene Aufforderung, sagte er, sind sie ja beysammen; einmüthig wollen sie so eben dahin stimmen, daß du zum König aller Provinzen außerhalb Italien erklärt und mit dem königlichen Diadem geschmückt

werden sollst. Lässest du ihnen nun sagen, sie möchten auseinandergehen und sich ein andermal wieder versammlen, wenn deine Gattin anmuthiger geträumt habe — was würden deine Gegner sagen, und wer deinen Freunden zuhören, wenn sie, dich zu rechtfertigen, behaupteten, es sey dies nicht etwa Sklaverey von der einen und Tyranney von der andern Seite? Hältst du aber diesen Tag durchaus für unglücklich: so ist es dir doch anständiger, selbst zu erscheinen, und persönlich einen andern zu bestimmen. — Cäsar ward hierdurch wirklich bewogen, ihm zu folgen.

Er hatte kaum sein Haus verlassen, als ein gewisser griechischer Gelehrter, der mit den meisten Verbündeten genau bekannt war, ihm ein Blatt darreichte, auf welchem, wie mehrere alte Geschichtschreiber behaupten, in der That das Vorhaben des Bundes und die meisten Theilnehmer daran verzeichnet standen. Cäsar, der gewöhnlich, wo er öffentlich erschien, mit Bittschriften überhäuft wurde, pflegte, was man ihm aufdrang, einem seiner Freygelassenen zu übergeben, um es dann zu gelegnerer Zeit zu lesen. Er wollte dies auch jetzt thun, da

rief ihm jener laut zu: Cäsar, lies es gleich, es enthält äußerst Wichtiges und das dich nahe angeht! Der Dictator wollte es auch wirklich verschiedene Male zu lesen beginnen: aber das Gedränge um ihn her, und die Menge der Andern, die ihn ansprachen, verhinderte es, so daß er dies Papier noch in der Hand hielt, als er an das Versammlungshaus kam.

Jetzt trat er in die Thür des großen Saals: da drängte sich Popilius — derselbe Senator, der vor kurzem erst Brutus' und Cassius' zu ihrem Unternehmen Glück gewünscht hatte, hindurch, und bat fast mit Gewalt um einen Augenblick geheimes Gehör. Cäsar blieb bey ihm stehen und war erst gleichgültig: alle Augen der Verbündeten waren erwartungsvoll auf beyde gerichtet. Der Senator sprach lange, Cäsar wurde aufmerksam und immer aufmerksamer; endlich sah' man den Sprechenden eifriger, den Hörenden finstrer. Jetzt sank Mehrern der Muth. Cassius griff unter sein Gewand nach dem Dolch, und Mehrere thaten ein Gleiches; sie wollten seine Spitze gegen sich selbst kehren, um nicht ihres Vorhabens wegen gefangen und beschimpft zu werden. Indem glaubte Brutus aus der Stellung

des Senators zu bemerken, daß er um etwas, das Cäsar'n unangenehm sey, sehr angelegentlich bitte, nicht aber jemand anklage. Ein freyer, heiterer Blick, den er seinen Vertrauten zuwarf, machte diesen wieder Muth; sie zogen die Hände zurück, und gleich darauf sahen sie, daß Brutus sich nicht geirret hatte: Cäsar gab eine Antwort und der Senator küßte seine Hand — ein Zeichen des erhörten Gesuchs — worauf sich jener unter dem Gedränge verlor.

Jetzt ging Cäsar in den Saal. Die Reihen theilten sich, die Senatoren standen ehrerbietig auf; schweigend ließen ihn alle hindurch. Er bestieg seinen Sitz; die Senatoren machten einen Halbzirkel um ihn, und die Verschwornen nahmen die erste Reihe in seiner Nähe ein — gerade vor ihm Cassius, an jedem seiner Blicke hangend. Einer aus ihnen hielt vor der Thür Cäsars erklärtesten Freund und Parteygänger, den Consul Antonius, in einem interessanten Gespräch auf.

Nach Verabredung trat ein gewisser Cimber nahe zum Dictator und bat um die Zurückberufung seines verwiesenen Bruders, der Cäsar'n beleidigt

hatte. Nein, antwortete dieser kalt und stolz. Die Verbündeten stimmten ein in die Bitte: Nein, erwiderte er zum zweytenmale heftiger. Jene traten, als wollten sie flehendlicher in ihn dringen, noch näher herzu, nahmen seine Hände: — Nein, nein! rief er noch einmal und sprang unmuthig auf. In demselben Augenblick riß Cimber ihm das Oberkleid von der Schulter; Casca, der ihm von hinten zunächst stand, zückte den Dolch, brachte ihm einen Stich gegen den Hals bey, und in demselben Nu riß Cäsar sich aus ihnen, ergriff Casca's Arm mit dem Dolche, und rief überlaut: Verfluchter, was beginnst du! — Casca rief um Hülfe, und nun stießen alle auf Cäsar'n zu. Er suchte sich dennoch zu retten und durchzuschlagen, bis er auch Brutus' mit dem Dolch auf sich eindringen sahe. Auch du, Sohn? sagte er, ließ nun Casca's Arm frey, verhüllte sein Haupt, und stand fest unter seinen Mördern, bis er unter ihren Streichen darniedersank.

An der Bildsäule des großen Pompejus, den er aufgeopfert, sank Cäsar darnieder; die Säule wurde sogar von seinem Blute besprützt. Die Wuth der Verbündeten war so schrecklich, daß alle mit seinem

Blute besprengt wurden, und einige im Getümmel einander selbst verwundeten. Auch Brutus erhielt eine Wunde in die Hand. Cäsar fiel in seinem sechs und funfzigsten Lebensjahre, nur vier Jahre später als Pompejus.

Sobald Brutus das Opfer sinken sahe, sprang er in die Mitte des Saals und rief den Senatoren zu, beysammen zu bleiben. Aber dieser hatte sich erst ein starres Entsetzen bemeistert, und nun flohen alle. Vergebens bat Brutus, vergebens verbürgte er sich für eines jeden Sicherheit: als wären hinter ihnen allen schon gleichfalls Dolche gezückt, drängten sie, unter Getümmel, nach der Thür. Einige wurden im Gedränge erdrückt, alle entwichen aus dem Versammlungssaale.

Die Verbundenen ohne Ausnahme — und außer diesen später selbst andere wichtige Männer, namentlich Cicero — bestanden darauf, zugleich mit dem Dictator seinen Freund und erklärten Günstling der Soldaten, Antonius, zu fällen: nur Brutus allein widersetzte sich, weil es ungerecht sey; und als man in ihn drang, weil dieser übermüthige Schwelger bey seinem ungeheuern Anhang gewiß suchen würde zu

werden, was Cäsar war, antwortete er: Wer will Einen strafen, weil er vielleicht ein Verbrecher wird? Wer es ist, wird mit Recht bestraft! — Uebrigens hoffte er, Antonius, in dem sich so viel Großes und Herrliches neben Niedrigem und Abscheulichem vereinigte, werde zum Rechten und Guten zurückzubringen seyn, wenn dies nur erst wieder herrschend würde. — Man siehet auch hieraus: Brutus war zu edel und zu kurzsichtig zu einem Revolutionair. — Antonius entkam zu seiner eigenen Verwunderung, und verbarg sich durch Verkleidung, bis er die Stimmung der Menge, und daraus, als Mann des Volks, seine fernern Maßregeln abnehmen konnte.

Nicht zu entschuldigen scheinen aber Brutus und seine Freunde, daß sie für den Fall, daß die That geschehen sey und nicht den Eindruck mache, den sie vorausgesetzt, so wenige, oder, wie es sich kaum bezweifeln läßt, so gar keine Maßregeln vorbereitet hatten. In den ersten Momenten thaten sie nichts, als daß sie den Tod des Tyrannen und die wiederhergestellte Freyheit öffentlich ausrufen ließen. Aber das fand bey dem Volke, das der Vortheile seiner Freyheit entwohnt und der Verpflichtungen gegen

dieselbe überdrüßig war, durchaus keinen entscheidenden Eingang. Furcht bey den Bessern, Lauern auf das, was nun geschehen werde, bey den Zweydeutigern, Hoffnung auf Gewinn in Scenen der Verwirrung bey den Schlechten — das war alles, was man von Erfolg, wenigstens in den ersten Stunden, bemerken konnte. Wer etwas zu verlieren hatte, verbarg sich ängstlich in sein Haus; der Pöbel lief mit Geschrey und Geheul die Straßen auf und ab; alle Versuche der Verbündeten, das Volk nur zu sammlen und zum aufmerksamen Zuhören zu bringen, waren fruchtlos: sie zogen, um nur selbst vor Anfällen gesichert zu seyn, aufs Capitolium, das sogar Einer aus ihrem Mittel von Gladiatoren bewachen lassen mußte.

Da die Senatoren und Besonnenern überhaupt sich von der ersten Betäubung erholt hatten, und sahen, die Verbündeten achteten jedes Leben und auch der Pöbel habe weder Haupt noch bestimmten Zweck, faßten sie Muth und zogen zu jenen hinauf aufs Capitolium. Viele vom Volk folgten ihnen nach und sammleten sich umher. Brutus trat auf, zeigte ihnen den Dolch, den er einzig für ihre Freyheit ge-

braucht, und hub in einer höchstwürdigen, gehaltvollen und gemäßigten Rede an, die That zu rechtfertigen, jedem Muth einzusprechen, Zutrauen einzuflößen, zur Ruhe, zur Ergreifung des neuerrungenen Gutes zu ermahnen: und die Senatoren zuerst, dann auch die übrigen Theilnehmenden, bezeigten ihm lauten Beyfall. Einige Stimmen im Volk riefen sogar: Komm zu uns herab! und sogleich wurde der Ruf von Tausenden wiederholt. Er stieg also herunter; viele edle und hochgeachtete Römer nahmen ihn mit Ehrerbietung in ihre Mitte, die andern Verbündeten folgten, und so geleitete man ihn mit feyerlichem Pomp, der durch das entfernte Getümmel des erwartungsvoll nachdrängenden Volks noch schauerlicher ward, auf den Markt.

Hier trat Brutus mit hoher Würde auf die Rednerbühne, und vor seiner Hoheit schwieg der Tumult sogleich. Die Menge stand ruhig und hörte aufmerksam; Mitleid gegen den Gefallenen, Scheu vor der That, Ehrfurcht gegen das Haupt der Thäter hielt ihre Seelen gebunden und in Spannung. Der Inhalt seiner Rede war derselbe, wie bey der

vorigen, und eine stille Wehmuth schien die vorherrschende Wirkung derselben zu seyn.

Nach ihm trat Einer aus den Verbündeten, Cinna, Cäsars Schwager, auf, und fing, nicht mit Brutus' Mäßigung, sondern mit Härte und Heftigkeit an, den Gefallenen zu verklagen, zu beschuldigen, verhaßt darzustellen. Dies scheint einer von den größten Mißgriffen gewesen zu seyn, entstanden aus Mangel an Plan für den oben angegebenen Fall, daß die That geschehen, aber ohne den Eindruck, den man vorausgesetzt, geblieben sey. Daß eben Cäsars naher Verwändter es war, der das verhaßte Amt des öffentlichen Anklägers eines großen und gefallenen Mannes übernahm; daß er es jetzt, eben so verwaltete — scheint höchst unpolitisch, und sogar dies nicht allein.

So ergeben und unthätig das Volk seiner und des Glücks Günstlinge Sturz, ist er einmal geschehen, zu betrachten pflegt, so wenig wird es, noch voll vom ersten Eindruck, und wenn es nicht aus Sklaven besteht, sich still und unthätig gefallen lassen, daß diese Günstlinge gekränkt, entwürdiget, beschimpft werden, und am wenigsten von denen,

die selbst Günstlinge der Gefallenen waren. — Cinna hatte noch nicht geendigt, als sich ein Getöse und Geheul, und immer schrecklicher erhob. Einer entzündete den Andern, jeder durch Geschrey sich selbst, noch heftiger; man verfluchte den Redner, man erhob den Gefallenen: die Verbündeten waren genöthigt, sich wieder auf das feste Capitolium zu begeben; ein allgemeiner, Blut fordernder Aufruhr schien in der Stadt auszubrechen. Brutus behauptete auch hier seine Fassung und die Würde seines Charakters: er bat die mitversammleten Freunde der Freyheit, die nicht unmittelbaren Antheil an Cäsars Tode genommen hatten, ihre Versammlung zu verlassen, weil nur ihnen gebühre, die Gefahren zu bestehen oder der Wuth des Volks preisgegeben zu werden.

Indeß war der Abend hereingebrochen; der Auflauf, der kein Haupt und einander widersprechende Absichten hatte, zerstreuete sich allmählig, und die Verbündeten übernachteten auf ihrer Veste.

Am frühen Morgen versammlete sich der Senat im Tempel der Tellus. Als erste Grundlage der Berathschlagungen und zu ergreifenden Maßregeln mußte allerdings die Beantwortung der Frage aufgestellt

werden: wie ist Cäsar selbst nun zu betrachten und dem Volke darzustellen? Nach vielfältiger Abwägung der Gründe jeder hier möglichen Ansicht, trat Antonius mit dem Schein von großer Unparteylichkeit, insgeheim aber mit arger List auf, und setzte den Grundsatz durch: Cäsar ist als Tyrann und widerrechtlicher Usurpator dem Volke öffentlich nicht darzustellen. Erklärt ihr den Dictator als einen solchen — sagte er unter anderm — so sind eben damit alle seine Thaten für widerrechtlich und nichtig erklärt. Und wer kann die Verwirrung, die Unordnungen nur ermessen, welche hieraus nicht nur für Rom, sondern auch für alle Rom unterworfenen Provinzen und Reiche erwachsen müssen? Der Staat ist dann ohne rechtmäßige Obrigkeit, die Provinzen sind ohne Statthalter, die Heere ohne Anführer, denn wir alle sind ja vom Cäsar in unsere Aemter und Würden eingesetzt. Ist Cäsar ein widerrechtlicher Usurpator, so muß sein Leichnam, nach den Gesetzen der Väter, mit Schimpf durch die Straßen geschleift und in die Tiber versenkt werden: welche Verwirrung, welche Empörung muß dies beym Pöbel erregen, der ihn als einen Gott verehrt! Ihr seyd im Be-

griff, den Staat, ja die ganze Welt, die mit Cäsars Ruhm erfüllt ist, in den blutigsten Krieg, in unabsehbare Zerstörung zu stürzen. — —

Diese Rede machte tiefen Eindruck. Des Widerstrebens Mancher ungeachtet, ging jener Grundsatz durch; und daß mehrere Freunde der Verbündeten dennoch ihre Würden, als gesetzwidrig erhaltene, niederlegten, blieb, bey der großen Ueberzahl der anders Gesinneten, ohne bedeutenden Erfolg.

An diesen Grundsatz schloß sich allerdings zunächst die Frage an: wie ist dann aber Cäsars Aufopferung, wie sind die Urheber derselben zu betrachten? wie die Letztern zu behandeln? — Hier nahm vor allen Cicero, der Antonius' genug kannte, seine geheimen Absichten durchschauete, und durch persönlichen Haß gegen denselben ermuthiget war, das Wort, und überzeugte in einer musterhaften Rede alle nicht durchaus Uebelgesinnete, die Lage der Dinge sey so, daß ein gänzliches Vergessen des Geschehenen angenommen und öffentlich erklärt, auch alles, was nun einmal jetzt sey, unverändert beybehalten werden müsse, wenn man nicht unabsehbare Verwirrung und einen allgemeinen Bürgerkrieg herbeyführen wolle. Alle stimm-

ten ihm bey, selbst Antonius, der dabey allerdings ebenfalls gar sehr seine Rechnung fand. So ging denn Cicero's Vorschlag durch, und fand sogar noch die nähere, ausdrückliche Bestimmung: jeder jener Urheber des Todes Cäsars solle ebenfalls ungekränkt in allen seinen Aemtern und Würden verbleiben und des allgemeinen Schutzes darin genießen.

Der Senat sandte eine Deputation aufs Capitolium, und Antonius, der theils seine Zeit besser ersehen, theils, um selbst sicher zu seyn, die Verbündeten sicher machen wollte, ließ diese von seinem eigenen Sohne anführen, der jenen zugleich als Geißel für ihre Sicherheit dienen sollte. Brutus führete deshalb seine Freunde hinab und wurde von den Senatoren mit lauten Zurufungen und Umarmungen empfangen; ja die Vornehmsten stelleten sogar ein Versöhnungsmahl für den Abend an, zu dem Antonius den Cassius, Lepidus (ebenfalls als Cäsars erklärter Freund bekannt,) den Brutus einlud. Alle übrige Verbündete waren ebenfalls von dem Einen oder dem Andern eingeladen und erschienen.

Cassius kam etwas spät. Antonius ging ihm, da er eintrat, als Wirth entgegen. Nach seiner rü-

den Weise scherzend sagte ihm Antonius: Nun hast du doch keinen Dolch mehr versteckt? O ja, antwortete Cassius, und einen sehr scharfen, für dich, wenn du wirst wie der, gegen den ich ihn gestern brauchte! — Indeß blieb alles unter dem Schein von Freundschaft und Einverständniß beysammen.

Am Morgen versammlete sich der Senat aufs neue; Brutus und seine Freunde unter ihm. Von der einen Seite wurde eine feyerliche Danksagung dem Consul Antonius für unterdrückten Bürgerkrieg; von der andern dagegen, ein Gleiches für Brutus und die vornehmsten seiner Freunde, vorgeschlagen: und beydes ward, freylich nicht ohne gegenseitige Aufreizung, durchgesetzt. Hierauf trug Antonius, mit wohlverborgener List, vor, dem Brutus und Cassius, als Beweis der Dankbarkeit und des Vertrauens, die Verwaltung wichtiger Provinzen zu übergeben, und da sein Antrag mit Beyfall aufgenommen war, bestimmte er diese Provinzen, und zwar von Rom so entfernete, als möglich: Brutus erhielt Creta, Cassius die den Römern unterworfenen Länder in Afrika. Cassius nahm diese Machination des Consuls mit Recht an als den ersten

entscheidenden Schritt zur Annäherung an seine geheimern Plane, während Andere darin eine rühmliche Unparteylichkeit zu finden glaubten.

Gleiche Geschmeidigkeit und Kenntniß der Menschen und Verhältnisse zeigte Antonius durch einen zweyten Antrag. Er verlangte, ohne großes Aufheben davon zu machen, gleichsam nur als ein Opfer der Schicklichkeit, und um Cäsars Verehrern unter dem Volk einiges Genüge zu leisten: sein Testament solle öffentlich vor dem Volke verlesen und sein Leichnam nicht ohne das herkömmliche Gepränge bestattet werden. Hier widersetzte sich Cassius laut: aber Brutus — sey es nun, daß er dem Antonius wirklich aufrichtige Gesinnungen zutrauete, oder weil er sich mit schwärmerischer Zuversicht auf die, ihm außer Zweifel stehende Gerechtigkeit des Geschehenen, und auch auf den Beyfall des Senats verließ — Brutus redete ihm selbst zu, nachzugeben und von allem, was als Gehässigkeit gegen den Geopferten erscheinen könnte, abzustehen. Cassius gab eine Ueberzeugung nie auf, wußte aber, wie jeder wahre Mann, der Ueberlegenheit, die nicht in grundlose Willkühr ausgehet, nachzugeben; und so ging der Vorschlag

durch und der Tag der Ausführung ward sogleich bestimmt. Cassius sagte große Folgen davon voraus, und Cassius irrete nicht.

Dem Volke wurde der Tag, wo es das Testament Cäsars hören und dem feyerlichen Leichenbegängniß desselben beywohnen sollte, öffentlich bekannt gemacht. Der Tag kam. Antonius, als Consul, hatte sich die Eröffnung des erstern, so wie die gewöhnliche Trauerrede, vorbehalten. Das Testament wurde vor allen Versammleten eröffnet. Antonius kannte seinen Inhalt sehr wohl, und hatte überhaupt alle Papiere Cäsars in Verwahrung; ein allgemein verbreitetes, übereinstimmendes Gerücht behauptete sogar, er habe sie zu seinen Absichten verfälscht. Der junge Octavius, ein Enkel der Schwester des Verstorbenen, war Universalerbe und im Testamente vom Cäsar adoptirt;*) übrigens bekam von der ungeheuern Verlassenschaft jeder Bürger Roms fünfundsiebenzig Drachmen ausgezahlt, und Cäsars prächtige Gärten jenseits der Tiber sollten zu öffent-

*) Bekanntlich nahm dieser in der Folge den Namen Cäsar Octavianus Augustus an, und unter seiner Regierung wurde Christus geboren.

lichen Belustigungsörtern des ganzen Volks eröffnet werden.

Kein Wunder, daß ein solches Testament die Tugenden des Erblassers der Menge in Einem Moment im glänzendsten Licht erscheinen ließ, und vor der Phantasie der Meisten sein bis dahin furchtbares Bild, von allen Zeichen willkührlicher Gewaltthätigkeit, von allen Merkmalen stromweis vergossenen Bluts entkleidet, mit der Strahlenkrone der Liebe und Wohlthätigkeit auftrat; kein Wunder, daß nicht nur des unwilligen Klagens über sein Ende wieder viel wurde, sondern daß auch der Haß gegen seine Gegner mit neuer Gewalt sich in nicht wenigen regte.

Dies zeigte sich schon da, als sich die Menge zur feyerlichen Bestattung des Leichnams zu sammlen anfing. Cäsars Ueberreste waren auf dem Markt, auf einem prunkvollen Trauergerüste aufgestellt; Antonius trat als Trauerredner ernst und feyerlich auf die Bühne; das Volk drängte sich erwartungsvoll und wehmüthig in zahllosen Schaaren um ihn her. Der Redner kannte die Stimmung des größten Theils des Volkes und hatte im Geheim veranstaltet, daß der

Leichnam unter den Purpurdecken mit dem Gewande, das Cäsar den letzten Tag seines Lebens getragen hatte, umgeben worden war. Der beliebte und erfahrene Redner fachte leicht das stillere Trauern und Mitleid zu einer Glut heftiger Empfindungen an; und als er in lautem Stöhnen und sogar schon in einzelnen herausbrechenden Ausrufungen der beabsichtigten Wirkung seiner Bemühung gesichert seyn konnte, rief er dem Volke zu: Sehet hin auf ihn, dem ihr einst den Eid schwuret, seine Person solle heilig und unverletzlich seyn; ihr alle wollet sie mit Gefahr eures eigenen Lebens vertheidigen! sehet hin . . . Hier trat er zum Leichnam, warf die Decken herab, nahm das vom Blute starre Gewand, breitete es aus, zeigte dem schluchzenden Volke, wie oft es durchbohret war, und brach nun heftig in die Apostrophe aus: O großer Jupiter und all' ihr Götter, die ihr Rom beschützt: ich rufe euch zu Zeugen, daß ich seinen Tod zu rächen und meine Verpflichtungen zu erfüllen entschlossen gewesen: aber der Wille der Vorsteher dieses Volks hat mich gefesselt; ich bin nicht schuldig an eurem gotteslästerlichen Meineid! —

Antonius hatte sich nicht geirrt: statt des Mit-

leids war Wuth und Rache in die Herzen des Volks geströmt. In einem Augenblick kam alles in heftige Bewegung, alles in stürmenden Aufruhr. Das Geschrey brach von allen Seiten hervor: Rache! Rache! Mörder sind sie! Meuchelmörder! Vatermörder!

Jetzt, da Antonius der Wirkung seiner Rede, so wie der Wirkungslosigkeit dessen, was er, scheinbar zur Begünstigung des Senats, noch sagen wollte, sicher seyn konnte, beschloß er in matten Floskeln: Ja, mich sprechen die Götter von der Verbindlichkeit meines Eides los. Was geschehen ist, muß vergessen werden. Es ist mehr die Uebelthat von bösen, den Römern feindseligen Geistern, als von Menschen. Nun hat man an nichts zu denken, als das Gedächtniß des glorreichen Verstorbenen zu ehren und ihn den Unsterblichen beyzusetzen! —

Indessen hatte aber schon eine Menge Volks Geräthschaften aller Art zusammengebracht und thürmte einen ungeheuern Haufen davon auf. Dieser ward nun, unter Ausrufungen der Verehrung gegen Cäsar und unter Verwünschungen seiner Mörder, als Scheiterhaufen angezündet, während zahlreiche Sänger Trauerchöre, vom Antonius aus berühmten

Trauerspielen ausgelesen, absangen. Hierdurch, wie durch ihre eigenen Unternehmungen, immer heftiger entzündet, rissen Andere Brände aus dem Feuer. Verbrennt die Mörder, schrien sie. Viele stürmten zum Palast des Senats, wo Cäsar gefallen war, und steckten ihn in Brand. — Er ward eingeäschert. Andere liefen mit Feuerbränden zuerst zu Brutus', dann zu Cassius' Palast: aber diese hatten ihre Häuser mit starker Wache umgeben, welche Niemand herbeyließ. Zum Cinna! zum Redner Cinna! tobte es nun. Indem erblickten Einige einen andern Cinna, der Cäsars eifriger Freund war: die Wüthenden hatten aber kaum seinen Namen gehört, als sie, ihn mit jenem verwechselnd, ihn zu Boden rissen und in viele Stücke zerfleischten. Noch Andere hatten indessen auf dem Platze, wo der Scheiterhaufen nun niedergebrannt war, einen Altar errichtet, und opferten den Manen Cäsars — des gefallenen Vaters des Vaterlands, des Schutzgotts des römischen Reichs. —

Brutus und seine Freunde konnten sich unter diesen Umständen keinen Augenblick mehr sicher in Rom glauben; sie wendeten sich deshalb vorerst nach Antium, bis das wankelmüthige Volk ausgetobt

hätte, und rechneten besonders auf den ihnen günstigen Senat. Antonius hatte seine Absichten, Rom ein zweyter, und weit unwürdigerer, und wahrhaft verderblicher Cäsar zu werden, theils durch jene Trauerrede, theils durch andere Unternehmungen, den Republikanern, und besonders dem Senat, zu früh merken lassen: er verlor dadurch viele von seiner Partey unter den Angesehenern. Er bemerkte dies kaum, so begünstigte er öffentlich den beliebten, jungen Pompejus, den tapfern Sohn Pompejus des Großen, und verfuhr mit Härte, ja sogar mit Grausamkeit, gegen verschiedene im Volk, welche neue Versuche machten, auszuführen, was ja sein eigener Wille war. Dadurch verlor er auch beträchtlich beym Volke. Und nun kam noch dazu, daß Brutus den müssigen, schaulustigen, wankelmüthigen Römern die gewöhnlichen Schauspiele, wegen empfangener Prätur, schuldig war, und daß dieser dieselben wohlbedächtig eben jetzt, obgleich abwesend, anstellte, und zwar mit größter Pracht und Herrlichkeit. Das gefiel denn der unmündigen, verdorbenen Menge, und man fing schon wieder an ziemlich laut zu sagen, Antonius sey doch nichts, als ein

listiger Partenyganger, und Cäsars Mörder wären nicht so durchaus zu hassen! —

Auf einmal änderte sich die Lage der Sachen aufs neue. Der junge Octavius, Cäsars Erbe und adoptirter Sohn, kam von Apollonien, wo er den Wissenschaften und seinem Vergnügen gelebt hatte, nach Rom. Fragt man, um ihn kennen zu lernen, nicht seine geistreichen Vertrauten, die er auf die höchsten Stufen der Würde und des Glücks hob, die mit ihm glänzen oder fallen mußten; fragt man nicht die Feinde des Antonius, die, um diesen zu stürzen, ihn erhoben, wenigstens so lange, als sie in ihm nicht den neuen Feind erkannten; fragt man endlich nicht die Dichter, Künstler und Schöngeister, die er hervorzog, bezahlte und auszeichnete — sondern sein Thun und Leben: so kann man kein anderes Urtheil über ihn fällen, als: er war ein Jüngling und ward ein Mann von mäßigen, aber gebildeten Talenten des Geistes, voller List, Schlauheit und Gewandtheit, ganz für die Intrigue gemacht; von Seiten des Charakters, ohne alle Grundsätze, ohne alle höhere und edlere Gefühle, als die, für seinen Vortheil; mit gleicher Falschheit trotzig oder

kriechend, wo ihn das Eine oder das Andere zum Ziele zu führen schien; blutdürstig wie Sylla, und obendrein dabey feig wie ein Sklav; beyspiellos begünstigt durch ungewöhnliche Umstände, die er nicht herbeyführte, und die nicht einmal er, sondern seine geistreichen Freunde zu seinen Gunsten zu benutzen wußten; in der Folge überdies der furchtsame Diener eines alten, verbrecherischen Weibes.

Mit den Anlagen und wohlverborgenen Keimen zu alle dem — übrigens ein schöner und nun auch überaus reicher Jüngling — trat er jetzt in Rom auf. Seine Vertrauten übersahen das Ganze bald, und lehrten ihn, was zu thun sey. Er nahm vor allem Cäsars Namen an — er brauchte Aufmerksamkeit und Achtung! Er vertheilte alles ihm zugefallene baare Geld unter das Volk, vornämlich aber unter die tapfern Veteranen Cäsars, die noch treulich an ihrem großen Feldherrn hingen — er brauchte Partey und Macht! Der Senat, und die Republikaner überhaupt — namentlich Cicero, den Octavius Vater nannte und doch hernach seinen Mördern auslieferte — glaubten in ihm einen unschädlichen Jüngling gefunden zu haben, den sie durch die Anhäng-

lichkeit der Veteranen Cäsars dem Antonius entgegenstellen könnten, ohne von ihm selbst etwas zu besorgen zu haben. Das Volk hatte den alternden, großgesinneten Cäsar gefürchtet: des jungen, liebenswürdigen Cäsars erfreuete es sich. Er fand die reichste Unterstützung, als er ein zahlreiches Heer warb, um gegen Antonius zu ziehen, der sich schon offenbare Gewaltthätigkeiten erlaubte; und es war zu spät, als endlich die Umsichtigern im Senat bemerkten, daß ihre und der Republik Lage, nun zwischen zwey mächtigen und mit großen Kriegsheeren ausgerüsteten Männern, um so gefährlicher ward; es war auch vergebens, daß Brutus und seine Freunde in ihm, dem jungen Octavius, den neuen und bösartigern Tyrannen erkannten, und ohne Hehl ihn auch also darstelleten. *)

*) So schrieb z. B. Brutus an Cicero, der sich so entscheidend für Octavius, theils aus jenem Irrthum vieler Patrioten, theils aus Privatfeindschaft gegen Antonius verwendet hatte: Du verabscheuest nicht den Unterdrücker, sondern fürchtest nur einen solchen, der dich haßt. Unsere Väter duldeten auch keinen sanftmüthigen Herrn. Ich bin noch nicht entschlossen, ob ich die Waffen ergreife: aber dazu bin ich es, nie ein Sklav zu werden. Ueber dich wundere ich mich: du

In der Verwirrung, welche aus den gegenwärtigen Verhältnissen und aus den Maßregeln der Häupter der drey entscheidenden Parteyen entstehen mußte, zeigte sich's unwidersprechlich, welcher Sinn die Römer jetzt beherrschte; daß der Tod des geistreichen, gewaltigen, vom Glück begünstigten Alleinherrschers, Cäsars, für das Reich ein großes, verderbliches Unglück war; vor allem aber, daß aller Muth, aller Eifer Brutus' und seiner Freunde, das Gefühl für Freyheit in der Mehrzahl ihrer Mitbürger lebendiger und kräftiger zu erwecken, gänzlich vergebens seyn mußte. Der Senat schwankte von einer Meynung und Maßregel zur andern; das Volk sehnte sich nur nach Ruhe und Genuß, unter wem, und unter welchen Verhältnissen es auch sey; die Heere, um deren Gunst jede Partey durch alle nur mögliche Mittel buhlete, wurden eben dadurch immer übermüthiger, immer frecher, ja so schamlos, daß sie bey weitem zum größten Theil ungescheut dem Meistbietenden — gleichviel welcher das sey — sich überließen. Müde

scheuest einen gefährlichen Bürgerkrieg, aber nicht einen schimpflichen Frieden; du willst Antonius' Tyranney zerstören und Octavius' zum Tyrannen machen. — —

und solcher Mitbürger überdrüßig, überdies noch, um gedungenen Meuchelmördern auszuweichen, beschlossen Brutus und Cassius, Italien zu verlassen, und schifften nach Griechenland — nach Athen.

Brutus vermochte seine Gemalin, daß sie nach Rom zurückkehrte. Sie hatte mit größter Selbstbeherrschung alle Besorgnisse für die Zukunft ihres Gatten, und auch den Schmerz dieses Abschieds verborgen. Jetzt, indem er sie das letztemal sprach, fielen ohne Absicht ihre Augen auf ein Gemälde, das Hektor'n darstellete, wo er von Andromache Abschied nimmt, um in die Schlacht seinem Tode entgegen zu gehen, und von ihr seinen kleinen Sohn empfängt, ihn zum Lebewohl zu küssen. Bey diesem Anblick brachen ihre Sorgen für die Zukunft, brach ihr Schmerz, mit eins hervor, und ihre Thränen flossen unaufhaltbar. Einer der Freunde Brutus' rief die Worte aus, die Homer der scheidenden Andromache in den Mund legt:

Hektor, o Du bist jetzo mir Vater und liebende Mutter,
Auch mein Bruder allein, o Du, mein blühender Gatte!

Brutus, den Schmerz seiner Gattin zu lindern,

unterbrach ihn lächelnd: Ich aber darf zu Portia nicht sagen, wie Hektor zu seiner Gattin:

Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu seyn. —

Portia kann wegen Schwächlichkeit ihres Körpers nicht Heldenthaten mit uns thun: aber mit ihrer standhaften Seele streitet sie für das Vaterland so edelmüthig, als wir — —

Auf dieser Reise schrieben Brutus und Cassius verschiedenemal gemeinschaftlich sowol an Antonius, als an Octavius, um auch dies Mittel, sie vielleicht von ihrem verderblichen Vorhaben abzubringen, nicht unversucht zu lassen. Auch in diesen Briefen blieben sie sich durchgängig gleich. Eine einzige Stelle eines Schreibens an Antonius sey Beweis statt vieler, unter denen ihre Vortrefflichkeit die Wahl schwer macht. Sie hatten Antonius' besonders seine immer weiter um sich greifenden Werbungen vorgeworfen, er hatte sich entschuldigt, und darauf antworteten sie: Unser Wunsch ist, dich als großen und edlen Mann im freyen Staate zu bewundern. Wir wollen deine Feindschaft nicht reizen: aber unsere Frey-

heit gehet uns weit über deine Freundschaft. Bedenke, was du beginnest; bedenke, ob du es ausführen werdest. Erinnere dich nicht daran, wie lange Cäsar lebte, sondern wie lange er herrschte. Wir bitten die Götter, daß deine Unternehmungen zum Wohl des Staats und zu deinem eigenen gereichen; wäre erstes nicht: daß sie die Republik schützen und dich strafen, doch so wenig qualvoll als möglich — —

Brutus wurde in Athen mit allgemeiner Bewunderung und lauter Huldigung aufgenommen. Er schien ganz ruhig und ohne Plane für Roms Zukunft, nur für die Wissenschaften zu leben, hörte auch einige berühmte Weltweise dort. Indeß gehörte dieses in seine Entwürfe. Er gewann dadurch die Freundschaft der vielen jungen Römer, die in Athen den Wissenschaften lebten. Auch Cicero's Sohn war unter diesen. Brutus war damals noch nicht dreyßig Jahr alt: jene jungen Männer waren stolz, ihn wie einen ihres Gleichen unter sich zu sehen, obgleich ihn die ganze Welt anstaunete. Auch bereitete sich Brutus insgeheim schon sehr ernstlich auf offenen Krieg: ließ durch einen Vertrauten die in Macedonien stehenden Kriegsheere auf seine Seite bringen;

hörte, daß einige geldbeladene Schiffe aus Asien nach Rom segelten, und überredete den Befehlshaber, einen Theil dieser Summe ihm zu übergeben; schiffte auch nach Demetrias, wo Antonius große Vorräthe an Waffen aufgehäuft hatte, und bemächtigte sich derselben.

Da kurz vor seinem Abgang von Athen sein Geburtstag einfiel, wünschte er wahrscheinlich seine dortigen Freunde zu versuchen und stellete ihnen ein Mahl an. Er selbst vermied politische Gespräche: nicht so die andern Anwesenden, welche den lebhaftesten Enthusiasmus für die Wiederherstellung der freyen Verfassung Roms äußerten. Man trank auf Brutus' Leben und Sieg: er dankte gleichgültig; man wollte der römischen Freyheit opfern: da ließ er einen großen Freundschaftspokal reichen, und weihete ihn selbst zuerst.

Nun glaubte Brutus, offener handeln zu müssen. Er zog die zerstreueten Truppen des verstorbenen Pompejus aus Thessalien an sich — meistens erfahrne Krieger, welche schon gegen Cäsar gefochten hatten, und nahm mit großer Mühe und Gefahr Antonius' ansehnliche Truppenverstärkungen weg.

Bey dieser Gelegenheit bekam er selbst Antonius' Bruder, welcher diesem die Truppen zuführete, in die Gefangenschaft, und behandelte ihn eben so großmüthig, als dieser späterhin verächtlich gegen ihn handelte; und weil ganz Macedonien sich ihm unterwarf, zog er dahin und trennte sich von Cassius, der zu gleichem Zweck nach Syrien ging.

Brutus' Macht wuchs täglich. Ganze Cohorten, die Antonius für sich anwerben lassen, gingen freywillig zu ihm über, andere, größere Truppenabtheilungen besiegte er und vereinigte sie mit sich; so daß er zu Ende dieses kurzen Zuges dreymal mehr Mannschaft besaß, als da er ihn anfing. Was aber er und was sein Heer auf diesem Zuge ausstanden, kann schon folgendes beweisen.

Da die Seinigen einst ganz ohne Lebensmittel waren, und er alle Beschwerden mit dem gemeinsten Krieger theilete, sank er vor Hunger und Erschöpfung halbtodt darnieder, und wurde von der qualvollen Krankheit, dem Heißhunger, überfallen. Man konnte ihn mit keinem Bissen Brot erquicken, denn man hatte keinen. Endlich nahmen seine Krieger ihre Zuflucht zur Wache der feindlichen Stadt: und selbst

seine Feinde hatten so viel Hochachtung gegen ihn, daß sie sogleich Brot und Wein darreichten — was auch die Seinigen, obgleich selbst halb verhungert, ihm unberührt redlich darbrachten. —

In Rom trug Octavius noch die Larve des Freundes der Freyheit, und hatte darum vom Senat immer mehr emporgebracht, sogar schon öffentliche Vortheile über Antonius erhalten — weshalb auch dieser aus Italien geflohen war. Aber eben dies Glück reizte den Jüngling, seinem eigenen Ziele rascher und weniger verborgen entgegen zu gehen. Er behielt seine große Armee, verlegte sie in und um Rom herum, und bewarb sich nun, seiner Jugend ungeachtet, um das Consulat — alles Schritte, welche geradezu gegen Verfassung und Gesetz waren. Jetzt sahe der Senat, wen er unterstützt, und daß Brutus in seinen Warnungen Recht gehabt hatte. Alle Freunde der freyen Verfassung setzten nun ihre Hoffnung allein auf Brutus. Octavius wurde ängstlich. Da er ganz frey zu handeln nicht wagte, und noch nicht wagen konnte, faßte er den Plan, erst diejenigen in seine Macht zu bringen, gegen welche er sie hätte theilen müssen, um so sich selbst nur

Einen Gegner zu erhalten, mit welchem er es hernach, so groß dieser sey, aufzunehmen sich getrauen dürfe. Er lud also zuvörderst im Geheim Antonius' zu einem verborgenen Freundschaftsbündniß ein; und dieser, der höchstwahrscheinlich ihn durchschauete, der aber ganz dieselben Plane und Hoffnungen hegte, ganz auf denselben Wegen sie auch auszuführen gedachte — nahm das von beyden Seiten gleich falsche Bündniß an, und die erste Folge davon war, daß Octavius, durch seinen und Antonius' vereinten Anhang, ohngeachtet er kaum zwanzig Jahr alt war, das Consulat erzwang.

Als Consul stellete er nun gegen Brutus, Cassius und alle ihre Freunde eine förmliche, öffentliche Klage an, weil sie den Vornehmsten aller Römer — den Mann, dem der Staat seine größte Macht und seine höchsten Würden unbedingt anzuvertrauen gewürdiget — unverklagt und ohne Untersuchung überfallen und ermordet hätten. Sie wurden zu ihrer Vertheidigung zu erscheinen befehligt, und da sie allerdings nicht erschienen, verbannete und ächtete man sie und zweyhundert ihrer Freunde. Wer im Senat diesem Urtheil nicht beystimmen wollte, wurde mit offener

Gewalt dazu gezwungen. Man gab einem jeden ohne Hehl zu bemerken, daß, wer jene Männer nicht als offenbare Verbrecher, nicht als Mörder beurtheile, unter sie selbst gehöre und ihr Loos theilen müsse.

Diese ersten entscheidenden Unternehmungen der Neuverbundenen gelangen ihnen zu gut, als daß sie nicht auf dem begonnenen Wege weiter hätten fortgehen sollen; und da ihnen Niemand Entscheidendes entgegen, sondern nur noch ein dritter Mann zur Seite stand, der ihnen eben jetzt sehr nützlich, niemals aber gefährlich werden konnte, so nahmen sie auch diesen in ihr Bündniß auf.

Dieser dritte war Lepidus, ein Mann von sehr untergeordneten Talenten, schwankendem Charakter, ziemlich thätig und klug, aber von kleinlichen Leidenschaften beherrscht, und darum zu allem zu bewegen, was nur mit einem gewissen Schein äußern Anstands geschahe; übrigens aus einem der berühmtesten Häuser, von hohen Jahren und altem Ansehen, dabey als vormals erklärter Parteygänger Cäsars, und jetzt noch im Besitz einer großen Kriegsmacht, beym Pöbel, und noch mehr bey den Soldaten, sehr beliebt — folglich in jedem Betracht geeignet, als lindernder

Mittelsmann, allenfalls auch als Träger und Beschöniger ihrer Unthaten beym gemeinen Volk zwischen jenen beyden Herrschern zu stehen, und jede Stunde bey Seite geworfen zu werden, sobald man seiner nicht mehr bedurfte.

Diese drey Männer also schlossen und erklärten öffentlich jenen Bund, der unter dem Namen des Triumvirats so schrecklich berüchtigt worden ist. Er bestand in einer offenen Vereinigung zur ganz willkürlichen Beherrschung und gemeinschaftlichen Führung des Gemeinwesens in allen seinen Theilen, begründet — von innen, nur auf gegenseitiges Einverständniß, von außen, auf militairische Gewalt von der einen — auf zerstörte Verfassung, furchtsame Schwäche und Sittenverderbniß von der andern Seite. Was diese Männer von Freunden der Republik irgend erreichen konnten, das mußte fallen. Es ist gräßlich, wie sie, mit jedem Schritte mehr an Blutvergießen gewöhnt, zusammentraten, kaltblütig die angesehensten und würdigsten Männer, ohne Untersuchung, ohne Frage, heimlich oder auf offener Straße ermorden ließen; wie der Eine, gleichsam scherzend, seine Feinde, wenn sie Freunde des An=

dern waren, diesem abhandelte, dieser den bot, wenn jener jenen daran gäbe — wie z. B. Octavius seinen erklärten Beschützer Cicero dem Messer des Antonius darbot, wenn ihm dieser den Bruder seines Vaters dafür gäbe — was denn auch zu Stande kam und durch beyde ausgeführt wurde.

Mehr als zweyhundert angesehene, zum Theil die edelsten Römer wurden gleich in den ersten Tagen aufgeopfert, zu denen in den nächsten Wochen weit über tausend kamen; doch geschahe das alles — nach den öffentlichen, höhnenden Proclamationen — blos, um die gute Ordnung in der Republik wieder herzustellen, und nach gesetzlich vom Volk bestimmter Gewalt der Triumvirs. Indem sich diese in öffentlich zur Schau gestellter Umarmung sehen ließen, mußte auf ihren Befehl ausgerufen werden: Bey Strafe, selbst geächtet zu werden, darf Niemand wagen, irgend einen von ihnen Geächteten aufzunehmen, ihm zum Entfliehen behülflich zu seyn, auf irgend eine Weise beyzustehen, oder irgend ein Verständniß mit ihm zu unterhalten. Wer zu einem der Triumvirs das Haupt eines Geächteten bringt, bekömmt, ist er ein Freyer, 25,000 — ist er ein Skla-

ve, 10,000 Sestertien. Der Sklav, der seinen Herrn umbringt, wird zum römischen Bürger erklärt. Dieselben Belohnungen empfängt, wer den Zufluchtsort eines Geächteten anzeigt. Der Name jedes Angebers wird verschwiegen, und selbst von denen, welchen er sich anvertrauet, nicht aufgeschrieben, um durchaus unbekannt zu bleiben. Auch zu weinen sollte, nach öffentlichem Verbot, Niemand wagen! —

Kaum war diese Verordnung erschienen, kaum zogen die Soldaten durch die Straßen der Stadt, jedem zur Ausführung sogleich behülflich zu seyn, als tödtliches Schrecken sich eines jeden bemeisterte, der nur gewagt, eine Meynung zu haben, der eines Freundes sich erinnerte, welcher einem der Triumvirs mißfallen könne; jedes, dem sein beträchtliches Vermögen einfiel, nach welchem Andere lüstern waren; jedes, der eines Gegners gedachte, vielleicht eines Gläubigers, der ihn bezahlen sollte, eines Sklaven in seinem Dienste, welcher aus irgend einer Ursache bestraft worden. Die Häuser der Angesehenen waren verschlossen und nach Möglichkeit verwahrt; Jammern und Wehklagen des Ausgelieferten oder Angefallenen und ihrer Weiber und Kin-

der, vermischt mit dem Geschrey feindlich aufgehetzten Pöbels und den rauhen Stimmen der Soldaten, erschallte auf den Straßen; Einige, die das Verderben über sich hereinbrechen sahen, wollten ganz Rom in dasselbe verwickeln, um in der Verwirrung vielleicht sich selbst zu retten, und zündeten in der Nacht die Stadt an mehrern Seiten an. *) Die Beweg-

*) Das Auge wendet sich mit Abscheu und Ekel von solchem Anblick und sucht ängstlich umher nach Zügen der Menschlichkeit unter der losgebundenen Herrschaft von Unmenschen. Und wie unter den Greuelscenen jeder Zeit, so unter diesen in Rom, sucht es nicht vergebens. Vornämlich hat uns der wohlunterrichtete, besonnene und gutgesinnete Appian mehrere Züge eines erhabenen Heroismus und des standhaftesten Edelmuths aufgezeichnet. Statt einer detaillirten Schilderung jener Unthaten mögen einige dieser Anekdoten hier wiederholet werden. Vornämlich zahlreich waren die Beyspiele der sich selbst aufopfernden Liebe und Treue von Frauen gegen ihre Gatten, und von Sklaven gegen ihre Herren; höchstselten aber die, der standhaften Anhänglichkeit der Kinder gegen ihre Aeltern — wie sich dies auch in andern, diesen ähnlichen Zeiten gezeigt hat. Mehrere Sklaven starben auf der Folter, weil sie den Ort nicht verriethen, wo ihre Herren verborgen waren; noch mehrere wollten sie nicht überleben und gaben sich an ihrer Seite den Tod. Das Letztere thaten auch verschiedene angesehene Frauen. Ein Sklav hat seinen geflüchteten Herrn im Gehölz verborgen, läuft zum

gründe zu dieser gräßlichen Einführung der Schreckensregierung waren nicht blos Haß und möglichste

Ufer nach einem Schiffe, ihn zu retten, und findet, da er zurückkömmt, diesen entdeckt und eben vom Hauptmann eines Soldatentrupps niedergestoßen. Herr, ruft er, athme noch einen Augenblick! durchstößt den Hauptmann mit dem Dolch, ruft: Nun stirb, Herr: du bist gerächt! und läßt sich ohne Widerstand von den Soldaten in Stücke zerhauen. Ein anderer Sklav legt die Kleider seines Herrn an, stellt sich als solchen den Mördern, wird aber verrathen und der Herr ermordet: doch selbst der dabeystehende Pöbel läßt nicht nach, bis er frey gegeben und der Verräther gekreuziget wird. Noch ein anderer legt seinen Herrn vor aller Augen in Fesseln, ihn den Soldaten so entgegenzuführen; da die Andern damit befriedigt sind, läßt er ihn seine Kleider anziehn, entschlüpfen, und nun sich selbst an seiner Statt aufopfern. Reginus hat sich als Kohlenmäkler verkleidet, und treibt, nebst seiner ebenfalls also verkleideten Gemalin, einen Esel mit Kohlen vor sich her. Er ist schon dem Stadtthor nahe, da erkennet ihn ein wachhabender Soldat. Glückliche Reise, mein General! ruft dieser ihm leise zu, und verachtet so die 5000 Thaler Belohnung, ja, würde er entdeckt, sein Leben. Restio, ein gutmüthiger, wohlthätiger Mann, auch gegen seine Sklaven, hatte gleichwol den Einen, der früher zu entlaufen versucht, wie dafür gewöhnlich, auf der Stirn brandmarken lassen. Restio hielt sich verborgen, dieser Sklav entdeckte ihn zufällig. Kann ich dir helfen, Herr? redete der Sklav ihn an. Restio hielt sich für verloren; glaubst du denn, erwiderte

Ausrottung der republikanischen Partey: sondern man wollte zugleich Geld erpressen — ungeheure Summen Geld, zum bevorstehenden Kriege, und die übermüthigen Legionen in ihren Ansprüchen befriedigen. —

Nicht wenige der Proscribirten, und unter diesen Männer von großem Geist, edlem Charakter, Ansehen, Tapferkeit und Erfahrung, entkamen ihren Verfolgern, und flohen zum jüngern Pompejus nach Sicilien oder zum Brutus nach Macedonien. Hätte dieser den gegenwärtigen Augenblick der Verzweiflung in Rom benutzen können; wäre er stark, gerüstet und nahe genug gewesen, die Triumvirs und ihre Legionen in Rom schnell zu überfallen: so wäre gewiß sein eigenes, und wahrscheinlich das Schicksal der Welt ganz anders bestimmt worden, als es nun bestimmet ward. Er sammlete aber erst noch bedeutende Freunde, mächtige Bundesgenossen, zahlreiche Heere; rüstete eine beträchtliche Flotte aus, setzte

der Sklav, daß dein Eisen tiefer in meine Stirn gedrungen, als dein Wohlthun in mein Herz? Er brachte seinen Herrn in eine verborgene Höhle und unterhielt ihn da lange von dem, was er sich durch Handarbeit erwarb.

mit seinen Legionen nach Asien über, und bat Cassius', der ebenfalls ein zahlreiches Heer zusammengebracht, sich mit ihm zu vereinigen.

Cassius erfüllte seinen Wunsch. Brutus zog ihm mit seinem Heer entgegen. Bey Smyrna trafen sie sich. Die Heere standen in unabsehbaren Reihen einander gegenüber und riefen sich ihr Willkommen als Brüder zu. Beyde Feldherrn traten hervor. Mit großer Rührung umarmten sie sich im Angesicht der Hunderttausend. Arm und hülflos, geächtet, ohne Freunde, ohne irgend ein anderes Mittel, ihr großes Vorhaben auszuführen, hatten sie sich getrennt: jetzt sahen sie sich wieder, jeder umgeben von hochgeachteten Freunden, im Besitz einer Macht, den Heeren des Drittheils der damals bekannten Erde entgegenzutreten, bereichert mit Schätzen, unterstützt von ansehnlichen Flotten, Brutus Meister von ganz Griechenland, Ilyrien, Macedonien und Thessalien, Cassius im Besitz von ganz Syrien, beyde sogar von Roms Senat bestätigt in Verwaltung der von ihnen eingenommenen Länder. — Die Soldaten jauchzeten über ihre verehrten Anführer, und schwuren einander laut zu, für sie und ihre Absichten bis zum letzten

Odemzug zu fechten. Man schlug die Lager auf, man hielt frohen Rasttag.

Während desselben besprachen sich die beyden Freunde über die nähere Bestimmung ihrer Zukunft. Beyde begegneten einander mit der, großen Seelen gewöhnlichen Anerkennung fremder Verdienste: Brutus gab Cassius', als dem erfahrnern Krieger, nach, wo es auf Krieg und die Angelegenheiten desselben ankam; Cassius ließ Brutus' entscheiden, wo es auf Grundsätze der Gerechtigkeit, des Zartgefühls, der Tugend überhaupt ankam. Cassius besaß einen ungeheuern Schatz, den er auf seinen Zügen in Asien zusammengebracht hatte; Brutus hatte große Summen auf die Zurüstung seiner Flotte verwendet, mit der er Meister des ganzen mittelländischen Meeres zu werden hoffte: und Cassius stand keinen Augenblick an, was er besaß, mit seinem Freunde zu theilen, obgleich ihm seine Unterfeldherrn abriethen.

Das Resultat dieser Berathschlagungen war: sie wollten sich erst noch einiger Bundesgenossen versichern und einige asiatische Völker, die sich ihnen widersetzten, bezwingen, um keine Gegner im Rücken zu behalten, dann sich zum zweytenmal vereini-

gen, und nun unaufhaltsam die Unterdrücker des Vaterlands angreifen — eine Sorgsamkeit, welche der ruhige Verstand nicht tadeln kann, statt deren aber kühne Genialität den Moment der Verwirrung in Rom zu benutzen gewagt und höchst wahrscheinlich ganz andere Erfolge herbeygeführt haben würde.

Cassius zog zuerst gegen Rhodus. Man widersetzte sich: aber sein sieggewohntes Schwerdt bezwang auch hier die Widerstrebenden bald. Da er als Sieger einzog, begrüßten ihn die Ueberwundenen als Herren und König. Er fuhr auf: Ich bin kein Herr und kein König, sondern der Vertilger eines solchen! — Jedoch kann man ihn, bey dieser Eroberung so wenig, als bey andern seiner kriegerischen Unternehmungen, von Härte freysprechen. Die größte, die er hier bewies, war noch nicht, daß er die Bürger zwang, ihm all ihr Gold und Silber auszuliefern.

Brutus war gegen die Lycier gezogen. Auch er siegte überall, ob man sich ihm gleich zum Theil sehr hartnäckig widersetzte. Er wünschte Menschenblut so viel möglich zu schonen; bot, nach Eroberung mehrerer fester Plätze, Gnade und Freundschaft an; ließ,

um dazu zu ermuntern, alle Gefangene ohne Lösegeld frey: erreichte aber dennoch seinen Endzweck nicht. Besonders zog sich eine beträchtliche Menge lycischer Krieger nach der Hauptstadt, Xanthus, zurück, um sie desto wirksamer zu vertheidigen. Die Stadt war durch Lager und Werke sehr fest; Brutus war zu einer Belagerung genöthigt, und es ist zu bewundern, was seine Krieger in kurzer Zeit zur Besiegung der größten Schwierigkeiten auch hier ausführeten. Die Belagerten thaten täglich Ausfälle und vernichteten oft in einigen Stunden der Nacht, was jene mit der größten Anstrengung den Tag vorher gearbeitet hatten; sie fochten bey jeder Gelegenheit mit verzweifelter Tapferkeit, und wenn sie auch jedesmal mit überwiegendem Verlust zurückgetrieben wurden, so war doch schon das Gewinn für sie, daß mehrere Wochen hindurch die Hälfte der Belagerer bey Tag und Nacht in Waffen bleiben und die Arbeiten der andern Hälfte decken oder vertheidigen mußte. Alle Mittel, welche List und kühne Tapferkeit, begünstigt durch Lage und andere Verhältnisse, nur ersinnen konnte, um die Stadt zu vertheidigen, wendeten sie an: endlich ge-

lang es doch Brutus', die feste Mauer zu durchbrechen. In demselben Augenblick drang ein zahlreicher Haufe Lycier heraus, und während die herbeyeilenden Römer mit einem Theile desselben fochten, zündete ein anderer die Belagerungsmaschinen an, ehe man zu Hülfe kommen konnte. Jetzt drangen aber die Haufen der Römer in die Stadt. Die lycischen Krieger machten ihnen jeden Schritt streitig; der Kern derselben zog sich, unter unaufhörlichen Kämpfen, in guter Ordnung nach einem großen Tempel zurück, wo sie sich mit größter Geschwindigkeit befestigten, und innerhalb der eroberten Stadt eine neue Belagerung nöthig machten, welche um so schwieriger und gefährlicher ward, da nun alles, was sich vertheidigen konnte — Männer, Weiber und selbst Kinder, zu dem griffen, was ihnen als Waffen zu dienen im Stande war. — Unterdessen hatte der Sturmwind einzelne Feuerballen von den brennenden Maschinen in die Stadt getrieben; die Flamme ergriff die nächsten Gebäude und in kurzer Zeit stand mehr als ein Drittheil der Stadt in Glut. Brutus' Menschenfreundlichkeit bejammerte das Schicksal der Unglücklichen; er befahl seinen Kriegern, zu Hülfe zu eilen und lö-

schen zu helfen; er ritt selbst, ohngeachtet der größten Gefahr, umher, die nöthigen Veranstaltungen zur Rettung zu treffen: aber das Unglück hatte diese kräftige Nation bis zu einer Verzweiflung gebracht, die sie zu wahrer Todeswuth trieb. Sie ließen Pfeile regnen auf dieselben Römer, die ihre Häuser löschten; Männer, Weiber und Kinder trugen ganze Haufen Holz, Stroh, Schilf herbey, das Feuer weiter in der Stadt umher zu ziehen, und nährten dies überhaupt auf alle mögliche Weise, so daß bald die ganze Stadt schreckliche Flammen gen Himmel schlug. Brutus ließ unaufhörlich Gnade ausrufen: es war vergebens. Mütter warfen ihre Säuglinge in die Gluten und sprangen laut heulend ihnen nach. Freunde, Gatten, umarmten sich und stürzten sich so in die Flammen. Ein Weib sahe man, das ihren Säugling sich an den Hals band, mit der Fackel ihr Zimmer anzündete, und so in ihm verbrannte, ehe man zur Rettung herbeyeilen konnte. — Der Feldherr war im Innersten erschüttert; er vergoß Thränen, und versprach jedem Krieger, der einen Lycier retten würde, eine ansehnliche Belohnung: allein es konnten von der ganzen Menge Einwohner nicht

mehr, als ohngefähr zweyhundert gerettet werden, und auch diese nur mit Gewalt.

Das Gräßliche dieser Scenen kam nie aus Brutus' Gedächtniß. Er hatte hier das Elend des Kriegs in höchster Fülle gesehen; und wenn ihn dieser Anblick auch nicht von seinem Unternehmen abhalten konnte, bey welchem er, als bey seiner höchsten Pflicht, seinem Beruf und seiner Bestimmung, auf Neigung und Empfindung seines Herzens nicht glaubte achten zu dürfen: so bestärkte ihn derselbe doch in seinem Entschluß, mit den Gegnern so schonend und menschenfreundlich umzugehen, als nur irgend möglich. Die Geschichte seiner Eroberung mehrerer Städte beweist dies. Die Einwohner derselben, wenn sie ihn nur erst recht kannten, vergötterten ihn überall. Dagegen war er streng und unerbittlich gegen die unter den Seinigen, welche sich Erpressungen oder Ausschweifungen gegen Feinde erlaubten. Gleiche Gesinnung bewies er mit größtem Recht gegen den Theodot, jenen Vertrauten des Königs von Aegypten, auf dessen Rath Pompejus der Große ermordet worden war. Dieser kam, ihm zu huldigen und seine Dienste anzubieten: Brutus wendete sich

mit Abscheu von ihm, und befahl, ihm den Tod zu geben. —

Da Brutus und Cassius nun ausgeführt, was sie sich zum ersten Vornehmen gesetzt hatten, da sie überwunden, was sich widersetzte, mit sich verbunden, was einen gütlichen Vergleich annehmen wollte, bestimmten sie Sardis, sich und ihre Heere dort zu vereinigen.

Auch jetzt jauchzten beyde Armeen ihren Heerführern entgegen und standen mit lautem Jubel einander gegenüber. Die Feldherrn gönneten den Ihrigen einige Ruhe: nicht aber sich selbst. Sie verschlossen sich in ein Gemach, ohne irgend einem Andern Zutritt zu verstatten: denn sie hatten beyde Beschwerden gegen einander und waren beyde zu edel gesinnet, als daß sie diese einander hätten gleichgültig nachsehen, oder mit dem Mantel der Politik schweigend verdecken können. Sie mußten erst alles unter sich im Klaren und Reinen haben, ehe sie öffentlich als Freunde und Brüder bey ihrem großen Unternehmen auftreten konnten. Vornämlich war es Brutus, der bey diesem einsamen Gespräch seinem Freunde mit aller Heftigkeit Vorwürfe mach-

te über manche Ungerechtigkeiten und viele Bedrückungen, die von seinem Heere gegen Ueberwundene waren verübt worden, und die er nachgesehen oder nur leicht bestraft hatte. Cassius gab ihm Recht, meynte aber, in ihren Verhältnissen mache die Klugheit ein solches Verhalten zuweilen nothwendig; der Soldat müsse sich, wo es nicht den Dienst gelte, frey fühlen bis allenfalls zur Ungebundenheit, wenn er mit Lust und Freude sein Leben dran setzen solle. Brutus hingegen fuhr mit edlem Eifer fort: Wollen wir Ungerechtigkeiten dulden, so laß sie uns lieber Cäsars Freunden nachsehen: dann sind wir blos feig; sehen wir sie aber den Unsrigen nach, so heißen wir bey all unsrer Mühe und Gefahr selbst ungerecht. — Man stritt eifrig und sehr ernst über diesen und ähnliche Gegenstände, so daß auch den Freunden der Feldherrn, welche besorgt vor dem Gemach warteten, sehr bange ward: aber beyde behaupteten ihre Würde, führten ihren Streit durch bis zu sichern Resultaten, welche sie nun beyde annahmen, und zu Maximen ihres künftigen Verhaltens zu machen, einander zusagten. Hierauf traten sie Hand in Hand heraus zu den Ihrigen, waren heiter, und hielten zur

Beruhigung derselben mit ihnen ein fröhliches Abendmal. Uebrigens war auch das ausgemacht unter ihnen, daß sie aus Asien schnell aufbrechen und dem Octavius und Antonius, die schon gegen sie anrückten, ohne Verzug begegnen wollten. —

Das bekannte wunderbare Ereigniß, das die Geschichtschreiber der Alten von der Nacht vor dem Tage, bey dessen Morgenröthe die Heere aufbrachen, erzählet haben, darf hier eben so wenig übergangen, als mit Versuchen zu seiner Erklärung überladen werden.

Brutus bedurfte von Natur, und noch mehr durch Uebung und Gewohnheit, nur eines kurzen Schlafs. Gewöhnlich ruhete er blos um die Mitternachtzeit einige Stunden, arbeitete dann in der Stille der Nacht an näherer Bestimmung seiner Plane, durchdachte die ganze Lage der Dinge in ihrem Zusammenhange, und las sodann bis zum Tage. Um Mitternacht vor jenem wichtigen Morgen des Aufbruchs, als das ganze Lager, und, auf sein Geheiß, selbst seine Diener schliefen, saß er einsam bey trüber Nacht in seinem Zelte, das nur von einer kleinen Lampe erleuchtet wurde. Seine Gedanken

verloren sich in Betrachtungen über den Gang des Schicksals — über das Loos der Menschheit: indem hörte er den Fußtritt — wie eines gewaffneten Mannes, seinem Zelte sich nähern. Er erhob die Augen nach der Thür und sahe eine ungeheure und gräßliche Gestalt mit auf ihn gerichteter düstrer Miene daherschreiten. Brutus stand fest, aber voller Entsetzen, und fragte: Wer bist du? ein Mensch oder ein Gott?

„Brutus, dein böser Geist.“

„Was willst du? warum kömmst du hieher?“

„Bey Philippi sehn wir uns wieder.“

Brutus schauderte, erwiederte aber gefaßt: Wol, wir werden uns wiedersehn! — Bey diesen Worten war die Erscheinung schon hinweggeschritten. Brutus rief sogleich der Wache und seinen Sklaven: aber Niemand wollte das Geringste gesehen oder gehört haben. Brutus stellete sich gleichgültig, entließ sie, und blieb allein, bis der Morgen anbrechen wollte. Dann ging er, ehe noch das Heer wach wurde, zum Cassius und erzählte ihm den Vorfall dieser Nacht. Dieser suchte ihm die ganze Sache auszureden, sprach vom Trug der Sinne, vornämlich bey ermattetem

Körper und lebhaft aufgeregtem Geist; erklärte das Ganze für Einbildung, für einen Traum im Mittelzustand vom Schlafen und Wachen, und scherzte über die Existenz von Geistern, die umherschritten, um pathetische Reden zu führen. Ich wünschte, beschloß er, es gäbe solche mächtige Geister, damit wir uns nicht nur auf unsere Völker und Flotten, sondern auch auf sie verlassen könnten: denn zu so heiligem Unternehmen würden sie uns gewiß beystehen. — Brutus hielt nicht für gut, jetzt weiter in den Gegenstand zu dringen; die Trompete gab das Zeichen zum Aufbruch und die Schaaren glänzten im ersten Sonnenstrahl.

Kann man das Erklären nicht lassen, und will man Cassius' nicht Recht geben, so verdient wol vorzügliche Aufmerksamkeit, daß dergleichen wunderbare, anziehende Anekdoten, sind sie Einmal aufgestellt, um ihres eigenen Reizes willen von Andern gern nacherzählt werden; daß Octavius und seine Freunde, wenigstens in den ersten Jahrzehnden, selbst die Stimme der Geschichte in ihrer Gewalt hatten, und daß jene Erzählung, frühzeitig verbreitet, ihrer Partey sehr vortheilhaft werden konnte, indem sie den

Untergang des Brutus als unvermeidliche Bestimmung der Götter darstellete. —

Auf ihrem Zuge durch Thracien unterwarfen sich Cassius und Brutus vollends alles, was ihnen nicht schon ergeben war; und auch einen beträchtlichen Vortrab von Octavius' Heer, welcher die engen Pässe von Symbolon bewahren sollte, trieben sie, ohne selbst beträchtlichen Verlust zu leiden, zurück; ja sie würden noch weit größere Vortheile über Octavius' erlangt haben, wäre ihm nicht Antonius mit ungemeiner Schnelligkeit zu Hülfe geeilt.

Mit diesem vereinigte nun Octavius sein äußerst zahlreiches Heer, und beyde setzten sich fest bey der thracischen Stadt Philippi an der Grenze von Macedonien; ihnen im Gesicht lagerten sich Brutus und Cassius, und zwar jener dem Octavius, dieser dem Antonius gegenüber — von beyden Seiten die größten Heere, die das römische Reich jemals gesehen hatte. Mit welcher Fassung und Ruhe Brutus der entscheidenden Zukunft entgegensahe, zeigt unter vielem andern sein Brief an Atticus aus dem Lager. Ich bin mit meinem Schicksal vollkommen zufrieden, schreibt er; ich werde siegen und das Vaterland be-

freyen, oder sterben und von Sklaverey frey bleiben. Um alle unsere Angelegenheiten stehet es wohl und sicher, außer daß uns unbekannt ist, ob wir freyen Männer leben oder sterben werden. Marcus Antonius bekömmt den Lohn seines Unsinns, sich, statt mit Brutus, Cassius und Cato, mit Octavius verbunden zu haben; wird er jetzt nicht überwunden, wird er bald mit diesem kämpfen müssen — —

Octavius' Krieger übertrafen zwar die des Brutus an der Zahl sehr weit: aber diese übertrafen jene eben so weit an Muth aus Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sache, und an Selbstbewußtseyn wegen der Würdigkeit ihres Anführers. Die weite Ebene zwischen den Lagern wurde die Ebene von Philippi genannt. Auf einer sich lang hinziehenden Anhöhe, ohnfern der genannten Stadt, verschanzte sich Brutus; Cassius hatte einen eben so vortheilhaften Posten gefaßt, einige Stunden von Brutus' Lager entfernt und näher an der See, welche ihm den Flügel deckte. Ihre beyden Lager waren durch Linien verbunden, welche wieder durch eine schnell errichtete starke Mauer geschützt wurden; zur Linken deckte ihre Stellung der Fluß Strymon und

ein weiter Morast, der sich an diesen schloß. Die Nähe des Meeres erleichterte ihnen überdies, mit hinlänglichen Lebensmitteln und andern Bedürfnissen aus Asien und Sicilien versorgt zu werden.

Weit unvortheilhafter war die Lage und Stellung der Gegner in ihrer fast ganz freyen Ebene. Gar bald riß unter ihnen auch Mangel an Lebensmitteln ein, indem die Flotten jener Feldherrn ihnen alle Gemeinschaft mit Afrika, Spanien und Italien abschnitten, so daß ihnen blos Macedonien und Thracien offen stand, welche aber schon fast erschöpft waren. Octavius, in seiner Feigheit und Unerfahrenheit, that nichts — that so gar nichts, daß später selbst seine Schmeichler nichts anzuführen wissen; Antonius hingegen beunruhigte seinen Feind unaufhörlich, um ihn aus seiner vortheilhaften Stellung zu locken und zu einer Schlacht zu zwingen. Als dies vergeblich war, versuchte er, ihm die Verbindung mit dem Meer abzuschneiden, indem er mit eben so viel Kühnheit, als Schnelligkeit, einen Weg mitten durch den Morast aufwarf, und diesen plötzlich, wie durch Zauberey, mit Schanzen und Thürmen befestigte. Cassius behauptete aber mit größter Stand-

haftigkeit und Tapferkeit seine Linien so fest, daß auch dies Bemühen fruchtlos blieb. — Je mehr nun der Mangel in dem feindlichen Heer überhandnahm, je mehr deswegen Antonius alle Macht und List aufbot, eine Schlacht herbeyzuführen: desto sorgsamer vermieden Brutus und Cassius, davon wohl unterrichtet, eine solche, und hielten sich unverrückt in ihrer trefflichen Stellung. Es scheinet allerdings, daß, wenn die Feldherrn bey diesem Plane lange verharret hätten, Octavius und Antonius entweder ihre äußerst festen Verschanzungen hätten angreifen, oder nach Italien zurückkehren müssen — beydes Fälle, wo sie ihrem Verderben kaum entgehen konnten.

Cassius, der blos als Krieger urtheilte, blieb auch diesem Vorsatz unwandelbar treu. Einige kleine Vorfälle in diesen Tagen bestärkten ihn noch darin, und hatten wahrscheinlich auf die Folge einen zu bedeutenden Einfluß, als daß sie hier nicht erzählt werden sollten.

Die Feldherrn musterten ihre Heere innerhalb der Lager jeden Tag, und verrichteten dabey die gewöhnlichen Opfer um Sieg. Bey einem dieser Op-

fer, das Cassius selbst darbrachte, führte die Priester, die ihm am Altare entgegenkamen, ein Greis an, der ein goldenes Bild der Victoria trug und es dem Feldherrn überreichen wollte; indem er aber in dieser Absicht sich nahete, strauchelte sein schwacher Fuß und er ließ das Bild fallen. So betroffen Cassius war, so geschwind faßte er sich wieder, da er die Bestürzung auf den Gesichtern der Umstehenden las. Er nahm das Bild schnell auf, drückte es an seine Brust und rief: Sie verschmähet die Arme des schwachen Greises: am Busen des Tapfern bleibt sie gern! — So stieg er hinauf zum Altar. Hier wollte ihm der Lictor den Opferkranz aufsetzen, und in der Bestürzung setzte er ihm denselben verkehrt auf. Dies mußte Cassius' Verlegenheit vermehren, und dennoch rief er mit heiterm Lächeln: Recht so! umgekehrt sähe er einer Krone zu ähnlich! —

Sobald aber die Opfer vollbracht waren, ging er zum Brutus und beyde verschlossen sich mit ihren Vertrauten. Brutus urtheilte nicht als Krieger, sondern als Mensch und Verehrer der Götter, welche das Menschengeschlecht lieben. Cassius wußte, daß er der Verzögerung dieses weltverderblichen Krieges

immer abgeneigter ward, und drang eben jetzt mit verdoppeltem Eifer in ihn, seine Beharrlichkeit zu theilen, indem er ihm die verderbliche Lage des Feindes und die großen Vortheile der ihrigen nochmals auseinander setzte, und mit der Erzählung der heutigen Vorfälle beym Opfer beschloß. Nicht ich achte auf solche Wirkungen des Zufalls, setzte er hinzu; wol aber das Volk. Ich sahe nur zu deutlich Schrecken und Betroffenheit auf den Gesichtern vieler, selbst meiner tapfersten Krieger. Das Schwerdt entsinkt der Hand des Muthigsten, wenn er gegen die Götter zu streiten glaubt; und ist er kühn genug, es auch mit diesen aufnehmen zu wollen: so wird seine Kühnheit zu wilder Wuth — er behält weder Aufmerksamkeit, noch Beharrlichkeit, wodurch man doch Schlachten gewinnt.

Brutus setzte diesen Wahrheiten entgegen: Das Vaterland schmachtet unter Tyranney, die ganze Welt erseufzt unter den Lasten und Drangsalen dieser ungeheuren Heereszüge: wollen wir jenes noch länger schmachten, diese noch länger seufzen lassen? Das sey ferne! Ueberdies haben zwar mehrere Legionen unsrer Krieger bey den kleinen Vorfällen dieser Tage

Muth und Tapferkeit sattsam bewiesen; von andern aber ist uns schon jetzt eine nicht geringe Zahl zu den Feinden übergegangen. Wie soll dies bey noch längerm Warten werden, da unsre Gegner immer höhere Preise auf dies Verbrechen setzen, und der Soldat, ungeduldig und schlachtbegierig, unser Zögern für Muthlosigkeit nimmt?

Fast alle Freunde Brutus', und selbst viele von Cassius' Freunden, stimmten diesem unbedingt bey. Da gab Cassius, wie immer, zwar seine Ueberzeugung nicht auf, aber dem Urtheile seines menschlich gesinneten Freundes nach. Soll denn also eine Schlacht geliefert werden, beschloß er, so sey es nur so bald als möglich. Morgen denn! rief Brutus, und die Andern fielen ihm mit lautem Zuruf bey. Jetzt schieden die Feldherrn jeder zu seinem Heere, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Brutus behielt seine Freunde und die Vornehmsten seiner Anführer des Abends zur Tafel, war heiter und voll der besten Hoffnung. Er sprach mit größter Fassung und Ruhe über philosophische Gegenstände, und entließ seine Gäste gegen Mitternacht mit ungetrübter Heiterkeit, indem er sie beschied,

vor der Morgenröthe sich wieder um ihn zu sammlen. Dann überließ er sich einige Stunden der Ruhe.

Nicht so Cassius. Er behielt nur einige Vertraute den Abend zur Tafel, und war während derselben, ganz gegen seine Gewohnheit, still und finster. Er war im Kriegsrathe überstimmt, nicht überzeugt worden. Man hob die Tafel bald auf. Nach derselben behielt er den einzigen Messala bey sich. Er faßte seine Hand, drückte sie fest und sagte: Sey du mein Zeuge, daß es mir wie dem großen Pompejus geht: man zwingt mich, mein Vaterland an Eine Schlacht zu wagen! — Indessen, setzte er nach einer Weile freundlicher hinzu — laß uns Muth haben und unserm Glück vertrauen. Nach so vielen Beweisen seiner Gunst thäten wir Unrecht, wenn wir ihm kein Zutraun schenkten, selbst wenn unsre Maßregeln nicht die besten seyn sollten. — Messala suchte ihm zuzureden; und Cassius beschloß: Gute Nacht denn! Morgen ist mein Geburtstag. Leben wir da noch, so bist du nach vollbrachter Arbeit wieder mein Gast. —

Vor Tages Anbruch ward in Brutus' und Cas-

sius' Lager das Zeichen der Schlacht, ein feuerrother Mantel, aufgesteckt, und die Feldherrn besprachen sich noch einmal im Mittelpunkt des Lagers, und wiesen jedem ihrer Anführer seine Pflicht und seinen Posten an. Dann nahm Cassius seinen Freund bey Seite. Brutus, sprach er, das Geschick verleihe uns Sieg und lasse uns dann noch lange glücklich beysammen seyn. Allein die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen sind die unsichersten. Fällt die Schlacht anders aus, als wir wünschen, so sehen wir uns schwerlich jemals wieder. Was hältst du von Flucht oder vom Tode? — Brutus antwortete mit heiterer Fassung: Als ich jünger war, schrieb ich eine große Abhandlung gegen Cato's Selbstmord. Es ist gottlos, sagt' ich darin, sich dem Willen der Himmlischen zu widersetzen; es ist zaghaft, das Uebel nicht getrost hinzunehmen, sondern ihm durch den Tod zu entfliehen. Jetzt denk' ich anders. Verleihen uns die Götter den Sieg nicht: so sind meine Hoffnungen und Unternehmungen aus; dann will ich sterben, zufrieden mit dem Glück, am funfzehnden März dem Vaterlande mein Leben geschenkt, und zur Vergeltung dafür bisher frey und stets mit Ehre ge-

lebt zu haben. — Heiter umarmte ihn sein Freund und sprach: Mit solchen Gesinnungen laß uns auf die Feinde gehen: dann siegen wir, oder fürchten doch unsere Ueberwinder nicht!

Jetzt bestimmten sie ihre Dispositionen und Plane näher. Brutus hatte sich den rechten Flügel erwählt, und obgleich die Erfahrnern im Rathe geurtheilt hatten, dieser komme, nach der gegenwärtigen Lage der Dinge, mehr dem kriegsgewohnten Cassius zu, hatte dieser doch gern seinem Freunde auch hier nachgegeben, den linken Flügel behalten, und befahl nun sogar noch seinem tapfern Vertrauten, Messala, jenen mit seiner leichten Reiterei zu verstärken.

Antonius, der dem Feinde nicht zutrauete, daß er sich zu einer Schlacht bereitwillig finden lassen würde, machte neue Versuche, jenen Morast durch Gräben abzuleiten, gangbar zu machen, und dadurch seinem Gegner die Verbindung mit dem Meere abzuschneiden. Ein beträchtlicher Theil seines Heeres hatte die Nacht an diesen Werken gearbeitet und war noch dabey in Thätigkeit. Brutus' Plan war, still und eng geschlossen bis zu diesen Gräben vorzu-

rücken, und sodann mit Feldgeschrey durch sie hindurch plötzlich in die Feinde zu stürmen. Die feindlichen Arbeiter bemerkten zwar die Anrückenden: da aber Niemand eine Hauptschlacht vermuthete, da übrigens der Tag kaum dämmerte und die Anzahl der Herannahenden nicht übersehen ließ, hielten sie diese für kleine Abtheilungen, welche sie in ihren Arbeiten stören wollten, und nahmen wenig Kundschaft davon. Jetzt ließ Brutus nahe an den Gräben halten. Höchst ungeduldig erwarteten die Krieger das Zeichen zum Feldgeschrey und Angriff. Indem wollte Brutus einem wegreitenden Boten noch etwas anbefehlen, und indem er ihm laut zurief, nahmen es die nächsten laurenden Legionen für das Signal, und stürzten sich mit schrecklichem Feldgeschrey durch die Gräben gegen das feindliche Lager. Die andern stürmten ihnen nach. Aber dieser Zufall hatte eine unverbesserliche Unordnung verursacht: die ersten Legionen waren von den folgenden getrennt.

Messala's leichte Reiterey umging indessen Octavius' linken Flügel, und stürzte nun von der rechten Seite, nachdem sie einige Legionen dort zusammengehauen hatte — so wie Brutus von vorn, mit

mächtiger Heereskraft unter die Feinde. Alles gerieth hier durch das Unglück jenes Flügels Octavius' (der übrigens, wie bey entscheidenden Momenten gewöhnlich, unpäßlich und nicht gegenwärtig war,) und durch die Macht dieses Angriffs in Unordnung. Octavius' Heer zog sich eilig zurück, immer tiefer ins Lager, Brutus siegend ihnen nach, und da eben jetzt die Sonne hell aufging, blickte sie schon auf mehrere tausend Erschlagene und auf einen von dieser Seite vollkommen errungenen Sieg.

Die frohlockenden Krieger ahneten das Unglück nicht, das ihr voreiliger Angriff verursacht hatte, indem dadurch ihr Heer von dem, des Cassius, welches das Zeichen erwartete, ganz abgeschnitten war. Desto besser bemerkten es die Feinde. Antonius — an Kräften des Geistes und Körpers ein Heros, wild und zügellos in seinen Leidenschaften, denen er sich, selbst jetzt in mittlern männlichen Jahren, noch wechselsweis, je nachdem diese oder jene durch Verhältnisse mehr aufgeregt wurden, ganz hingab: aber auch einer der unternehmendsten, tapfersten, gewandtesten und erfahrensten Feldherrn der alten Zeit — Antonius hatte sich von der ihm nur allzuangeneh-

nen Ueberraschung bald gefaßt, die Lage der Dinge schnell übersehen, und eben so schnell seine Maßregeln zur besten Benutzung derselben genommen. Er that auf Cassius' Heer, das von Brutus' Seite unbedeckt und durch den angeführten Vorfall zum Theil in Unordnung gerathen war — einen wüthenden Anfall. Cassius' Krieger standen unter ihrem tapfern Anführer fest wie Mauern, und fochten, daß von beyden Seiten weder Gewinn noch Verlust, außer in der Menge der Erschlagenen, zu bemerken war, indeß Cassius' Boten um Hülfe nach Brutus' Flügel eilten. Dieser war aber schon viel zu weit vorgedrungen, als daß ihn die Abgesandten erreicht hätten, so daß man gar nicht wußte, was mit ihm vorgefallen, und wo er sey. Man mußte glauben, er sey auseinander gesprengt. Die Bestürzung hierüber; der kühne und mit größter Schnelligkeit ausgeführte Gedanke Antonius', mit einigen Legionen mitten durch den Morast zu brechen und von dieser Seite den Gegner unvermuthet anzufallen; die daher entstehende getheilte Richtung von diesem —: Cassius' Heer wich, bald flohe es, hin, nach der See-

seite. Die Feinde verfolgten die Flüchtigen bis ins Lager und plünderten.

Brutus schickte indeß, bey seinem Glück nicht nur auf seinem Flügel, sondern nun auch im mittlern Treffen, unaufhörlich Boten nach dem linken Flügel ab, um zu erfahren, ob Cassius ihm folge: aber das unerbittliche Schicksal hatte gewollt, daß die zunächst an Brutus anstehenden Legionen des Cassius jenen bey ihrer Voreiligkeit nachgefolgt waren, und nun, immer an ihrer Seite, die Feinde schlugen. Brutus' Abgesandte sahen also diese Legionen, und es kam ihnen gar der Gedanke nicht bey, daß sie allein von Cassius' Heer vorgedrungen wären. Sie brachten also ihrem Gebieter stets die Nachricht, Cassius halte gleichen Schritt mit ihm.

Brutus, durch diese Botschaften voller Freude und sicher gemacht, ließ dem flüchtigen Feind immer weiter nachsetzen; er selbst aber durchzog Octavius' Lager, zerstreuete die darin zur Bewachung zurückgelassenen Cohorten, und gab es den Seinigen preiß; sodann begab er sich, ohne alle Besorgniß, nach der Gegend von Cassius' Lager zurück, so daß, wie Plutarch richtig bemerkt, das ganze Unglück

dieses Tages daher rührete, daß Brutus dem Cassius, den er für siegreich hielt, nicht zu Hülfe kam, und Cassius den Brutus, den er besiegt glaubte, nicht erwartete.

Als Brutus sich der Gegend von Cassius' Lager näherte, war er verwundert, das hohe Zelt des Feldherrn nicht zu entdecken; auch andere Zelte fand man abgebrochen: man wußte es sich nicht zu erklären, ahnete aber noch gar nicht, daß der Feind dies gethan haben könne. Indem eilten Einige von Brutus' Vortrab herbey und berichteten, sie sähen in Cassius' Lager viele Waffen blinken. Man erklärte sie für Cassius' Wachen. Jene widersprachen, weil ihrer eine zu große Menge sey. Jetzt bemerkte auch Brutus, daß so wenig Todte den Erdboden deckten — und nun kam ihm zuerst der Gedanke, Cassius sey unglücklich gewesen. Augenblicklich raffte er von seinem Heer, so viel er vermochte, zusammen, berief auch die Verfolgenden, so weit er sie erreichen konnte, zurück, und wollte nun seinem Freunde zu Hülfe eilen. —

Cassius, dieser unglückliche Held, hatte, ohngeachtet er über die Voreiligkeit der Legionen Brutus'

aufgebracht war, doch alles Mögliche gethan, die Verwirrung zu verhüten, und da sie einmal ausgebrochen war, zu ersticken. Vielleicht wäre es besser gewesen, nun blos draufzu zu stürmen, um sich bis zu den Voreiligen durchzuschlagen: man kann aber wol Cassius' Muthe, Einsicht und Kriegserfahrung zutrauen, daß es unmöglich gewesen seyn müsse. Da er durch Antonius von der einen Seite umringt und so mächtig angegriffen ward, eilte er pfeilschnell dahin. Schon fingen die Seinigen an zu weichen: da ergriff er selbst den Adler, stürmte, Ermunterung rufend, unter die Feinde: aber die Verwirrung hatte durch Antonius' Heftigkeit schon zu weit überhand genommen; nur noch eine kurze Zeit erhielt er die Seinigen fest auf ihren Posten, dann wichen alle mit einem Male, und selbst seine Trabanten hielten nicht länger bey ihm aus. — Nun mußte auch er sich zurückziehen, und er rückte mit weniger Mannschaft auf einen Hügel, von dem er die Ebene weit übersehen konnte, um vielleicht noch Rettung, oder doch einen Ausweg zu entdecken. Er selbst sahe nicht gut in die Ferne, und bemerkte nur ein wildes Getümmel in seinem Lager. Seine Freun-

de erkannten, daß man dies plündere: er ließ es geschehen. Nun entdeckte man eine große, dichte Staubwolke, die emporwallete, und durch welche von Zeit zu Zeit Waffen hervorblinkten. Antonius, rief man, sendet seine leichte Reiterey. Wir können ihr nicht entgehen; wir werden gefangen!

Ach, es waren die Tapfersten von Brutus' Vortrab, die dieser seinem Freunde immer voraus zur Beruhigung und Hülfe geschickt hatte! das Getümmel und der Staub ließen nur nichts unterscheiden! — Cassius schickte Titinnius', einen seiner Vertrauten, zum Kundschaften herab. Dieser nähert sich den Anrückenden; man erblickt, man erkennt ihn — ein lautes Jubelgeschrey der Freude! Einige Anführer des Trupps, Titinnius' Freunde, springen von den Pferden, umfassen, küssen ihn; alle drängen sich an ihn heran, alle wollen schnelle Nachricht von seinem Feldherrn hören, von dem ihrigen bringen — man stimmt ein Siegeslied an, man schlägt mit den Waffen zusammen — — Mein Freund von Feinden umringt, ruft Cassius; mein Freund gefangen, und ich kann ihn nicht retten? Ich habe zu lange gelebt! —

Er läßt seine Gefährten auf dem Hügel zurück, nimmt einen einzigen Freygelassenen mit sich, steigt herab, gehet in ein einsam übergebliebenes Zelt, wirft sein Gewand um das Haupt, entblößt sich die Brust und stößt sich — nicht mit seinem Schwerdte, sondern, in Erinnerung an den funfzehnden März, mit demselben Dolch nieder, welchen er gegen Cäsar gebraucht hatte.

Indessen bringt Brutus' Vortrab den Titinnius im Triumph näher. Sie haben ihn bekränzt; er eilt voraus den Hügel hinauf, um zuerst seinem Freunde die frohe Post zu bringen. Cassius' Gefährten erkennen nun ihn und seine Begleiter, und ihr Jammergeschrey erfüllt die Luft. Sie stürzen in das Zelt, wohin der Feldherr gegangen war, Titinnius unter ihnen: sie finden ihren großen Anführer in seinem Blute. Wehe mir, ruft Titinnius; meine Langsamkeit tödtete dich! ich folge dir! — Er reißt sein Schwerdt aus der Scheide, durchstößt sich damit, und sinkt auf den Leichnam seines Freundes nieder.

Nun eilt auch Brutus mit seinem Heer herbey, dem unglücklichen Freunde beyzuspringen. Die Klage um seinen Tod hallt ihm entgegen. Er kommt,

er siehet. Thränen strömen von seinen Wangen herab. Roms Herrlichkeit ist aus, ruft er; der letzte Römer starb! —

Nur wenig Minuten ließ er dem Schmerze sein Recht; dann schmückte er den Leichnam, befahl, um Unordnung zu vermeiden, ihn sogleich aus dem Lager nach Thasus zu bringen, rief Cassius' übrige Legionen zusammen, sprach ihnen Muth ein, sagte jedem, als Ersatz für den Verlust all seiner Habe, zweytausend Drachmen zu, und fragte, ob sie ihm von neuem unter die Feinde folgen wollten? Und alle gelobten ihm Beystand, ihren gefallenen Feldherrn zu rächen. Er brach nun mit größter Heftigkeit in die wieder gesammleten Feinde, warf alles, was ihm entgegentrat, darnieder, und würde vielleicht noch etwas Entscheidendes über das ganze feindliche Heer errungen haben, wäre die Anzahl der Seinen nicht allzuklein gewesen, indem der größte Theil seines Heeres von ihm jetzt nicht zu erreichen, und mit Plünderung des eroberten feindlichen Lagers beschäftigt war. So mußte er sich begnügen, den Gegnern an Todten und Gefangenen so viel als möglich Abbruch zu thun, und hierin ließ er sich nur durch

den hereinbrechenden Abend aufhalten. — Die Feinde hatten an diesem schrecklichen Tage mehr, als über noch einmal so viel Todte, als Brutus. —

Am späten Abend saßen eben Octavius und Antonius noch voller Sorgen im Zelte bey einander, als man ihnen einen Ueberläufer aus Brutus' Heere meldete, der durchaus sie selbst sprechen wollte. Sie ließen ihn vor sich und fragten, wer er wäre. Er war einer von Cassius' Sklaven und brachte ihnen zuerst die Nachricht vom Tode seines Herrn, und zum Beweis der Wahrheit derselben, dessen Schwerdt und Mantel, die er aus jenem Zelte gestohlen hatte. Antonius sprang auf und überließ sich allen Aeußerungen einer wilden Freude. Der Sklav berichtete für eine reiche Belohnung alles, was er vom Tode seines Herrn und vom Zustand seines Heers wußte. Die Feldherrn schienen nun aller Sorgen entledigt zu seyn, und trafen sogleich Veranstaltung, ihr Glück aufs schnellste zu verfolgen. Sobald es irgend thunlich, ordneten sie das Heer von neuem, und entschieden, alles daran zu setzen, um die Schlacht aufs baldigste zu wiederholen und sie so entscheidend werden zu lassen, daß sie die letzte seyn

müsse. Sie hatten dazu, außer dem, was sie so eben über die Lage ihres Gegners erfahren hatten, nur allzudringende Gründe. —

Brutus dagegen beschloß zwar gleichfalls, sein Heer enger zusammenzuziehen, es besser zu ordnen und möglichst zu verbinden: aber eine Schlacht durchaus zu meiden. Er brauchte schon eine große Mannschaft, um nur alle Gefangene zu bewachen. Uneinigkeiten und gefährliche Bewegungen fingen an unter den Seinigen zu herrschen. Cassius' Heer mußte einen neuen Anführer haben, und war gegen jeden um so unergebner, je treuer es an dem vorigen gehangen hatte; es war sogar gegen Brutus selbst mißmuthig, da dessen Strenge bekannt, und es gewohnt war, durch Cassius' übertriebene Nachsicht, in allem, was Soldatenfreyheit heißen konnte, ungestört seinen Neigungen zu folgen. Die Ueberwundenen neideten die Ueberwinder, besonders da diese an ihrem Mißgeschick Schuld waren; die Ueberwinder waren stolz gegen die Ueberwundenen, weil diese mit ihnen nicht gleichen Schritt gehalten hatten — — Brutus bemerkte dies alles nicht ohne Sorge, und suchte davon gut zu machen, was möglich war. Um

die zahlreichen Wachen zu ersparen, entließ er die Freygebornen unter den Gefangenen mit den Worten: Gehet, wenn ihr wollt, zu euren Tyrannen zurück! dort seyd ihr Sklaven: bey mir Bürger und freye Männer! — Den Neid der Ueberwundenen zu stillen, ließ er ihnen ihr Unglück gar nicht fühlen, behandelte vielmehr die Vornehmsten unter ihnen mit aller Auszeichnung; den Uebermuth der Ueberwinder zu demüthigen, gab er ihnen einen schonenden, aber fühlbaren Verweis, daß sie, ohne die Losung abzuwarten, auf die Feinde gestürzt wären. Dem Heere seines gefallenen Freundes konnte er freylich keinen Cassius zum Anführer geben: aber er that auch hier, was möglich war, es zufrieden zu stellen, ob er gleich wol sahe, daß ihm jetzt weit weniger zu vertrauen sey, als unter der vorigen Anführung. Uebrigens hielt er seinen Kriegern Wort, und ließ einem jeden, um sie anzufeuern, die versprochenen zweytausend Drachmen reichen.

Octavius und Antonius wurden durch Ueberläufer von alle diesem genau unterrichtet, und fanden darin immer mehr Gründe, eine entscheidende Schlacht herbeyzuführen. Sie hätten deren aber auch nicht ein-

mal bedurft, da ihre eigene höchst gefährliche Lage sie dringend dazu aufforderte. Noch immer litten sie fast an allen Bedürfnissen Mangel. Ihr niedrig gelegenes Lager grenzte, wie gesagt, an Moräste; einige dahineinfallende Bäche waren von dem eingetretenen Herbstregen angeschwollen, das Wasser trat aus, überschwemmte fast das ganze Lager; die rauhe Herbstluft, nächtliche Fröste, fortwährende kalte Regengüsse — der Soldat stand an vielen Orten bis gegen die Hüften im Wasser, verfiel in Krankheiten und murrete. Eine eben so große als wichtige Unterstützung an Mannschaft und Bedürfnissen aus Italien war von Brutus' Flotte ergriffen und ganz und gar aufgerieben worden. Hiervon kam ihnen die Unglückspost zeitig genug zu; und das Schiff, das abgesandt war, Brutus' seinen Sieg zu verkündigen, wurde vom unerbittlichen Schicksal durch widrige Winde umhergetrieben. Brutus erfuhr sein Glück nicht eher, als da es ihm nichts mehr nützen konnte. Noch sonderbarer! ein Ueberläufer aus Antonius' Lager verlangte zum Brutus selbst gelassen zu werden. Mißtrauisch, weil Antonius gern Mörder schickte — drang man in ihn, erst

anzugeben, was er da wolle; und er erzählte die so eben beym Antonius angekommene Nachricht vom Glück der Flotte. Aber man hatte zu oft den Kunstgriff der Ueberläufer, durch allzugünstige Nachrichten sich zu empfehlen und Verwirrung zu stiften, erfahren; man hielt auch diese für ersonnen, wol gar für eine verborgene List Antonius', um Brutus' Muth zu einer neuen Schlacht zu machen, und ließ den Mann beym Feldherrn gar nicht vor.

Unmittelbar des Morgens darauf ließ Brutus sein ganzes Heer unter Waffen treten, um es selbst in Person genauer zu erforschen. Er ritt von Legion zu Legion durch ihre trefflichen Linien und Verschanzungen, sprach überall Muth ein, und schien sehr heiter; aber sein Herz blutete, denn Mißvergnügen blickte fast aus allen Gesichtern, besonders unter Cassius' Heer, wo, aus vorhin angeführten Gründen, ein Theil gleichgültig und verdrossen, der andere unzufrieden und trotzig schien. Die Mißvergnügten im Heer von weiterer Verbreitung ihrer Gesinnungen abzuhalten und für Alle Beschäftigung herbeyzuführen, ließ er es enger zusammentreten, sich mannichfaltig ordnen und neue Evolutionen machen. Er

bekam hierbey immer mehr Beweise von Unmuth und Lässigkeit. Zugleich brachte man ihm Botschaft, daß mehrere beträchtliche Haufen Römer und Bundesgenossen mit ihren Anführern zum Feinde übergegangen wären, zum Theil mit der ausdrücklichen Erklärung, sie wollten fechten und nicht in beschimpfender Ruhe nur mit den Waffen spielen. Brutus mußte von einem großen Theile seines Heeres eine gleiche Untreue befürchten; ja, ein sehr angesehener, tapferer, von ihm und dem Heere vorzüglich geachteter Anführer, Camulat, ritt vor seinen und der ganzen Armee Augen schnöde vor ihm vorbey und zu den Feinden über. Dies schmerzte den Heerführer im Innersten, und um solche Verrätherey nicht gänzlich um sich greifen zu lassen, entschied er sich augenblicklich, ordnete die Schlacht, und griff noch Nachmittags um drey Uhr die Feinde heftig an.

Er führte wieder den rechten Flügel, brachte die Feinde dort bald in Unordnung, stürzte in ihre getrennten Haufen, und siegte vollkommen. Aber Antonius, der wie der hungernde Löwe still im Hinterhalt lauerte, bis er seine Zeit ersahe, that erst, nachdem Brutus mit seinem rechten Flügel Vortheile

erlangt und seine Linien ausgedehnt hatte, den Hauptangriff auf das geschwächte mittlere Treffen, und vor allem auf den linken Flügel, dem, wie er wohl wußte, ein Cassius fehlte. Er wollte diesen umflügeln: dies zu verhindern, dehnte Brutus auch ihn aus: dadurch ward aber die Hauptlinie immer schwächer, so daß Antonius' Reiterey sich durch sie schlagen und das Heer trennen konnte, worauf er den muthlosen linken Flügel bald warf, in die Flucht jagte und zerstreuete.

Antonius, immer achtsam auf das Ganze, und voll Eifer für jeden seiner Vortheile, ließ die Flüchtigen, und fiel mit größter Eil und schrecklicher Heftigkeit Brutus' in den Rücken. Indem sich nun dieser gegen ihn wendete, sammlete Octavius sein geschlgenes Heer wieder: Brutus ward eingeschlossen, und viele von seinen Truppen verließen ihn nun treulos. Er selbst setzte sich jedoch mit den Muthigsten und Getreuesten der Seinigen fest; in enggeschlossenen Reihen fochten sie nach allen Seiten hin, behaupteten ihre Stellung mit einer Tapferkeit, welche selbst die Feinde anstauneten: aber der Anzahl nach standen sie mit den Schaaren, von denen sie

umringt wurden, in gar keinem Verhältniß mehr: es blieb ihrem Feldherrn durchaus nichts übrig, als sich durchzuschlagen; und dies gelang ihm auch, selbst vor Antonius' Augen, und ohngeachtet aller Anstrengung, es zu verhindern. Aber es kostete freylich dem größten Theile von Brutus' Getreuen das Leben. Unter den hier Gefallenen waren auch Cato's Sohn und Cassius' Neffe.

Antonius' Reiterey verfolgte den Trupp, der sich frey gemacht hatte. Ein alter thracischer Hauptmann unter den Verfolgern ließ mit seinen Gefährten alle Freunde Brutus' unbeschädigt: ihn selbst — nur ihn allein wollte er. Lucilius, Brutus' würdiger Freund, bemerkte das, und sogleich war sein Entschluß gefaßt. Er wendete sein Roß und sprengte jenem Hauptmann zu. Laß ab von den Meinen, rief er; ich bin Brutus! ich bin dein Gefangener, aber unter der Bedingung, daß du mich zum tapfern Antonius und nicht zu deinem jungen Tyrannen führest! — Der Alte, der Brutus' nie gesehen, glaubte ihn an dieser Sprache zu erkennen. Er begegnete ihm mit aller Ehrfurcht; der Trupp jauchzte seines Fanges, und Einige jagten voraus, ihn ihrem

Gebieter anzumelden. Antonius war entzückt darüber und trat den Kommenden entgegen. Mit größter Schnelligkeit lief es durch die Linien: Brutus ist gefangen! Brutus kömmt! Alles wollte ihn sehen. Viele bedauerten, Andere schmäheten ihn. So heldenmüthig gelebt zu haben, riefen sie, und nicht heldenmüthig zu sterben! —

Antonius war in Verlegenheit, wie er seinen großen Gefangenen behandeln solle, als man diesen brachte. Es war schon dunkel worden. Kühn trat Lucilius dem Heerführer unter die Augen mit den Worten: Antonius! Brutus ist nicht gefangen, und wird nie gefangen werden, damit das Glück nicht über die Tugend siege. Wie im Leben, so wird er im Tode seiner selbst würdig bleiben. Ich habe deine Soldaten betrogen, will aber lieber die grausamsten Martern erdulden, als dich um Verzeihung bitten. — Betroffen standen die Soldaten, voller Wuth und Beschämung der alte Hauptmann da. Antonius wendete sich an sie: Ihr stehet unwillig über diesen Mißgriff? sagte er. Wisset, ihr habt einen bessern Fang gethan, als ihr suchtet. Ihr suchtet einen Feind, und bringt mir einen Freund! — Er

umarmte hierauf Lucilius' und behandelte ihn mit aller Anerkennung seines Verdienstes. —

Der Abend war nun ganz dunkel worden. Brutus kam mit wenigen Vertrauten an einen Fluß, der von hohen, felsigen, mit Gesträuch bewachsenen Ufern umgeben war. Sie sprangen hinab und schwammen durch. Auf einem vorragenden Felsenstück des Ufers setzte sich Brutus nieder, seine Freunde um ihn. Kein Laut ward gehört, geraume Zeit. Endlich hob Brutus seine Augen zum hell gestirnten Himmel und brach in die Worte Euripides' aus:

Gott, du erkennst, wer dieses Unheils schuldig ist!

Mit tiefer Wehmuth erhob er nach einer Weile nochmals die Stimme und sprach die Worte eines andern Dichters:

Traurige Tugend! dich ehrt' ich als Wesen, und warest
Ein Schatten nur, folgend dem Glück?

Nach einer kleinen Weile faßte er sich und sprach nun zu den Andern, von denen, die am tapfersten diesen Tag gefochten hatten. Bey mehrern Gefallenen seufzte er laut. Auch die Freunde, die ihr Leben für ihn gewagt, nannte er mit Namen. Jetzt erst wagten Einige, ihm zuzureden. Vielleicht, sag-

ten sie, ist noch nicht alles verloren! vielleicht war die Schlacht nicht überall so mörderisch! es kann seyn, daß eine beträchtliche Menge deiner Krieger sich im Lager gesammlet hat! — Wer das wüßte, sagten Andere. Da trat Einer aus ihrer Mitte auf: Ich versuche es, mich durch die Feinde zu schleichen, sagte er; sehe mich in unserm Lager um, und finde ichs in gutem Zustande, so halte ich eine Fackel empor, und komme dann wieder zu euch. —

Er schlich sich wirklich hindurch, man sahe auch von fern eine Fackel leuchten, aber er kam nicht wieder: die Feinde hatten ihn auf dem Rückwege entdeckt und erschlagen; man nahm also jenes Licht für ein anderes und gab alles für verloren.

Nun war es tief in der Nacht. Brutus saß still und sprach nur zuweilen einige Worte zu den ihm zunächst Sitzenden. Endlich, als der Tag zu grauen begann, rief Einer, den Feldherrn von seinen trüben Betrachtungen abzuleiten und wieder zur Thätigkeit zu reizen, mit lauter Stimme: Wir sind hier nicht mehr sicher! wir müssen fliehen! — Brutus stand auf, und sagte gelassen und fest: Ja, fliehen müssen wir: aber mit den Händen, nicht mit den Füßen! —

Nun war alle Schwermuth von ihm gewichen; freudig umarmte er einen jeden und sprach: Wie freuet es mich: keiner meiner Freunde ward mir untreu! Nichts kann ich beklagen, als das Unglück meines Vaterlands. Ich bin dennoch glücklicher, als die Ueberwinder: ich lasse den Ruhm der Tugend zurück. Sie werden mit all ihren Waffen, mit all ihrem Golde nicht hindern, daß die Nachwelt sie ungerechte, boshafte Unterdrücker nennt, die uns gerechte und redliche Männer aufopferten. —

Nun bat er einen jeden, auf seine Rettung zu denken, und wich von ihnen abseits. Nur zwey Vertraute durften ihm folgen. Keiner wagte, ihn zu stören. Mit beyden Händen faßte er den Griff seines Schwerdts, fiel mit voller Stärke hinan, und gab sogleich ohne einen Laut den Geist auf.

Er starb im siebendreyßigsten, nach Andern im dreyundvierzigsten Lebensjahre. Vierzig angesehene Römer folgten ihm im freywilligen Tode. Octavius verordnete in Rom ein Dankfest, das ein ganzes Jahr dauern sollte. Antonius fand seinen Leichnam, bedeckte ihn mit seinem eigenen Feldherrnmantel, hielt sein feyerliches Todtenmahl, und schickte die

Urne mit seiner Asche der Servilia, Brutus' Mutter. — Portia, seine Gemalin, die mit immer gleicher Zärtlichkeit an den Schicksalen ihres Gatten Antheil genommen hatte, war schon bey den Nachrichten von seinen Gefahren und erstem Unglück in eine düstere Schwermuth gefallen, die an Melancholie grenzte. In dieser verschmachtete sie. Daß sie ihren Gemal überlebt habe und bey der Nachricht von seinem Tode, aller andern Mittel ihm zu folgen beraubt, glühende Kohlen verschlungen und mit geschlossenem Munde so lange verborgen habe, bis keine Rettung mehr möglich war — scheint erdichtet.

Einer der Gemäßigsten und Parteylosesten unter den alten Geschichtschreibern äußert sich über Brutus' Charakter wörtlich also: Alle stimmen überein, Brutus war von der ganzen Welt geliebt, von seinen Freunden angebetet, von den Redlichen jeder Partey bewundert, und selbst von seinen Feinden nicht gehaßt, weil er durchaus rechtlich, edel gesinnt, wohlwollend und sanft, gegen Zorn, Wollust und Geiz unempfindlich, in seinem Innern standhaft und unbeweglich war, wenn es auf Gerechtigkeit und Tugend überhaupt ankam. Die edle Absicht, die er

bey allen seinen Unternehmungen so unverkennbar darlegte, war es vornämlich, was ihm allgemeine Liebe und ewigen Ruhm erwarb. War man vormals sogar zweifelhaft, ob der große Pompejus, hätte er Cäsar'n gestürzt, seine Macht den Gesetzen unterworfen haben würde: so traueten Brutus' selbst seine Feinde nichts Heimliches, Doppeltes und Eigennütziges in der Absicht zu. Sogar Antonius äußerte sich unverholen: Ich halte Brutus' für den Einzigen, der aus Ehrgefühl und Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Sache in Cäsars Mord gewilliget und alles das unternommen hat, was er hernach versuchte. —

Die nicht wenigen Abbildungen seines Aeußern, die uns aus dem Alterthum übrig geblieben, sind alle einander ähnlich und scheinen so ihre Treue selbst zu verbürgen. Eine der vorzüglichsten findet man vor dieser Schrift nachgebildet.

III.

Die Belagerung von Aubigny.

Friedrich der Zweyte von Preußen nannte das höchste und seltenste Fürstenglück — von der Natur zum großen und zugleich wohlwollenden, zum heldenmüthigen und zugleich einnehmenden Mann ausgerüstet, von der Erziehung in alle dem befestigt zu seyn, und nun in der Blüthe kräftiger Jugend auf den Herrscherplatz gerufen zu werden. Dies Glück wurde wenigen Monarchen in dem Maße zu Theil, wie Heinrich dem Vierten von Frankreich. Er war wirklich der adeligste und zugleich wohlwollendste Jüngling, der tapferste und edelmüthigste Ritter, der gewandteste Kopf und die großmüthigste Seele; in gleicher Mischung kühn und heiter, stolz und sanft, durchgreifend und fein — als er zu einer Krone berufen ward, die ihm bis dahin nur, wie ein schön begeisterndes Traumbild, aus unsicherer Ferne zugewinkt hatte. In den rauhen Gebirgen von Bearn geboren, kannte er weder verweichli-

chende Pracht, noch einschläfernde Schmeicheley, weder einengendes Ceremoniel, noch kleingeistische Vergnügungen. An gemeinste Kost und einfachste Kleidung, an körperliche und geistige Anstrengung von früher Kindheit gewöhnt, thätig und glücklich in freyem Gehorsam, brachte er seine Knabenjahre hin. Die hochherzige Johanna von Albret, seine Mutter, und mehrere geistreiche, würdige Männer, waren zugleich seine Lehrer und seine Vorbilder; die fähigsten, wackersten Jünglinge, sorgfältig aus allen Ständen gewählt, hatte man ihm zu Gespielen gegeben, und diese waren und blieben die Freude seiner Jugend, die ersten Gegenstände seiner freyen Lebensübung. Mit diesen seinen Gefährten durchstrich er die Gebirge, erklimmte die Felsen; mit diesen rang, focht und jagte er. Wie sie ging er zur Schule, wie sie trieb er Künste und Wissenschaften. Er hatte durchaus keine Vorzüge vor ihnen, als die sie selbst seiner Geistesüberlegenheit, seiner fröhlichen Gutherzigkeit und seiner erfinderischen Anstelligkeit freywillig einräumten.

So erwuchs der Knabe zum Jüngling; und er war erst funfzehn Jahre, als er schon bedeutenden

Antheil an den verworrenen Verhältnissen seines väterlichen Hauses mit der französischen Regierung nahm. Viele kleine Züge seiner Eigenthümlichkeit, die eben so zufällig aufbehalten worden sind, als sie zufällig aus seinem innersten Wesen hervorsprangen, gaben schon damals eine leichte, aber treffende Skizze zu dem herrlichen Charakterbilde, das er in der Folge darstellt, und das, in seiner wunderbaren Mischung der Entgegengesetzten, so äußerst anziehend erscheint, mag man es nun für sich, oder, was es wirklich ist, als Abbild des Entscheidendsten im Charakter seiner Nation betrachten, wie sich diese von jeher gezeigt hat und bis zum heutigen Tage zeigt.

So wollte, um nur Eins anzuführen, eben damals der dritte bürgerliche Krieg ausbrechen. Der Hof kannte Johannens Neigung zur Gegenparten, und fürchtete ihren unternehmenden Geist. Es wurde einer der beredtesten Staatsmänner zu ihr gesandt, der sich nun in feyerlicher Audienz durch eine kunstreiche Rede weitläuftig über die Gefahren verbreitete, worein Johanna durch Theilnahme an diesen Händeln sich und das Reich stürzen würde. Der pathetische Kunstredner gefiel sich eben in einer durch-

geführten Metapher über das gräßliche Feuer des Bürgerkriegs, das schon Frankreich an allen Enden entzünde, und nicht eher aufhören werde, seine Flammen weiter zu verbreiten, bis . . . Bis ihr's mit Einem Eimer Wasser ausgießt! unterbrach ihn Heinrich. Wie, mein Prinz? wendete sich der gestörte Redner mit saurer Miene an ihn. Kühlt den hitzigen Kardinal von Lothringen damit ab, fuhr Heinrich fort; dann ist's gleich aus! — Und als endlich die Nutzanwendung kam, Johanna wage, als Theilnehmerin am Aufruhr, sammt allen den Ihrigen vom Erdboden vertilgt zu werden, brach der Prinz nochmals heraus: Alle mit einander? Gut! so ersparen wir die Trauer!

Und jetzt zog er fröhlich in den Krieg, und zeichnete sich schon in seinem sechzehnten Jahre in der Schlacht bey Montcontour so vortheilhaft aus, daß er die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog. —

Wie nun im Einzelnen dieser Jüngling als Mann und König sich zeigte, ist hier nicht auszuführen. Wollte man die Grundzüge seines Wesens darzustellen versuchen, die Darstellung würde einer

rhetorischen Uebung in Antithesen ähnlich sehen; denn eben sein inneres Wesen bestand, wie schon erwähnt, aus einer seltsamen Mischung von Entgegengesetzten. Wir finden ihn als den wohlthätigsten Vater der Nation, und doch stets in blutige Kriege verwickelt; als tapfern, das Härteste erduldenden Ritter, und doch stets in verliebten Abenteuern tändelnd; er ist unerschöpflich in genialischen Unternehmungen als Heerführer, wie in lustigen Einfällen als Gesellschafter, im Ueberlisten der größten Staatsmänner, wie im Ueberlisten der hübschesten Mädchen; der feinste Beobachter und der leichtsinnigste Wagehals, das freyeste Gemüth unter täglich sich erneuenden Gefahren; streng und doch geliebt, stolz und doch artig, eitel und doch groß; überhäuft vom Glück und meistens blutarm, umschlichen von Mördern, und immer fröhlich. Oder will man ihn selbst hören? „König oft ohne Land, General oft ohne Soldaten, der reichste Eigenthümer immer ohne Geld, der galanteste Ehemann immer ohne Frau." — Und konnte es nun anders seyn, als daß er die Bewunderung der ganzen Welt und das Interesse aller

Zeiten auf sich zog? seine Nation aber, und vor allem die Weiber, ganz bezauberte? —

Die Scene, die hier zu schildern wir uns vorgenommen haben, ist freylich nur eine sehr untergeordnete in seinem thatenreichen Leben; gleichwol scheint sie uns, ihr besonderes Interesse noch unerwähnt, auch zur Belebung jenes Bildes nicht ganz ungeschickt, besonders seit unser Glaube an das sehr erschüttert worden, was der Nachwelt zu gewissen Theilen der Zeitgeschichte unmittelbar übergeben zu werden pflegt, und seit sich uns der Gedanke immer klärer dargestellt hat, daß treffende Züge zum Bilde jedes auf ein Zeitalter entscheidend Wirkenden nur aus diesen Wirkungen selbst gesammlet werden müssen; daß man folglich, genau genommen, nie hören könne oder lesen, was und wie der Held einer Periode war, sondern nur es abstrahiren und im Geiste anschauen.

Johann Stuart, Connetable von Schottland, hatte für seine großen Verdienste um Frankreich die Stadt Aubigny mit ihrem Gebiet, nur mit

Ausschluß der Souverainetät, zur Belohnung erhalten, und seine Familie trug den Namen davon. Jetzt war er gestorben, und seine Wittwe, Clementine von Entragues, hatte sich mit ihrem einzigen Sohne, der nun den Namen, Graf Aubigny, führte, in jene Stadt vor den bürgerlichen Unruhen zurückgezogen. Die Erziehung dieses ihres Sohnes war ihr schönstes und fast ihr einziges Geschäft.

Auch sie theilte die Bezauberung, in welcher der junge König, Heinrich der Vierte, die edlen Frauen seiner Zeit gleichsam gefangen führte. Sie sah in ihm nicht nur das Ideal eines jungen Helden, sondern besonders auch das schönste Vorbild für ihren Sohn, vornämlich da sie, die liebende Mutter, in diesem manche entzückende Aehnlichkeit mit Heinrich zu entdecken glaubte. So war es denn ganz in der Ordnung, daß sie, die wirklich Johannen von Albret an Geist und Sinn nahe kam, den Entschluß faßte, nicht nur überhaupt den geliebten Sohn dem vergötterten Heinrich nachzubilden, sondern auch selbst diesem das zu werden, was jene dem Prinzen gewesen war. Alles, was sie von dessen Erziehung erfahren konnte und was sich auf ihre Verhältnisse

anwenden ließ, benutzte sie, und benutzte es mit schönem Erfolg.

Eine frühe und edle Liebe gehörte allerdings in den Lebensplan eines Nachbildes Heinrichs. Auch dafür hatte die zärtliche Mutter, und hatte die Natur des jungen Grafen gesorgt. Er war kaum achtzehn Jahr, als er schon eine Zeit lang der sechzehnjährigen Tochter des berühmten Claude de la Chatre, Marschalls von Frankreich und Gouverneurs von Berry, die ersten Huldigungen seines Herzens dargebracht hatte, und nun als ihr Verehrer öffentlich sich zeigte. Die Verbindung wurde nur noch durch die Abwesenheit von Clementinens Vater, Clermont von Entragues, verzögert, welcher Vaters-Stelle an dem jungen Grafen vertrat und jetzt sein greises Haupt unter dem geliebten König mit neuen Lorbeern schmückte. Die schöne Braut — Rosalie hieß sie — hatte frühzeitig ihre Mutter verloren, und lebte ebenfalls in Aubigny bey einer Tante, während der Vater mit dem ihm anvertrauten Heereshaufen nur wenige Tagereisen entfernt zu Felde lag. Seine Einwilligung hatte man, und nun erwarteten beyde Häuser nur die Ankunft

Clermonts, der es sich nicht nehmen lassen wollte, die glückliche Vermählung selbst zu vollziehen. Dann gedachte er Aubigny'n, noch in der Begeisterung des ersten Glücks ehelicher Liebe, seinem König zuzuführen, damit er sich durch Thaten gegen die Feinde desselben des angestammten Ruhms würdig machte. Beyde Liebende dachten edel und empfanden schwarmerisch genug, um sich selbst zu vergessen und einstimmig in diesen Plan einzuwilligen.

Clermont konnte aber jetzt ihre Wünsche nicht so schnell erfüllen, als er selbst gehofft hatte; sein junger König war kaum noch jemals mit so vielen Gefahren umringt gewesen. Das ihm weit überlegene Heer der Ligue hatte die ganze Normandie überschwemmt, Heinrich mußte eine entscheidende Schlacht wagen, um nicht eingeschlossen zu werden: wie hätte ihn da der heldenmüthige alte Clermont verlassen können? Heinrich wagte diese Schlacht — es war die so berühmte bey Ivri — und zeigte sich hier zum ersten Male als Anführer, und zwar als Anführer, der Muth, Gewandtheit und freyen, sichern Blick auch in den gefährlichsten Momenten zu verbinden

wußte. *) Nach dieser Schlacht empfing Clementine folgenden Brief:

Freue dich, meine Tochter, der König hat eine Schlacht gewonnen. Schon hielt man ihn für getödtet und mehrere der Unsrigen geriethen in Unordnung, als er, wie ein Cherub mit flammendem Schwerdt, wieder unter uns erschien; und jetzt zählten wir so viele Helden, als Krieger. Ich ward verwundet, und — meiner edlen, starken Tochter darf ich's nicht verbergen — meine Wunde ist tödtlich. Ich bin glücklich, denn ich darf mir gestehen, ich habe zu diesem, dem Vaterlande wichtigen Siege redlich beygetragen. Ich bitte dich, zeige keine Schwäche, wenn du hier mein letztes Lebewohl empfängst. Ich sterbe mit Ehre, ich sterbe für meinen

*) In dieser Schlacht war es, wo Heinrich den Seinigen zurief: Wenn ihr eure Fahnen verliert, so sammlet euch um meinen weißen Federbusch; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Ruhms finden! — Und als er sich fast tollkühn in die Reihen der Feinde wagte, und verschiedene seiner Getreuen ihn gegen sie decken wollten, rief er ihnen zu: Ey, Platz da, ihr Herren! stellt mich nicht in Schatten, bitt' ich: ich möchte gern gesehn seyn!

rechtmäßigen Herrn; was konnte ich mir mehr wünschen? — Wider la Chatre sey auf deiner Hut. Ich weiß vom Könige selbst, daß er treulos und im Interesse der Ligue ist. Habe durchaus kein Verhältniß, wie es auch Namen habe, mit den Feinden deines Herrn. Lebe wohl, meine Tochter! Für deinen Sohn mache ich dich verantwortlich vor Gott und der Welt. Mein Geist wird freudig ihn umschweben, wenn er meinen Tod an den Feinden des Königs rächt, und diesem ersetzt, was er an mir verliert. Lebt beyde wohl!

Clementine verschloß sich in ihr geheimstes Zimmer, dem geliebten Vater den Zoll kindlicher Thränen zu entrichten; dann ließ sie ihren Sohn kommen. Sie kündigte ihm den Tod seines Großvaters an, und hatte die Freude, den Grafen, indem noch seine Augen von Thränen der Wehmuth glänzten, schwören zu hören, er werde diesen Tod vollgültig an den Feinden des Vaterlandes rächen. Sie entflammte seine heldenmüthige Begeisterung noch mehr, und als sie ihn durch dieselbe gestärkt genug glaubte, überreichte sie ihm Clermonts Brief, und forderte das große Opfer, forderte, von diesem Au-

genblick an alle Verbindung mit la Chatre und den Seinigen aufzugeben. Der Graf erblaßte, vertheidigte den Marschall mit größtem Enthusiasmus, erklärte die Beschuldigung für Verleumdung neidischer Höflinge, und setzte sogar hinzu, daß, wenn auch der Vater ein Verräther wäre, darum die schuldlose Tochter nicht aufgeopfert werden dürfe. Clementine widersetzte sich ihm mit allem, was schwärmerische Anhänglichkeit an Heinrich, strenges Ehrgefühl, Stolz und Kindesliebe ihr eingaben; der Graf wurde still, wankte, erhob sich endlich: da stürzte die Mutter mit Freudenthränen in seine Arme, suchte ihn durch feurigen Preis des Opfers, das er bringe, über dieses selbst zu trösten, und schwor ihm zu, die schuldlose Rosalie selbst zu unterrichten, selbst zu überzeugen, sie mit der größten Zartheit und Schonung zu behandeln.

Clementine hielt Wort. Noch an demselbigen Tage erfuhr Rosalie auf die sorgsamste Weise die Gesinnungen ihres Vaters, und welch ein Opfer dieselben von ihr und ihrem Geliebten unvermeidlich machen. Sie war untröstlich; die gute Tochter konnte die Verrätherey des Vaters nimmermehr glau-

ben, und womit auch die Gräfin ihre Beschuldigung beglaubigte, sie hielt es für trügerisch und für Beschönigung des Wankelmuths Aubigny's. Endlich faßte sie den Entschluß, Clementinens Brief ihrem Vater zu senden, und ihn um Auflösung ihrer ängstenden Zweifel zu beschwören.

Der Marschall wurde durch diesen Brief in keine geringe Bewegung versetzt. Die Hälfte seiner Statthalterschaft war ihm zwar in geheim ergeben, aber die andere Hälfte hing am Grafen: nun war sein lang' überlegter Plan gewesen, seine Gesinnungen bis nach geschlossener Verbindung seiner Tochter zu verbergen, und dann eben diese Verbindung als ein sicheres, und, wie er glaubte, eben nicht schweres Mittel zu benutzen, den jungen, verliebten Ehemann mit allen den Seinigen für sich und die Ligue zu gewinnen. Alles dies mußte er mit Eins aufgeben, und so sahe er keinen Grund mehr, sich zu verstellen; er fand vielmehr, daß ein plötzliches, unverhofftes Auftreten als Feind von desto größerm Vortheil für ihn seyn, und zugleich die Beschimpfung seines Hauses durch den Grafen und seine Mutter am vollgültigsten rächen würde.

In der Antwort an seine Tochter schonte er ihre, ihm bekannte Anhänglichkeit an den König, so viel als möglich, und suchte sie vielmehr dadurch, daß er Aubigny's Betragen als unermeßlichen Schimpf darstellte, für seine Absichten geneigt zu machen; weßhalb er ihr denn auch befahl, sich sogleich zu ihm ins Lager zu begeben und augenblicklich eine Stadt zu verlassen, wo nur Schande und Spott auf sie laure — eine Stadt, in welcher er nun Genugthuung von dem gräflichen Hause erzwingen müsse.

Dieser Brief wurde durch einen getreuen Boten abgesandt, und la Chatre versammelte schnell das ganze Heer, das ihm als Marschall von Frankreich anvertraut war, und das ohngefähr aus zehntausend Mann bestand. Diese seine Untergebenen, meistens wackere, geübte, ihm blind ergebene Krieger, entzündete seine Beredtsamkeit zum größten Eifer für das, was er die Sache des Vaterlandes und der Religion nannte, so wie gegen jenen ketzerischen Heinrich; doch verhehlte er ihnen klüglich, wohin er sie, die er schon als Retter Frankreichs apostrophirte, zuerst zu führen gesonnen sey. Alle schworen ihm Treue bis zum Tode, und der Marschall hätte

sie augenblicklich nach Aubigny geführt, wenn er nicht erst die Ankunft seiner Tochter hätte erwarten müssen, deren Zögern er gar nicht begreifen konnte. Endlich kam sein Bote zurück, und brachte folgendes Schreiben von Rosalien:

Mein Vater! Alles, was ich sehe und höre, ja selbst Euer eigener Brief kann mich nicht überzeugen, daß Ihr mit der schrecklichen Partey verbunden seyd, die Frankreich in Unglück stürzt und verwüstet. Sollte es aber dennoch seyn, so werdet Ihr gewiß einer Tochter verzeihen, die Ihr selbst in Verehrung und Treue gegen ihren rechtmäßigen Fürsten erzogen habt, wenn sie sich scheuet, ihren Vater zu sehen, so lange er an diesem irre ist und die Thränen und Beschuldigungen aller derer auf sich ladet, die durch ihn wegen ihrer Treue gegen den besten König unglücklich werden. Doch nein, noch will ich eher alles für Täuschung halten, als glauben, daß mein edler Vater, auf welchem der Ruhm unserer Vorfahren, durch mehrere Jahrhunderte hindurch der treuesten Vertheidiger ihrer Könige, ruhet, sich selbst so verleugnen könne. Eure eigene Schwester billiget meinen Entschluß, sie und diese Stadt nicht zu verlas-

sen, bis ich dieses mein Vertrauen auf Euren Edelmuth bestätigt sehe. Der Himmel beschleunige diesen Augenblick meiner und auch Eurer Beruhigung und Glückseligkeit. —

Der Marschall war gewaltsam ergriffen. Sein Herz wurde von Beschämung und Zorn, von väterlicher Liebe und gehässiger Erbitterung zerrissen; und ehe sich noch dieser Sturm der Leidenschaftlichkeit gelegt hatte, ordnete er den eiligsten Zug nach Aubigny für den nächsten Morgen an.

Der Morgen kam; la Chatre erschien an der Spitze seines Heeres, und dieses jauchzte ihm freudig zu. Nach einer heroischen Aufforderung erklärte er ihm, daß der Zug vorerst nach Aubigny gehe, es einzunehmen, oder, wenn das ja nöthig seyn sollte, es zu belagern. Wir werden leichtes Spiel haben, meine Freunde, und einen fröhlichen Anfang, sagte er. Nichts ist vorbereitet; die Besatzung äußerst schwach; kein einziger erfahrner und angesehener Anführer unter ihr. Man wird einen jungen Menschen an die Spitze stellen, der kaum sein zwanzigstes Jahr erreicht hat, und der nur noch in Kämpfen der Liebe und des Lanzenspiels versucht ist. Leicht mag er uns

mit jugendlicher Hitze entgegenfliegen: doch kann ihn schon die erste glühende Begrüßung unsers Geschützes anderes Sinnes machen. — —

Der Anzug des Marschalls wurde bald in Aubigny verkündigt. Leider hatte er nur allzuwahr geredet: die Besatzung war allerdings schwach, keine Vorkehrungen waren getroffen, kein einziger erfahrner Anführer befand sich in der Stadt. Durch öffentlichen Aufruf wurde die Bürgerschaft auf dem Markte versammelt. Da trat der junge Graf gerüstet durch ihre Reihen, und an seiner Seite ging noch Einer, ebenfalls in schweren, glänzenden Waffen. Beyde stiegen gefaßt und mit Würde die Stufen des Portals der Hauptkirche hinauf, um von allen gesehen und verstanden zu werden; der Begleiter des Grafen öffnete das Visir, und die Versammlung erkannte mit Erstaunen Clementinen, Aubigny's Mutter. Sie winkte, und im Augenblick war alles so still, wie in tiefer Einöde.

Wenn es euch ein Ernst ist, meine lieben Bürger — sagte sie mit Ruhe und bezaubernder Würde — wenn eure Herzen wirklich den großmüthigen Heinrich lieben und seine verrätherischen Feinde has-

sen: so nehmt diesen Augenblick wahr, in welchem ihr mehr als je — beydes, eure Liebe und euren Haß, beweisen könnet. Ihr wißt selbst, mit welchem Kummer Heinrich das Blut der Franzosen versprützt; er ist ja mehr unser Vater, als unser Beherrscher! Läßt er sich doch selbst von Rebellen nur zum Streit reizen, um den Gutgesinnten Ruhe und Glück zu erkämpfen! Was hingegen wollen seine Feinde? Nichts, als aus öffentlichen Drangsalen Nutzen für ihre Herrschsucht, ihren Geiz, ihren Haß, ihre Ruhmsucht ziehen! Und diesen sollten wir uns feig unterwerfen? Nein, nein, nein! nimmermehr, meine tapfern Freunde! Wahr ist es: die Aufrührer sind uns an Zahl überlegen; aber was thut die Zahl! Wir sind ihnen überlegen an Entschlossenheit, an Begeisterung der Liebe, an frohem Bewußtseyn der guten Sache, an Glauben zu Gott, der unser und unsers Königs Recht durch unsern Arm schützen wird. Oder wie? sagt selbst: sollte der im Himmel sich nicht guter Kinder annehmen, wenn sie ihren Vater vertheidigen? Ja, Gerechtigkeit und alles Gute ist so offenbar auf unsrer Seite, daß meine unerschütterliche Ueberzeugung ist, wir dürften, selbst

wenn unsre Niederlage gewiß wäre, keinen Augenblick Anstand nehmen, uns aufzuopfern. — Denkt und empfindet ihr nun, wie ich, so handelt auch gleich mir. Ich würde mich glücklich preisen, für den König — den großen, den guten König zu sterben!

Hier unterbrach sie das laute Geschrey des Volks: Der große, der gute König lebe! wir siegen für den großen König! wir sterben für den guten König! Alles stürzte ungeduldig davon und zu den Waffen.

Gar bald kamen die Bürger zurück: Clementine empfing und ordnete sie auf den Wällen. Selbst Greise, Weiber und Kinder, wurden durch ihren Heldenmuth entzündet; sie halfen die Brüder, halfen die Söhne bewaffnen; sie trugen Bedürfnisse herbey, legten den Ihrigen das Interesse des guten Königs immer dringender und immer von neuem ans Herz — kurz, Clementinens Seele schien nun in jedem Bürger zu leben.

Es war die höchste Zeit, dergleichen Anstalten zu treffen, denn schon naheten die Boten aus den nächsten Ortschaften, die den Zug von la Chatres Heere und die Verwüstungen desselben verkündigten. Kaum

war die Sonne am folgenden Morgen hell und schön heraufgestiegen, als man das Heer stolz und in größter Ordnung anrücken und die Stadt von allen Seiten umlagern sahe. (Den ersten Jun. 1591.)

Die Belagerten waren bey weitem nicht zahlreich genug, die Wälle zu verlassen und solch einen Feind anzugreifen. Ob ihnen Hülfe, ob ihnen Entsatz von irgend einer Seite kommen könne, wußten sie durchaus nicht; wie lange ihre geringen Vorräthe reichen würden, in welche Noth sie gar bald der Mangel stürzen müsse — das zu überrechnen fiel keinem nur ein: alle waren einzig darauf bedacht, jeden Augenblick zu thun, was sie als Pflicht gegen Gott, das Recht und den König erkannten. Durch Schwäche der Mannschaft waren sie auf sorgsame Besetzung der Mauer, auf scharfe Beobachtung der Unternehmungen des Feindes, und auf muthigen, geschickten Gebrauch des Geschützes gegen denselben eingeschränkt; und es war ihnen genug, nur dieses recht treulich auszuführen. Doch konnten sie durch alle diese Treue und durch noch so geschickten Gebrauch des Geschützes keineswegs verhindern, daß nicht vor ihren Augen gar bald der Feind die Lauf-

gräben eröffnet und die Stadt zugleich von allen Seiten berennet hätte.

Da la Chatre voraussetzen konnte, die Bürgerschaft bedenke nun die glücklichen Fortschritte seiner Unternehmungen, ließ er die Stadt unter den schmeichelhaftesten Versprechungen zur Uebergabe auffordern.

Der Offizier, der mit diesem Auftrage abgefertigt war, wurde durch das Stadtthor eingelassen und der Gräfin vorgestellt. Er fand die Heldin an der Seite ihres Sohnes, da, wo die Gefahr am größten war. Sie befahl dem erstaunten Abgesandten zu reden.

Er begann: Gräfin, der Marschall, mein Feldherr, erkennet mit Bewunderung an Euch Talente und Muth, wie sie die Natur selbst Männern nur selten verleiht; dieß vermehrt seine Geneigtheit, Euch Frieden und Freundschaft anzubieten. Er weiß, daß Ihr Euch zu dieser Vertheidigung übereilt habt — eine Vertheidigung, deren Unstatthaftigkeit selbst der schwärmerische Blick enthusiastischer Ruhmbegierde entdecken muß. Verlasset Euren trügerischen Führer, den falschen Ruhm, der das Unmögliche

möglich machen, und zwecklos blutige Opfer bringen will; kehret zur Bedachtsamkeit, kehret zum wahren Wohlwollen gegen diese unschuldigen Bürger und Kriegsgefährten zurück! Ueberlegt nur einen Augenblick mit der so nöthigen Fassung und Ruhe: was ist diesen, wenn auch noch so wackern, doch an Zahl und an Mangel der Waffenübung mit uns in gar keinem Verhältniß stehenden Männern — was ist ihnen nur möglich gegen unsre erfahrnen, abgehärteten, sieggewohnten Krieger unter Anführung von Helden? Ich gebe Euch im voraus alles zu, was Ihr, ohne Schwärmerey und Verblendung, nur selbst zugegeben haben wollt: aber dennoch ist es ja schlechterdings unmöglich, daß Ihr uns länger, als höchstens drey Tage widerstehen könnt. Die Hälfte unsrer Truppen — wahrlich, sie wäre hinlänglich, Eures Sohnes ganze Besitzungen zu verwüsten. Wenn die Rücksicht auf diese redlichen Bürger Euren Entschluß erzeugt hat, so mag die letztere Betrachtung ihn befestigen. Gebet nach, edle Frau; erkennet Heinrichen für den, wofür ihn die ganze Welt erkennt: für einen Abenteurer, der sich durch Tollkühnheit und Uebermuth eine kurze Zeit, aber nicht

länger halten kann; für einen Fürsten, den nicht irdische Meynung, Partey oder Haß — nein, den selbst der Himmel durch den Mund seines heiligen Dieners zu Rom verworfen hat. Eröffnet die Thore, und bleibt, geehrte Gräfin, bleibt uneingeschränkte Gebieterin der Stadt. Der Marschall wird nur zweitausend Mann Besatzung einlegen, und auch diese Eurem Willen unterordnen.

Hier schwieg der Offizier, und Clementine antwortete mit Würde und vollkommener Fassung: Herr Abgesandter, Eure Rede war lang und gut: meine Antwort wird kurz und besser seyn. Sagt dem Marschall: mein Vater starb für den König, seine Tochter und sein Enkel kennen keinen größern Ruhm.

Der Offizier stand einige Augenblicke bestürzt; er war aber für Unterhandlungen geübt genug, um selbst diese Bestürzung bald zum Vortheil seiner Sache zu benutzen. Madame, sagte er, ich stehe überrascht, und leugne nicht, daß es vor Bewunderung geschieht. Gern setzte ich mehr hinzu, aber ich bin Abgesandter, und — meine Gesandtschaft ist aus. Nur einen einzigen Auftrag hab' ich noch, der mit dem Interesse des Staats nichts gemein hat: einen

Auftrag des Vaters an seine Tochter. Wird es mir verstattet, ihn zu vollführen? — Fern sey es von uns, erwiederte Clementine, die menschlichsten Gefühle bey irgend Jemand, und wäre er unser Todfeind, zu beeinträchtigen. Und nun sandte sie zu Rosalien und ihrer Tante, den Boten melden und sie fragen zu lassen, ob sie ihn annehmen wollten.

Allen Mißdeutungen zu begegnen, erschienen beyde Damen sogleich selbst, um in Clementinens, des Grafen und der versammleten Bürger Gegenwart den Auftrag zu hören. Rosalie war im Trauerschleyer, stand da wehmüthig und tief gebeugt — man konnte nichts Rührenderes sehen; auch schien der Abgesandte durch ihren Anblick tief ergriffen und nur noch mehr verwirrt, was allerdings Rosalien schmeicheln mußte, schmeicheln sollte. Mit gleicher Feinheit und Stärke trug er ihr nun vor, was ein Vater und Parteygänger unter solchen Umständen nur irgend finden konnte, die Tochter für sich und die Seinigen zu gewinnen: Rosalie blieb unerschüttert, und, begeistert vom Enthusiasmus der Versammleten, gereizt vom Anblick der strahlenden Gegnerin ihres Glücks, gestärkt von der Nähe des Geliebten, be-

theuerte sie noch, daß sie entschlossen sey, gleich der Gräfin Aubigny, die Gefahren der Bürgerschaft zu theilen, den Vertheidigern beyzustehen, und wenn Gott das Herz ihres Vaters gegen die Stadt und den König nicht wendete, mit diesen Getreuen zu sterben.

Nein, länger vermag ichs nicht, mich zu verbergen, rief hier der Abgesandte, ausbrechend in lauten Enthusiasmus. Ich bin Soldat; ich treibe mein Handwerk für den, dem ich diene und Treue geschworen habe, frage nicht, ob er Recht oder Unrecht hat, sondern überlasse das ihm und seinem obersten Richter. Drängt sich mir aber die Ueberzeugung von seinem Unrecht so übermächtigend auf; kann ich ihr, so wie jetzt, gar nicht mehr widerstehen: dann vermag ich auch nicht mehr für ihn zu fechten, und mein Dienst muß sich darauf beschränken, Frieden zu vermitteln, so weit meine schwachen Kräfte es vermögen. Was ich hier gesehen, was ich gehört, und vor allem von Euch, Fräulein, gehört habe: es hat mir das Herz, mein ganzes Herz umgewendet — mir, mir, der ich Euch nichts bin, mir, dem Ihr nur ein fremder, wahrscheinlich nie wieder zu erblickender Gegenstand der tiefsten Bewunderung seyd!

O, was müßte dieser Anblick, was dieser edle Sinn, dieser hinreißende Ausdruck eurer Gestalt und Rede über einen Vater vermögen, der ganz in seiner Tochter, der einzigen, der vielgeliebten, lebt! Fräulein, hört einen gemeinen, aber redlichgesinnten Mann: versucht es, diese alle, die jetzt ihre Blicke gerührt auf Euch richten — versucht es, diese ganze Stadt vom Untergange zu retten, und Heinrichen in Eurem Vater einen neuen Freund zu werben, — wenigstens den König von einem furchtbaren Feinde zu befreyen! Ich kenne Euren Vater, ich glaube mich auch über seine jetzige Stimmung nicht zu irren, selbst wenn er sie verbirgt, und ich sie hier verschweigen muß: ich bin gewiß, — bin so gewiß, als daß ich lebe, es wird, es muß Euch gelingen! —

Rosalie war über diese Rede anfänglich erstaunt; hernach lösete sich ihr Erstaunen in einen Kampf einander widerstrebender Gefühle auf. Stolz und Mißtrauen, Liebe zu ihrem Vater, zur Stadt, und zu allem, was diese ihr Theures in sich schloß, weibliche Furchtsamkeit und jugendliche Schwärmerey behielten wechselsweise in ihrem Innern die Oberhand. Jetzt rief das umherstehende Volk ihr zu, den rühm-

lichen Versuch zu wagen: dies, und vielleicht auch die Eitelkeit, die ihr schon ihr eigenes Bild, als der Retterin dessen, was die erhabene Gräfin nur vertheidigte, vorhielt — dies entschied, und sie folgte dem Abgesandten in das Lager ihres Vaters.

Der Marschall erwartete die Zurückkunft des Offiziers mit brennender Ungeduld: da trat dieser in sein Zelt, die trauernde Tochter folgte ihm und sank ihrem Vater zu Füßen. Alles, was Ehre und kindliche Liebe, was Eifer für die Stadt und den König, ja auch, was das Gefühl der schmerzlichsten Demüthigung, wenn ihr ihr Vorhaben nicht gelänge, nur immer einzugeben vermögend waren; alles das trug sie in Fülle der Begeisterung dem rauhen, harten Vater vor: und es war, es blieb umsonst. Seine Achtung konnte er ihr nicht versagen, aber dies diente zu nichts, als daß er seinen Zorn unterdrückte und nur mit kaltem Anstande beschloß: Du bist ein Kind: ich vergebe dir deine Irrthümer und Uebereilungen! du bist meine Tochter: der erste König jeder Tochter ist ihr Vater! Hiermit übergab er sie einigen Frauen, die sie in ein nahes Zelt bringen mußten, das man für sie einrichtete, und wo man sie mit dem

größten Anstande bedienete, aber unter der Maske dieses Anstands nur um so schärfer bewachte.

Sobald der Marschall mit seinem Abgesandten allein war, ließ er sich die Wirkung seiner Botschaft ausführlich und mit allen Nebenumständen berichten. Clementinens Antwort reizte seinen Zorn zur heftigsten Erbitterung auf, denn sie gesellete eben diesem Zorne geheime Beschämung zu. So schwor er der Heldin, ihrem Sohne und dem Volke, das sich durch ihr Beyspiel zu so frechem Widerstande ermuntern ließ, die furchtbarste Ahndung. Das Erste, was er in dieser Stimmung that, war, dem Abgesandten für die List, womit er ihm seine Tochter überliefert, eine Ehrenkette umzuhängen und einen höhern Posten anzuweisen; das Zweyte, alle Veranstaltungen zu einem allgemeinen Sturm für den nächsten Morgen zu treffen, indeß bis dahin das grobe Geschütz unaufhörlich die Wälle beschießen mußte.

Noch vor Anbruch des Tages waren die Festungswerke an der Ostseite der Stadt gänzlich ruinirt. Clementine selbst wollte die Bresche vertheidigen. Sie stellte sich mit den ausgesuchtesten Truppen und

Bürgern dahin; sie verschanzten sich und errichteten Batterien.

Jetzt brach der Tag an. Die Belagerer näherten sich in festgeschlossenen Reihen von allen Seiten und in einem Moment; unerschrocken hielten sie das Feuer von den Mauern aus, muthig machten sie ihre Zurüstungen zum Sturm. Vielleicht war es nur Clementinens Ermunterung und Beyspiel, was den Belagerten bey diesem Anblick ihren Muth und ihre Beharrlichkeit erhielt. Unter Anführung dieser Heldin aber scheueten sie keine Gefahren. Der Marschall, der nicht von der Spitze der Seinigen wich, setzte selbst die erste Leiter zwischen einen Haufen von Steinen, die die Kugeln aus der Mauer gerissen hatten, und die nun selbst eine Art von Verschanzung bildeten. Den Degen in der Faust, eröffnete er den Sturm, und seine Truppen folgten ihm jauchzend nach. In einem Augenblick waren mehr als hundert Leitern an diesen Theil der Mauer geworfen, und die Krieger drängten sich in dichten Reihen heran, sie zu erklimmen. Clementine hielt Stand; la Chatre selbst und viele der Seinigen wurden von ihr

und ihren Getreuen zurückgeschlagen, ohne jedoch dadurch irre oder verdrossen zu werden.

Hart an der Seite seiner Mutter that sich der junge Graf durch Wunder der Tapferkeit hervor. Seine Rüstung war an mehrern Stellen zerhauen. Ein Offizier, Cumieres mit Namen, hatte schon den Rand der Mauer erreicht, und führte einen so gewaltigen Streich auf das Haupt Aubigny's, daß er ihm den Helm herunterhieb, ohne ihn jedoch beträchtlich zu verwunden: in demselben Augenblick bedeckte ein treuer Bürger das Haupt seines Anführers mit seinem eigenen Helme, und der Graf stürzte den heftigen Gegner die Mauer hinab. Vergebens baten die Bürger Clementinen und ihren Sohn, die gefahrenvolle Vertheidigung der Bresche minder wichtigen Personen zu überlassen: sie riefen vereint, eben hier, eben der größten Gefahr wegen, müßten sie bleiben, zu siegen oder mit Ehren zu fallen.

Dadurch entzündeten sie den Muth und die Kraft der Belagerten von neuem. Hier zerhieb man die Leitern, oder warf sie um mit starkem Arm; dort wälzte man große Balken auf die Angreifenden, die sie hinabrissen und zerquetschten; die Weiber trugen

siedendes Oel herbey, die Männer gossen es herab und warfen zerstörende Feuermaschinen unter die Gegner. Aber die zerbrochenen Leitern wurden durch stärkere ersetzt; frische Truppen ergänzten die Stelle der Todten und Verwundeten; wer die Bresche nicht besteigen konnte, suchte durch immerwährendes Feuer die Angreifenden zu decken; und andere warfen eiserne an Stricken befestigte Haken auf die Belagerten, sie damit herunter zu reißen.

Von Morgens früh sieben Uhr an bis Mittag hatten beyde Parteyen mit gleichem Muth, mit gleichem Erfolg gefochten. Fünfmal war die Mauer von den Belagerern erstiegen, fünfmal waren sie zurückgetrieben worden. La Chatre, wüthend über solchen unerwarteten Widerstand, nahm nun die Hauptfahne in seine Linke, sein furchtbares Schwerdt in die Rechte, und so drängte er sich von neuem zum Fuß der Mauer. Er trotzte jeder Gefahr: er flog die Leiter hinauf. So erreichte er die oberste Sprosse, sprang auf den Wall, ohngeachtet des vereinten Widerstandes der Belagerten; es war, als wenn ein erlähmendes Schrecken von ihm ausging, oder er von einem Gott mit unverletzbarer Rüstung umgeben

wäre. So pflanzte er im Nu die Fahne auf die Mauer und rief: Sieg! Sieg! — Sieg! Sieg! wiederhallte es in seinem ganzen Heere.

Die Belagerten wurden durch dieses Geschrey noch mehr entsetzt, fast jeder Arm sank, mehrere wendeten sich zu fliehn. Da stürzte Clementine herbey. Was seh ich dort! rief sie überlaut. Geschmückte Helme! glänzende Waffen! O haltet! haltet! der großmüthige Heinrich eilt herbey zu unsrer Rettung! Seht ihr nicht? seht ihr nicht? Willkommen, willkommen, du guter König! du findest uns alle treulich auf unsern Posten!

Kaum ist je eine Kriegslist mit entscheidenderm Erfolg angewendet worden. Die Ueberraschung machte jeden der Feinde, machte selbst den Heerführer, wenigstens einige Augenblicke, stutzig; die Belagerten erfüllte sie plötzlich von neuem mit Muth, Kraft und Enthusiasmus; sie stürzten hervor, sie kämpften, kämpften mit Glück: Clementine ergriff die Fahne, schleuderte sie weit von sich über den Wall hinab, und nun erhoben die Belagerten das Siegsgeschrey: Es lebe König Heinrich der Vierte! —

Der Marschall, nach wenigen Augenblicken wieder bey voller Besinnung, setzte sich mit den Seinigen an der Brustwehr, kämpfte wie ein Löwe, und es entspann sich von beyden Seiten ein wüthendes Gefecht: da empfing er selbst, der Marschall, einen heftigen Streich vom jungen Grafen. Der Streich spaltete eine Fuge seines Harnisches und drang tief ein. La Chatre wankte, man setzte ihm noch heftiger zu: da sank er am Fuß der Mauer darnieder. Jetzt hob Aubigny sein blutiges Schwerdt hoch empor: Es ist la Chatre's Blut! rief er überlaut. La Chatre stirbt! Es lebe König Heinrich der Vierte!

Die Angreifenden entsetzten sich vor diesem Ausruf, und wie wenn eine allmächtige Hand unsichtbar sie zurückgedrückt hätte, warfen sie sich schaarenweis von der Höhe des Walles in den Graben, oder suchten sich auf den noch stehenden Leitern zu retten. Viele von jenen stürzten auf einander und zertraten sich; mehrere der Leitern, von Last überladen, brachen und stürzten die Flüchtigen hinab; Clementine und ihr Sohn verfolgten ihren Sieg, und in wenig Minuten war der ganze Wall von Feinden vollkommen gereinigt.

Aubigny, mit diesem wunderbaren Glück nicht zufrieden, von demselben vielmehr immer heftiger entzündet, geizte nach größerm Ruhm. Das Schrekken hat diese Rebellen blind gemacht, rief er. Auf, laßt uns dies benutzen, und durch einen muthigen Angriff ihre Niederlage vollenden! — Seine unerfahrene Tapferkeit spiegelte ihm dies Unternehmen als leicht genug vor. Ein Haufen junger Bürger und Soldaten sammlete sich augenblicklich um ihn, und ehe er seinen Trupp geordnet oder auch nur genauer übersehen hatte, waren auf seinen Befehl schon die Stadtthore geöffnet, und er zog mit den Seinigen über Verwundete, Sterbende und Todte eilig hinaus den Fliehenden nach. Dies stürmende Nachsetzen brachte unter diese noch mehr Unordnung; die meisten warfen ihre Waffen von sich, um nur schnell fortzukommen; einen Widerstand gab es fast gar nicht, und die Anzahl der Verwundeten oder Fallenden war sehr beträchtlich.

Jetzt langten aber beyde Parteyen an dem Graben an, der das Lager umgab. Die Liguisten setzten haufenweis hinüber, der Graf stürmte ihnen hartnäckig nach, und vergebens stellten ihm einige ältere

Offiziere vor, wie unklug ein weiteres Verfolgen, ja, wie höchstnöthig die Vorsicht sey, den Feind nicht allzuweit zu treiben, indem es ihm hier leicht werde, sich zu sammlen, zu setzen, und den Angriff mit überlegener Kraft zu vergelten. Aubigny war gegen allen ihn hemmenden Rath taub, und stürzte sich so, nur von seinem raschen Muthe geleitet, in die Reihen des feindlichen Lagers.

Die im Lager zurückgebliebene Besatzung und die ersten Trupps der Flüchtigen hatten sich schon unter einem erfahrnen Anführer gesammlet; von den Ankommenden schlossen sich jeden Augenblick mehrere an, und so konnte es gar nicht fehlen, Aubigny mußte, ohngeachtet er mit Löwenmuthe angriff und dann sich durchzuschlagen versuchte, in einigen Minuten schon ganz eingeschlossen seyn. Sein kleiner Haufe wurde nun leicht zerstreuet, und er von ihm abgeschnitten. Seinen Tod wünschte man nicht, man glaubte ihn lebend weit besser zu benutzen; so machte man ihn nur wehrlos, nahm ihn gefangen, und führte ihn, der nun seine Unbesonnenheit zu spät einsah, in la Chatre's Zelt.

Schnelle Hülfe hatte nämlich den Marschall bald

wieder zur Besinnung gebracht, und so sehr ihn der beträchtliche Blutverlust geschwächt hatte, so war doch keine seiner Wunden tödtlich. Noch brachte ihm der behutsame Arzt das Unglück des Heers, wie seine bittern Arzneyen, langsam bey; da rief der stolze und tapfere Krieger, gewaltsam vom Lager emporstrebend: Laßt mich fort, daß ich mit Ehren sterbe, da ich nicht siegen kann! und noch rang er mit den Umstehenden, die ihn zurückhielten, noch umfaßte Rosalie flehend seine Kniee, als man fröhlichere Botschaft und gleich darauf den jungen Grafen, ohne Waffen, bedeckt mit Staub und Blut, in das Zelt brachte.

Mit furchtbarer Röthe überströmte dieser Anblick die Wangen des Vaters; die Tochter erblaßte und vermochte kaum sich aufrecht zu halten. Sobald der Marschall das letzte Ereigniß vernommen, wendete er sich höhnend an Aubigny und fragte ihn: ob er noch des Glaubens wäre, daß, für Heinrich zu fechten, Heil und Segen vom Himmel erwerbe? ob er die noch für unächte Kinder und Feinde des Vaterlands erkläre, die Heinrichs übermüthigen und ketzerischen Anmaßungen standhaft entgegenträten? —

Der Graf, unbesorgt was seine Antwort für Wirkung hervorbringen möchte, erwiederte mit Kraft und Würde: Gott erhalte Heinrich, meinen rechtmäßigen Herrn, und verderbe die Aufrührer, die sich ihm widersetzen, sollten sie auch aus so edlem Blut entsprossen und mit so hohen Würden bekleidet seyn, wie Ihr, Herr Marschall! La Chatre winkte lächelnd, daß man seinen Gefangenen abführen und im Verhaft behalten solle, bis er über sein künftiges Schicksal entschieden haben würde. Es geschah.

Rosalie, die schon vorher in ihren Gesinnungen mit dem jungen Grafen übereinstimmte, und durch seine Kühnheit nur noch mehr von ihm eingenommen war, wagte es, den Vater um Nachsicht und Gnade anzuflehen; sie bekam zur Antwort: Du wirst wohlthun, auf alle Fälle gefaßt zu seyn. Giebt die Gräfin die Vertheidigung der Stadt auf, so soll ihrem Sohne die Freyheit geschenkt seyn. Fährt sie fort in ihrem frechen Widerstande, so gebietet die Klugheit und erlaubt das Kriegsrecht, daß ich mich aller Mittel gegen sie bediene, die mir in die Hände gegeben sind. Vermagst du selbst etwas, sie zur Vernunft

zurückzubringen, so sey es dir unverwehrt; nur daß es mit Würde und meinem Vorwissen geschehe. —

Unterdessen hatte, was von den Gefährten des Grafen aus dem Treffen entkommen war, nicht ohne Mühe die Stadt erreicht und die Schreckensbotschaft verkündigt. Die Gräfin brauchte allerdings einige Minuten, sich von diesem betäubenden Schlage zu erholen — aber nur einige Minuten; dann trat sie unter die Versammleten und sprach: Mein Sohn ist gefangen, aber seine Banden sind rühmlicher, als mancher Sieg; er trägt sie wegen überwallender, unbezwinglicher Liebe zu seinem König und wegen des Vertrauens jeder edlen Jugend — des Vertrauens, edle Gesinnungen und tugendhafte Thaten müßten immer mit Erfolg gekrönt werden! Dem Manne könnten diese Bande zum Vorwurf gereichen: den Jüngling adeln sie nur noch mehr. Auch lebt er ja noch, und ich bin gewiß, Gott wird ihn erhalten, wird ihn mir und euch wiedergeben: denn sinken kann er den Gerechten lassen, aber nicht untergehen! In unsern Gesinnungen und Unternehmungen darf dieser unglückliche Vorfall nichts ändern. — Die Gräfin begab sich nun wieder auf alle Posten, be-

stärkte sie im Muth und guten Willen, und machte alle mögliche Vorkehrungen, daß die Stadt einen zweiten Sturm aushalten könnte. Darüber war der Abend angebrochen; sie hielt mit den Ihrigen den gewöhnlichen öffentlichen Gottesdienst, übergab sich dann der Ruhe, und ihre Frauen bezeugten den folgenden Tag, daß sie wirklich einige Stunden recht sanft geschlafen habe.

Als sie am frühen Morgen wieder unter der Besatzung erschien, fand sie, ihrer Anordnung nach, die Bresche wieder ergänzt, und alles veranstaltet, einem neuen Sturme mit Erfolg zu widerstehen. Indem sahe man einen stattlichen Ritter mit einigem Gefolge und allen Kennzeichen einer solennen Gesandtschaft aus dem feindlichen Lager auf die Stadt zukommen und unverzüglich Gehör bey der Gräfin begehren. Sie ließ das Thor öffnen, und, umgeben von allen, die sich eben auf diesem Platze befanden, den Gesandten zu sich führen. Es war der Hauptmann Sericourt, ein eben so kluger als wohlwollender Mann, und des Marschalls erster Adjutant. Er nahete sich Clementinen mit Ehrfurcht, indem er begann: Gräfin, mir ist die Ehre gegönnt, mit Euch

über die Freyheit Eures Sohnes zu unterhandeln. Der großmüthige Feind, zu dessen Gefangenen ihn das Glück der Waffen gemacht hat, legt sein Geschick ganz in Eure Hand, und wird ihm noch heute die Freyheit geben, unter den Bedingungen, die dieser Brief angiebt. Hierbey überreichte er ein eigenhändiges Schreiben des Marschalls.

Die Gräfin öffnete den Brief und las ihn mit lauter Stimme ab. Er enthielt nichts, als in kurzen, scharf bestimmten Sätzen, die Erklärung: ihr Sohn solle ihr zurückgegeben werden, sobald sie die Stadt überliefere; glaube sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet, den Heinrichen geleisteten Eid nicht auflösen zu lassen; so möchte sie und ihr Sohn, ohne Kränkung ihrer Personen, und auf ihr Ehrenwort, ferner an diesem Kriege keinen Theil zu nehmen, sich aus der Stadt, und dann aus dem Lande, wohin es ihr selbst gefiele, begeben; verweigere sie länger die Uebergabe, so treffe ihren Sohn unverzüglich die Strafe, die er als erklärter Feind der gesetzmäßigen Regierung und Hochverräther verdienet habe — nämlich der Tod.

Die Gräfin und alle Anwesende kannten den

Marschall genug, um dieß für keine leere Drohung zu nehmen. Das Herz der Mutter brach; sie mußte unterstützt werden, um nicht umzusinken. Die tiefste Rührung und ein allgemeines Stillschweigen herrschten einige Minuten. Als die Heldin hierauf das Wort nehmen wollte, erschallte von allen Seiten der Zuruf: Uebergebt die Stadt! rettet den Sohn!

Dieser Zuruf schien auf einmal ihr ihre Kräfte und ihren vorigen Heroismus zurückzugeben. Wie, ihr treuen Bürger, ihr würdigen Waffenbrüder meines Sohnes — rief sie — wie, wollt ihr, was euch ewig heilig seyn muß, der vorübergehenden Theilnahme an meinem Blute aufopfern? wollt ihr Vaterland, Ehre und Treue verrathen, um gegen eine Familie großmüthig zu scheinen? Nimmermehr! Meines Sohnes Tod ist beschlossen: er wird seinem Schicksal sich edel zu unterwerfen wissen, wenn Gott nicht Rettung sendet. Der Gerechte im Himmel aber wird sie senden; mir sagt's mein Glaube, er wird sie senden! —

Die Nächststehenden unterbrachen sie mit nochmaligen Fürbitten; sie fuhr noch lebhafter fort: Könnt ihr meinem Sohne auch nur einen Augenblick

zutrauen, er werde uns für seine Rettung danken? Nimmermehr! Das geschenkte Leben würde er wie eine entehrende Last tragen, uns würde er anklagen, unsrer Schwäche und Feigheit halben; nimmer vergäße er's uns, daß wir ihn, selbst im äußersten Fall, des Triumphs eines rühmlichen, musterhaften Todes für das Recht und seinen König beraubt hätten. Wollt ihr ihm den Lorbeer entreißen, den ihm vielleicht das Glück nie wieder so herrlich bietet? wollt ihr feindlicher gegen ihn handeln, als selbst diese unsre aufrührischen Gegner? Sie schmücken sein Haupt mit der Bürger- und Heldenkrone, und ihr entzöget sie ihm?

Hier wurde sie zum zweiten Male durch die stürmischen Ausrufungen unterbrochen: Nein! nein! wir wollen alles dransetzen, ihn zu retten! wir wollen seinen Tod rächen, und rächend mit ihm fallen!

So, rief Clementine, so handelt ihr eurer selbst würdig; so bin ich stolz darauf, euer Geschick zu theilen! Schwört mir, daß ihr diesen Gesinnungen treu bleiben, daß ihr, muß es seyn, unsrer guten Sache dies Erdenleben, und alles, was euch dasselbe werth machen könnte, aufopfern wollt! Ich gehe

euch mit meinem Beispele vor, ich thue hier diesen Schwur vor dem Allwissenden, und rufe seinen Zorn auf mich herab, wenn ich wanke und meinem Eide untreu werde!

Dieser Heldenmuth theilte sich augenblicklich Allen mit, und mit erschütternder Feyerlichkeit wiederholten sie den Schwur. Jetzt winkte die Heldin Stillschweigen und wendete sich mit der Verklärung einer Himmlischen an den erstaunten Abgesandten: Ich habe für Euch weiter keine Antwort, mein Herr! sagte sie. Eilet zurück ins Lager, und berichtet als redlicher Mann, was Ihr hier gesehen und gehört habt. — Erschüttert, verwirrt, durchdrungen von der Größe dieser Scenen, vermochte der Hauptmann kein Wort zu erwiedern. Mit ungeheuchelter Ehrfurcht ließ er sich auf ein Knie nieder, küßte die Hand der Gräfin und entfernte sich schweigend.

Langsam und mit heftigem Kampfe in seinem Innern ging er aus der Stadt. Sein ganzes Herz war ihm verwendet, und alles zeigte sich ihm anders, als nur noch vor einigen Stunden. Endlich konnte er nicht anders, er mußte sich selbst zugestehen, so spreche, so leide, so handle man nur für eine

gute Sache; und mit solchen Gesinnungen kam er im Lager an.

Der Marschall, umgeben von seinem Stabe, erwartete ihn mit Ungeduld. Man hatte sich ein längeres Widerstreben kaum als möglich gedacht, und bestürmte den Hauptmann, der schweigend und noch tief bewegt in dem Kreise stand, mit heftigen Fragen. Sericourt fing an treulich zu berichten, was er gesehn und gehört hatte. Durch das Erzählen selbst hob sich seine Seele, und er schilderte nun mit steigender und endlich hinreißender Beredtsamkeit; schilderte mit einem Adel des Gefühls, welcher sich mehr oder weniger allen Anwesenden mittheilen mußte. Und als er endlich an den Schluß der Scene kam, und berichtete, wie sich die Gräfin, gleich einem höhern Wesen, an ihn gewendet und die letzte Entscheidung gegeben habe: da konnte er, alles Bestrebens ungeachtet, die Thränen nicht mehr zurückhalten, die plötzlich aus seinen Augen stürzten.

Die Blicke aller Anwesenden, die bisher fest auf ihn geheftet gewesen waren, senkten sich jetzt zu Boden, und es entstand eine lange Stille, die keiner auch nur durch eine Bewegung zu stören vermochte.

Sericourt, durch diese Wirkung seines Berichts über alle persönlichen Rücksichten erhoben, unterbrach diese Stille zuerst, indem er näher zum Marschall trat, seine Hand männlich faßte, und in die Worte ausbrach: O mein Herr, und Ihr könntet nun noch Euren Gefangenen zum Tode verurtheilen? Nein! fern sey es von Euch, fern von meinem großen General, seinen theuer erkauften, für ewige Zeiten errungenen Ruhm, durch solch eine That zu beflecken! fern, einem Weibe im Adel der Seele, in Größe der Selbstüberwindung nachzustehen! Wahrlich, die Nachwelt müßte sonst, wenn sie Eure Thaten läse, sich zu dem Wunsche vereinigen: Schade, Schade, daß dieser große Mann vor Aubigny nur verwundet wurde, nicht starb! — —

Unaussprechliche Angst um ihren Freund und sein Schicksal, das, wie sie wußte, in diesen Minuten entschieden würde, hatte Rosalien ebenfalls über das erhoben, was gewöhnlichen Anstandes und Herkommens ist. Sie war schon bald nach Sericourts Eintreten in das Zelt, ebenfalls dahin gekommen, und da sie schüchtern beim Eingange verweilt war, nicht

bemerkt worden. Jetzt konnte sie nicht mehr zurückbleiben; sie sank vor ihrem Vater nieder, und rief: Gnade! Gnade!

Hier bemerkte man eine gänzliche Veränderung in dem Gesicht des Marschalls und ein Widerstreben gegen menschlichere Gefühle, das selbst durch sein Gewaltsames ankündigte, wie vorherrschend diese in ihm zu werden anfingen. Indem trat der Aelteste unter den versammleten Offizieren, ein würdiger und von allen verehrter Mann, hervor: Ja, Gnade, sagte er, Gnade für den tapfern Jüngling; Gnade und Freyheit! Aber für mich, und, seh' ich recht, für den größten Theil dieser Versammlung, mehr als das — Verbindung mit ihm und seiner Sache, für welche ich mit Eins mein ganzes Herz erwärmet fühle, und die keine ungerechte seyn kann, da sie solche Vertheidiger findet, während wir von allen Seiten erfahren, daß die meisten der Unsrigen ihre Sache nur durch List, Bedrückung, Lüge und Grausamkeit führen! Wer es meynt, wie ich, der habe auch meinen Muth, vorzutreten, und es frey zu gestehen!

Diese Erklärung verursachte eine allgemeine Ver-

wirrung in der Versammlung, und bey Niemandem eine größere, als bey dem Marschall selbst. Schon schien es, als ob sein Zorn von neuem und desto mächtiger hervorbrechen wollte, als ein Getöse vor dem Zelte alles unterbrach, und man einen Offizier, den la Chatre mit einigen Begleitern gestern auf Kundschaft ausgesandt hatte, eilig hereintreten sah. Der junge Mann war ganz mit Staub bedeckt, und seine Kräfte schienen fast erschöpft. Ich bringe die unerwartetste und verwünschteste Botschaft, begann er. Heinrich ist mit einem Heere in Anzuge, das der Ruf gegen zwanzig tausend Mann angiebt. Er hat Märsche gemacht, als ob er Flügel hätte. Die Wälder haben seinen Zug bisher verdeckt, und da fast diese ganze Gegend ihm ergeben ist, sind alle unsre Kundschafter aufgefangen worden. Jetzt ist er keine halbe Tagereise mehr entfernt. Ich selbst habe von den Anhöhen seinen Vortrab gesehen, der lustig, wie zum Tanz, daherzieht. Ich bin auf Leben und Tod geritten, so schnell nur immer möglich Botschaft zu bringen.

Diese Neuigkeit änderte alles. Der Marschall

stand wenig Augenblicke in düsteres Nachdenken versunken; dann trat er zu jenem alten Offizier, faßte seine Hand und sprach: Ich gebe Euch Recht; Aubigny ist nicht nur von diesem Augenblick an frey, sondern eine Sache, die so vertheidigt wird, und die Freunde, wie ihr seyd, gewinnt, kann keine schlimme seyn. Wer es anders siehet, gestehe es! —

Niemand schien es aber anders zu sehen, vielmehr fielen ihm alle bey, und es muß dahingestellt bleiben, wie vielen Antheil die Annäherung Heinrichs an dieser plötzlichen Aenderung der Gesinnungen bey dem Marschall und mehrern der Andern haben mochte. Da la Chatre keinen Widerspruch, vielmehr ziemlich einmüthige Zustimmung fand, rief er: So lebe denn Heinrich der Vierte, den Gott durch Glück und unerschütterliche Treue der Seinigen als rechtmäßigen König von Frankreich bestätigt! Laßt uns eilen, ihn von unsrer Ergebenheit zu überzeugen! Graf Aubigny mag ihm entgegenfliegen und ihm unsere Huldigungen bringen; ich eile selbst, seine Fesseln zu lösen.

Er eilte auch wirklich zu dem Zelte, worin der gefesselte Graf standhaft und ergeben seinen Tod erwartete, und um so sicherer, als er jetzt den Marschall selbst eintreten sah. Wie erstaunte er daher, als dieser ihn eiligst befreyte, umarmte und von allem benachrichtigte, was indeß vorgefallen war. Entzückt schwang sich der Graf aufs Pferd und rief laut: Er selbst, er selbst kömmt, dieser treuen Stadt zu helfen! Ihn soll ich sehn! ihn selbst! Frieden soll ich bringen allen den Meinen, allen den Seinen!

So stürzte er fort, stieß nach einigen Stunden schon auf den Vortrab Heinrichs, und kam ohngefähr um die Mittagszeit auf die, damals noch mit Wald bewachsenen Anhöhen, die Berry von Orleans scheiden. Hier wurde er auf einmal von dem erfreulichsten Anblick überrascht. Um sein Heer desto muthiger und kräftiger seiner jetzigen Bestimmung zuzuführen, hatte Heinrich unten im Thale Halt machen lassen, und alle, vom Vornehmsten bis zum Geringsten, genossen ein frohes und so reichliches Mahl, als die mäßigen Vorräthe, die herbey zu schaffen gewesen waren, es verstatteten.

Der Graf hielt eine Minute, sich an dem entzückenden Anblick zu weiden. Da ward er einen kleinen Kreis herrlich gekleideter Anführer, die munter und gesprächig in den Reihen umhergingen und überall mit lautem Jubel empfangen wurden, gewahr, und unter ihnen bemerkte er besonders einen sehr schönen jungen Mann, der sich noch vorzüglich durch freundliche Zusprache an alle, und durch einen sehr hohen weißen Federbusch auszeichnete. Das, rief er, ja, das ist mein Herr und König! Das ist der Schmuck, um den sich alle seine Getreuen versammlen sollten! Und bey diesem Ausrufe wallete sein Herz von der stürmischen Freude und dem süßen Erzittern auf, das jeder Gutgesinnte empfindet, wenn er sich einem Herrscher nähert, der ein großer Fürst und zugleich ein wirklich edler Mann ist.

Man bemerkte den Grafen. Er gab ein Zeichen, daß er Jemanden sprechen wolle. Der Offizier des Vorpostens meldete ihn dem Könige. Heinrich, voll lebhafter Freude, rief ihm zu: Willkommen! willkommen, tapfrer Aubigny! Der Graf wollte sich auf das Knie niederlassen, indem er mit innigster

Rührung der Seele in die Worte ausbrach: O mein König, ehe ich Sie sah, war es mein Stolz, für Sie zu sterben: nun wird es zugleich meine Freude seyn. Der König zog ihn an seine Brust, und der tapfere Degen, Crillon, betheuerte mit den possierlichsten Schwüren, er und seine Mutter haben gethan, was sie alle beschäme.

Der König fragte nun bestimmter, was den Grafen zu ihm führe. Durch la Chatres Ueberläufer, sagte er, weiß ich alles, was bis gestern vorgefallen ist; sagt mir also nur, wodurch ihr sobald wieder frey worden, und warum ihr mir entgegengekommen seyd? — Der Graf gab Bescheid, Heinrich hob die Augen gen Himmel und rief: Ich danke dir, o du mein treuer Gott, für diese neue Gnade! Du überhebest mich des Schmerzes, das Blut dieser meiner Kinder zu vergießen! Dann rief er: Jetzt auf! auf, unsern Freunden entgegen, den alten und den neuen! —

Er gab das Zeichen zum Aufbruch und ritt seinem Heere voran. Aubigny rief er an seine Seite. Sie sprachen von den Heldenthaten der letzten Tage —

das war immer das erste Kapitel in Heinrichs Unterhaltung; und die Liebe war gewöhnlich das zweyte. Der König erkundigte sich nach mancherley, was den Marschall betraf, und so wurde auch seiner Tochter gedacht, und jenes zweyte Kapitel war begonnen. Aubigny war viel zu sehr Liebhaber und Franzos, als daß er sich nicht hätte verrathen sollen — eine Entdeckung, worüber Heinrich seine Freude gar nicht bergen mochte.

Der Marschall hatte unterdessen Sericourt an die Gräfin geschickt, sie von der Freyheit ihres Sohnes und von der Gesandtschaft desselben an den König zu benachrichtigen. So viele Zweifel sie anfänglich hatte, so wurden ihr diese doch sämmtlich benommen, und nun bemerkte man erst an den, fast ihrem Leben gefährlichen Wirkungen der Freude, was es ihr gekostet haben würde, den geliebten Sohn aufzuopfern.

Während die Heldin nun Anstalten traf, ihren König würdig zu empfangen, hatte der Marschall seine Truppen versammlet und sie in der eindringlichsten Rede zur Aenderung ihrer Gesinnungen ermuntert, so wie von seiner und seiner Offiziere Entschluß

benachrichtigt. Was seine Beredsamkeit nicht vermochte, wirkte dies Beyspiel und die Nachricht von dem Anrücken des Siegers. Das Volk, das so selten weiß, was es will, und fast niemals, warum es etwas will, das so gern dem nächsten Bedürfniß sich hingiebt, wenn es nur in dem Beyspiel der Angesehenern einen Entschuldigungsgrund geboten bekömmt — das Volk rief nun eben so laut Heil über den König herab, als es noch gestern Verderben über ihn gerufen hatte. Der Marschall ließ nun seine Truppen zwey Reihen formiren, und befahl, so wie der König sich nahe, das Gewehr zu strecken, das Haupt zu entblößen und knieend den Ausspruch seiner Gnade zu erwarten. Er selbst trat, ebenfalls unbewaffnet, an ihre Spitze. Rosalie, in Trauer, mit mehreren Jungfrauen aus der Stadt, mußten dem König entgegengehen.

So wie dieser die Ankommnenden bemerkte, stieg er vom Pferde, erwiederte die Vorbitten Rosaliens aufs liebreichste und mit der heitersten Artigkeit, nahm dann selbst ihren Arm und führte sie so weiter. Jetzt kamen sie zum Marschall, der, gleich seinen Solda-

ten, mit entblößtem Haupte dastand, und, wie diese schon gethan hatten, auf das Knie sinken wollte. Der König empfing ihn in seinen Armen. Marschall, sagte er, wir sind Freunde; ich vergesse alles, außer Eure Reue. Ihr habt Berry rühmlich verwaltet: ich wünsche Orleans wohlzuthun, indem ich auch dies Eurer Verwaltung anvertraue. Und ihr, meine Kinder, rief er laut, indem er sich zu den Truppen wandte und die Arme ihnen entgegenbreitete — steht auf! geschwind steht auf! Wie könnte ein Vater seine Söhne in dieser Stellung vor sich sehn! Auch nimmt sich der Krieger ohne Waffen schlecht aus: hurtig, greift zu, damit wir an diesem schönen Tage alle in unserm besten Schmuck erscheinen! Und jetzt vorwärts, nach der lieben, getreuen Stadt! —

Er nahm nun den Marschall an seine Seite, indem er sich lächelnd an Aubigny wandte: Lieber Graf, wollt Ihr wohl bey dieser schönen Dame nun meine Stelle vertreten? Sucht Euch aber auch hübsch bey ihr beliebt zu machen, daß ich Ehre davon habe!

Jetzt wallete der Zug langsam und unter unaufhörlichem Freudengeschrey beyder Heere der Stadt zu.

Gräfin Clementine sah von der Mauer mit Thränen des Entzückens, was vorging. Sie ging hinab, ließ das Thor öffnen und überreichte die Schlüssel dem nahenden Könige. Dieser eilte aus der Reihe auf sie zu, küßte sie auf die Stirn und rief: Madame, ich weiß keine Belohnung, die Eurer würdig wäre, als den Ruhm, den Ihr Euch selbst erworben habt. Nur um vor Euch nicht ganz arm und undankbar zu erscheinen, übergebe ich Euch die Souverainetät dieser Stadt, die Ihr so muthig vertheidigt habt; und dieser Orden, womit ich Euch hier ziere, kündige Euch aller Welt an als die unsterbliche Heldin von Aubigny.

Mit diesen Worten nahm er sein eigenes Band ab und schmückte die Gräfin damit. Für Euch aber, liebster Graf, fuhr er zu Aubigny fort, für Euch hab' ich nichts, als meine Theilnahme. Sehet mich von heute als Euern Freund, oder, wollt Ihr's, als Euren Vater an! Und damit Ihr sehet, daß es mir damit ein Ernst ist, fange ich auf der Stelle an, Vatersstatt an Euch zu vertreten. Herr Marschall, ich halte für diesen meinen Sohn um Eure Tochter an: werdet Ihr sie mir versagen?

Es bedarf wol nicht hinzugesetzt zu werden, daß la Chatre seine Zustimmung mit Freuden gab, und das liebende Paar eins der glücklichsten ward.

Dieser Tag wird übrigens noch heute als ein Bürgerfest in Aubigny begangen.

IV.

Des Sängers Liebe.

Ein kleiner Roman in Liedern.

Vorrede.

Die ihr freundlich es gabt, beschützet auch, gütige Musen,
Jetzt in feindlicher Welt dieses verweichlichte Kind!
Nicht der derbere Schlag, die frischen, rothwangigen Buben —
Blasse, kränkelnd, doch hold, wachsen den Aeltern an's Herz.

I.

In dem Walde die Nachtigall
Singt Tag und Nacht mit munterm Schall:
Wo hörte Töne man reiner?
Doch wer merkt auf ihren Gesang?
Wer hat dem fleißigen Vöglein Dank?
Nicht Einer! nicht Einer!

Still! dort geht eine Schäferin;
Sie lenkt die Schritte zum Sänger hin,
Und weilt, recht herzig zu hören.
Jetzt beugt die Gerten sie leis zurück,
Und streut, mit dankbar lockendem Blick,
Schön röthelnde Beeren.

Traulich fliegt der Sänger herzu;
Er zirpt und nascht in erquickender Ruh,
Und sieh — er flattert gefangen!
Wie sich nun der Gefangene müht:
Es ist umsonst! sein eigenes Lied
Verrieth sein Verlangen!

2.

Ich sahe, die ich meyne,
Zuerst durch bunte Blumen gehn —
„Unter Blumen kann man alleine
„Am schönsten die schönste Blume sehn!“ —

Nun sah' ich leicht sie wallen
Durch schlanker Birken lichten Wald —
„Am herrlichsten muß gefallen
„Unter schlanken Birken die schlanke Gestalt!“ —

Jetzt sah' ich sie, umgeben
Von schönen Frauen, reich geschmückt —
„Im glanzvoll prangenden Leben
„Sie, glanzvoll prangend, wie nirgends, entzückt!“ —

Da sah' ich, ohne Schimmer
Ein Kind sie still bey Kindern ruhn —
„Das Schönste muß immer und immer
„Das Schönste bleiben“ — dies lernt' ich nun! —

3.

Des innern Lebens Kraft fühl' ich verwehen,
Und ohne Kampf erfüllt sich bald die Pflicht.
Dich darf ich ferner nicht um Liebe flehen:
So fleh' auch du um meine Tage nicht!

Nicht sterben will ich — nein, ach nein: dich sehen,
So lang' mich nur umglänzt des Lebens Licht;
Das ist der Welt und dir ja kein Vergehen —
Doch kann ich pflegen, was mir nichts verspricht?

Sey ruhig! mag mein Fuß am Abgrund stehen —
Du willst die Fessel, die der Tod nur bricht!
Du willst: so will auch ich den Bund gestehen
Nur wo den Brautkranz dir ein Engel flicht.

4.

Sie stehn und klagen
Den rauhen Herbstwind an:
Ich darf's nicht sagen,
Was mir so weh gethan!
Ihr muntres Regen,
(Und heimlich weint sie doch!)
Ihr treulichs Pflegen —
Das macht mich nicht stärker, nur kränker noch!

Ganz nach Verlangen
Möcht' ich an ihrem Mund
Nur Einmal hangen:
Dann würd' ich bald gesund.
Dann wollt' ich wandern,
Ewig von ihr entfernt,
Lassen dem Andern,
Was sein ist, und er nie kennen gelernt!

5.

Das Jahr ist erstorben,
Der Winter kehrt zurück;
Was ich mir erworben,
Mein süßes Himmelsglück,
Kann nimmer wanken!
Stets ruht mir's in Gedanken,
Doch nimmer verräth es mein Wort, mein Blick.

Im lieblichsten Schimmer
Des Frühlings sah' ich sie.
Dein achtet sie nimmer,
Sprach ich; entflieh! entflieh!
Doch mußt' ich wenden,
Mit heiß gefaltnen Händen,
Mich immer nach ihr — sie verlassen nie.

Der Sommer verglühte,
Ich suchte mir mein Grab;
Mit himmlischer Güte
Sie nun die Hand mir gab:

Du bist mir theuer,
Sprach sie; ach, wär ich freyer . . .
Ein Thränchen schlich ihr die Wangen herab.

Jetzt stürmet der Winter:
Ich sehe sie allein.
Der Himmlischen Kinder
Können so fromm nicht seyn
Und frey von Schmerzen —
Wenn uns die vollen Herzen
Nicht schaffen zuweilen manch süße Pein.

6.

Einsam durch den weiten Garten
  Irr' ich traurig her und hin:
Nicht mehr darf ich ihrer warten,
  Der ich ewig eigen bin.

Ueber diesen Fluß herüber
  Winkte noch zuletzt sie mir.
Ach, die Augen gehn mir über:
  Sie ist fort, und ich bin hier?

Schweigt, ihr muntern Nachtigallen,
  Unsre Frühlingszeit ist aus!
Epheu, laß die Zweige fallen:
  Du umrankst ein leeres Haus!

Wenn ein südlich milder Himmel
  Heiter sie umfangen hat,
Reißt der Sorgen bang Gewimmel
  Mich zur engen, düstern Stadt — —

Zieh nun hin! was du besessen,
Mahne nie dich trüb' und schwer:
Ich nur will dich nie vergessen!
Dich vergessen? Nimmermehr! —

7.

Die Erd' erwacht in neuem, jungen Leben.
Es schimmern Farben, Töne ziehn umher;
Durch Wiesengrün sich bunte Blumen weben,
In Himmelblau steigt auf der Vögel Heer;
Ein süßes Schauern macht die Brust erbeben,
Bewegt der laue West das Blüthenmeer;
Es strebt im Weisen kühner der Gedanke,
Und lächelnd wankt am Stabe selbst der Kranke.

Ein hoher Geist, ein schaffender, beweget,
Durchdringt, in Lieb' aufregend, was wir sehn;
Ein hoher Geist, ein schaffender, verpfleget,
Was leben kann und werth ist, zu bestehn;
Was auch das Herz in Freud' und Leid erreget:
In diesem Einen muß es untergehn.
Nicht mir, nicht dir — sein himmlisch Kind zu krönen
Erschuf der Lieb' ein Gott die Welt des Schönen.

Und dir allein begehrtest du die Krone?
Und willst vergehn, weil sie nicht einzig dein?
Hinweg, hinweg von eitler Selbstsucht Throne!
Des Himmels Göttern wage dich zu weihn!

Sey gut: du nimmst das Gute hin zum Lohne!
Den Besten ist das Beste allgemein.
Was wär' nicht dein, kannst du es denkend fassen,
Sein Schönes wünschelos dir lächeln lassen?

A r u j a.*)

*) Die Fabel zum Theil nach einem alten Volkshistörchen.

In Damas lebte ein schon etwas bejahrter Kaufmann mit Namen *Banu*. Der Mann besaß das kostbarste Waarenlager, das reizendste Landgut, und die schönste Frau in der ganzen Stadt. Die Stadt ließ sich das gefallen, denn man kaufte in seinem Gewölbe stets die neuesten Moden, fand auf seinem Gute stets offene Tafel, und ward von seiner Frau stets angenehm unterhalten.

Der Mann hatte viele Freunde, und sogar die Frau viele Freundinnen. *Sein* schönster Genuß war, jene an seinem Vermögen Theil nehmen zu lassen, und *ihr* schönster Genuß, die Launen dieser freygebig zu befriedigen. So vermehrten sich die Einen wie die Andern zusehends. Aber Banu's Reichthum vermehrte sich eben darum keineswegs; und da er vom glänzenden Leben dennoch nicht lassen konnte, so gerieth er endlich dahin, daß das reizende Landgut verloren ging, das kostbare Waarenlager nachfolgte, und ihm nichts blieb, als die schöne *Aruja*,

seine Frau. Die Freunde und Freundinnen waren nämlich ebenfalls ihres Weges gegangen; und die, denen er aufs bloße Wort Vorschüsse gethan, am weitesten. Holete er diese dennoch ein, so erstaunten sie, wie er sich so irren könne, leugneten die Schuld ab, und schworen wol auch dazu, wenn er's verlangte. Das beugte den guten Banu so tief — so tief, als es kaum die ungewohnte Dürftigkeit that; und es ist gar kein Wunder, daß er von Kränkung, Kummer und Sorgen endlich aufs Krankenlager sank.

Auf diesem Lager hat man gemeiniglich Zeit und Geneigtheit nachzudenken; nur daß es damit, was die Zeit anlangt, zu spät, und was die Geneigtheit betrifft, nicht von Dauer zu seyn pflegt. Banu dachte auch nach; endlich glaubt' ers gefunden zu haben, und rief die schöne Aruja zu sich. Liebstes Kind, sagte er, wir dürfen noch nicht verzweifeln. Eben erinnere ich mich, daß mir ja der weise Danischmend tausend Goldzechinen schuldig ist. O gewiß, der leugnet nicht wie die Andern! Aber, damit wir ihn nach Möglichkeit schonen: geh du selbst zu ihm, Liebchen, und stell' es ihm recht sittig und

so höflich vor, wie du gewohnt bist! Nicht wahr, meine gute Frau? —

Die Schöne nahm ihren Schleyer und ging zu Danischmenden, den sie in einem sehr eleganten Studierzimmer fand. Er kam ihr mit salbungsvoller Gemüthlichkeit entgegen, nöthigte sie auf die Ottomane, und fragte nach ihrem Anliegen. Großer Lehrer der Welt und edler Freund unsers Hauses, begann Aruja, indem sie den Schleyer zurückschlug; ich bin die Frau des Kaufmanns Banu. Er grüßt dich schönstens und wünscht dir alles Heil und Wohlergehn — Und nun brachte sie ihre Wörtchen so artig, so wenig beschämend und selbst so beschämt vor, daß der Weise sie mit keinem Laut unterbrach, ja noch starr hinhorchte, als das liebenswürdige Weib längst zu Ende war und mit niedergeschlagenem Blick seine Antwort still erwartete.

Endlich besann sich der weise Mann, und sagte mit lächelnder Milde: Tausend Zechinen wünschest du, schöne Freundin? Mit Vergnügen! Nicht, als ob ich sie deinem alten Herrn schuldig wäre, sondern um mich für diesen zutraulichen Besuch dankbar zu beweisen. Ja, bey meinem Leben schwör' ich: machst

du mich öfter so glücklich, dann folgt auch diese Summe öfter. Und jetzt . .

Ja, jetzt — fuhr die schöne Aruja höchst entrüstet auf — jetzt zurück, du trügerischer, ehrvergeßner Heuchler! Und bötest du mir alle Schätze Aegyptens: du würdest meine Treue nicht wankend machen. Bezahle deine Schuld —

Meine Schuld? Unverschämte! trat jetzt der Weise gebieterisch vor sie hin. Meine Schuld? Womit beweisest du sie? Ein Almosen würd' ich deinem Manne schicken, wenn es nicht thöricht wär', einen Verschwender zu unterstützen, oder auch es dem Weisen ziemte, sich von weibisch schwächlichem Mitleid gängeln zu lassen! — Hiermit verließ er das Zimmer und warf die Thür ziemlich unsanft hinter sich zu.

Das arme Weib schwankte nach Hause. Nicht wahr, das ist ein ganz andrer Mann, als jene Schurken, die sich Freunde nannten? rief ihr Banu entgegen. Der Himmel segne ihn, daß er jetzt, in der Stunde der Noth, uns nicht verläßt! — Hier stürzten der schönen Aruja die Thränen aus den Augen; doch faßte sie sich bald genug, den Gemal nicht

tiefer zu verwunden, als mit dem Bericht: auch Er leugne die alte Schuld ab.

Und gleichwol wirkte schon dies auf den guten Banu heftig genug. Der Elende! rief er. Was hab' ich nicht alles für ihn gethan; und was hätt' ich nicht gern noch mehr gethan? Meine ganze Habe hätt' ich ihm anvertraut! mein Leben und meine Frau dazu! — Und so ging's eine feine Weile fort. Aber was nun? setzte er hernach von neuem an. Diese Niederträchtigkeit ihm ruhig hingehen lassen? Nimmermehr! Er soll zur Rechenschaft gezogen, er soll überführt — beschämt soll er werden! O liebstes Weib, geh' zum Kadi! Das ist gar ein strenger Richter — ein geschworner Feind aller Ungerechtigkeiten. Erzähl' ihm unsre Geschichte: gewiß, gewiß, er wird gerührt werden; er wird uns Recht schaffen! —

Die Schöne nahm ihren Schleyer und ging zum Kadi, den sie in einem sehr angefüllten Audienzzimmer fand. Bescheiden zog sie sich zurück; aber ihr zierlicher Wuchs und edler Anstand machten, daß sie sogleich bemerkt wurde. Der Kadi gehörte unter die gebornen Freunde des schönen Geschlechts; und noch jetzt in seinen alten Tagen konnte ihn schon eine hüb=

sche Schuhspitze bis ins tiefste Herz verwunden. Er winkte der schönen Aruja gnadenvoll, und als sie sich schüchtern nahete, fand er für anständiger, ihr Gesuch nicht vor so vielen Ohren, sondern in seinem Kabinette zu vernehmen; wohin er sie denn auch mit aller Würde geleitete.

Hier mußte sie sich niederlassen, und, um bequemer zu sprechen, den Schleyer zurückschlagen. Aber kaum war das geschehen, als der alte Herr gänzlich zu verlieren schien, was man an ihm Kopf nannte. Mechanisch rief er aus: Du hast Recht, liebliche Rose! durchaus Recht, himmlische Lilie! Aber wovon ist die Rede?

Aruja, die noch gar nichts vorgetragen hatte, brachte nun ihre Klagen gegen Danischmend an, und bat den Kadi, sich mit seinem Ansehen dreinzulegen, damit ihr Mann die tausend Zechinen bekäme. Ganz gewiß! unterbrach sie der Kadi heftig. Nichts ist gerechter, und nie bin ich so gern gerecht gewesen. Der boshafte Heuchler zahlt, oder es soll ihm noch ganz anders eingebrockt werden! Aber, süße Himmelsblume, was zahlst denn du? mir nämlich? Umsonst ist wol der Tod, aber nirgends die Gerechtig-

keit! Eine Lieb' ist der andern werth, und eine Hand wäscht die andere — —

Hier brach das arme Weibchen wieder in helle Thränen aus. O Himmel, rief sie; giebt's denn gar keine Tugend mehr unter den Männern? machen sich selbst die kein Bedenken, auf Abwege zu leiten, die sie zu strafen verpflichtet sind? — Der alte Herr suchte vergebens ihre Thränen zu trocknen; und da er selbst dies auf eine Art that, die sich von ihm nichts Gutes versehen ließ, so eilte Aruja mit zerrißnem Herzen davon, und nach Hause.

Nichtwahr, das ist ein strenger, rechtlicher Mann, der alte Kadi? rief ihr Banu entgegen. Der Himmel stärk' ihn in den Bestrebungen seines Alters, da er uns jetzt beystehet, und nicht die Person ansieht! — Kaum konnte das junge Weib hier an sich halten; sie that es aber doch so weit, daß sie nur gestand, er habe ihr Hülfe versagt.

Was? Hülfe versagt? rief Banu sehr heftig. Der Schleicher! Für was ist er da, und für was wird er bezahlt? — Und so ging's noch eine feine Weile fort. Hernach begann er von neuem: Und damit wär' die Sache zu Ende? Nimmermehr! das muß

der Statthalter wissen. O liebstes Weib, geh' zu ihm! Ich hab' ihm oft kostbare Stoffe auf Credit verkauft und er hat in seinem Leben nicht bezahlt: nun, desto bereitwilliger wird er seyn, sich unsrer anzunehmen, jetzt, da wir's brauchen, und ihn doch nicht mahnen — was ohnehin vergeblich wäre! —

Die Schöne nahm ihren Schleyer und ging zum Statthalter. Schüchtern und zitternd trat sie ins prachtvolle Vorzimmer. Einige junge Laffen von Bedienten schossen vorüber und würdigten sie keiner Anrede. Endlich kam ein älterer, der sie mit kennerischem Streifblick maß, und sich dann freundlich mit der Frage an sie wandte: ob sie den Herrn Gouverneur zu sprechen wünsche? Und kaum hatte Aruja ihr Ja gelispelt, als er sie mit großer Höflichkeit durch die Reihe Prunkzimmer führte, ihr unter Weges Muth einsprach und rieth, nur recht zutraulich ihr ganzes Herz vor seinem Gebieter auszuschütten; endlich sie in das letzte Zimmerchen treten ließ, eine höflichergebne Geste machte, abging, und die Thür leise zudrückte.

Das junge Weibchen besahe sich eben das wunderschöne Kabinet: erst die mit blaßgelbem Sammet

überdeckten Sopha's, dann die rosenfarbnen Gardinen, die ein zauberisches Helldunkel verbreiteten, nun die ausländischen Blumen, die einen süßberauschenden Wohlgeruch aushauchten; da öffnete sich plötzlich eine Tapetenthür, und der Statthalter, im geschmackvollen Negligee, trat herein.

Mit verbindlichem Entgegenkommen nöthigte er sie zu sitzen und sich des genirenden Schleyers zu entledigen. Aruja, die über beydes nun Erfahrungen gesammlet hatte, weigerte sich bescheiden, vermochte aber doch seinem artigen Eindringen nicht zu widerstehen. Er bekannte ihr nun mit schmeichelhaftem Lächeln, in seinem Leben solch eine pikante Schönheit nicht gesehn zu haben; und da er ihr furchtsames Erröthen bemerkte, setzte er gleich die beruhigenden Fragen hinzu: wer sie sey, und womit er ihr dienen könne?

Gnädigster Herr, erwiderte Aruja mit rührender Aengstlichkeit; ich bin die Frau des Kaufmanns Banu, der einigemal die Ehre gehabt hat, Ihnen Stoffe zu verkaufen —

O, den kenn' ich recht gut! fiel er ein. Ein wackrer Mann, den ich sehr schätze! — Und was für

ein glücklicher, beneidenswerther Mann! setzte er verbindlich hinzu.

Mitleidswerth, wollen Sie sagen, gnädigster Herr! nahm Aruja das Wort wieder; und nun erzählte sie mit schönstem Anstand ihres Gatten Unglück und ihr gegenwärtiges Anliegen.

Der Statthalter schien zwar etwas zerstreuet während der Erzählung, doch blieb sein Auge, nicht ohne Theilnahme, auf der Erzählerin haften, und kaum hatte sie geendigt, als er ihr auf's Wort versicherte, der Danischmend müsse zahlen und der alte Schelm von Kadi eine ungeheure Nase bekommen. Aber freylich — setzte er lächelnd hinzu — freylich rechne ich auch auf einige Erkenntlichkeit . . .

O, fiel Aruja schnell ein — mein ganzes Leben hindurch werd' ich Ihre Gnade nie vergessen!

Nein, nein, unterbrach er sie noch schneller; das verlang' ich gar nicht! Wer der Welt Lauf kennet, hält sich an den Moment, und giebt dann gelassen auf, was, seiner Natur nach, nur für den Moment geeignet ist. Ich meyne nämlich so, schönstes Frauchen . . .

Und nun wollte er diese abgezogene Maxime

so anziehend anwenden, daß das treue Weib vom Glück zu sagen hatte, als es ihr durch eine schnelle Wendung gelang, ihm zu entschlüpfen. Sie flohe, wie von bösen Geistern gejagt, durch alle Zimmer, zum Palast hinaus, und in ihr sicheres Haus, zum sehnsüchtig harrenden Gemal.

Nun endlich haben wir doch unsern Zweck erreicht? rief ihr dieser entgegen. Der Statthalter — o, alle Zeitungen sind voll von Beweisen seiner Popularität und Menschenliebe. Heil dem Lande, das unter solcher Regentschaft steht! — Ach, erwiderte Aruja, erhitze dich nicht in Lobpreisungen; auch ihn rührt unser Unglück nicht! auch er will uns nicht beystehn!

Kaum waren diese Worte über ihre Lippen gegangen, so brach Banu in die heftigsten Declamationen gegen die Menschheit, ihr Verderbniß und bodenloses Versinken aus. Die gute Frau störte ihn nicht, sondern knüpfelte indeß schweigend am Schürzenbande. Wie er aber immer wieder von vorn anfing, da dachte sie: Es ist wol gut, daß sich die Männer bey drängendem Unglück keifend aufregen, aber es ist doch noch besser, daß die Weiber in sol-

chem Fall auf neue Hülfsmittel sinnen. Sie machte sich also, während eines Hustens ihres Gemals, leise davon, und saß nun still und nachdenkend auf ihrem Zimmerchen.

Nach einer Weile wurden ihre Augen lebhafter, ein Zug von Schälkeley schlich sich um den Mund, die Brust hob sich schneller, und der Mittelfinger der rechten Hand stieg allmählich bis zum Kinn, wo er eine Ruhestätte nahm. Das heißt denn: sie hatt' es!

Sie hatt' es auch wirklich, und erhob sich langsam und ernsthaft. Nein! sagte sie; das ist zu gefährlich. Zwar würden meines Mannes Vertrauen und der Ausgang mich rechtfertigen, aber dennoch... Besser, ich schweige, dulde, und verachte jene niedrigen Seelen! — Besser? unterbrach sie sich lebhafter; macht denn nicht eben das die Bösen in der Welt so mächtig, daß die Guten entweder furchtsam ihnen nicht entgegen zu treten wagen, oder in verachtendem Selbstgefühl sich zurückziehn? Der Böse pocht auf diese Furchtsamkeit, er lacht dieser Verachtung, und wird nur schlimmer durch beydes. Nein, ich will sie in ihren eigenen Schlingen fangen; will damit meinen Mann retten, meiner weiblichen Ehre

genugthun, und zugleich mein ganzes Geschlecht an ihnen rächen!

So sprach sie, und ging zurück zu dem ehrlichen Banu, der eben, weil er vom Declamiren weder Athem noch Kraft mehr hatte, leicht zu bearbeiten war. Ihren Anschlag sagte sie ihm nicht, sondern nur, daß sie einen habe, und daß Er, im Vertrauen auf sie, ruhig das Ende abwarten möge. Mache, was du willst, entgegnete Banu matt; ich kenne dich, mein kluges, mein rechtschaffnes Weib, und verlasse mich ganz auf dich. —

Die feine Aruja hatte, wie jede feine Frau, auch eine feine Magd. Dalla hieß die Magd. Diese bekam nun alle Hände voll zu thun, und den Kopf auch. Erst mußte sie ihre Dame nach Möglichkeit putzen helfen; hernach, als diese ausgegangen war, hatte sie das ganze weite, schöne Haus — das Banu'n, wie einem italienischen Großen, von allem Reichthum allein geblieben war — zu raupern, zu fegen, und gewisse, ihr besonders angezeigte Zimmerchen aufzuschmücken; ja während dieser Arbeit mußte sie noch ihre Rolle genauer einstudiren —

wenn sie anders nicht obendrein noch eigene Privatangelegenheiten im Kopf' und Herzen trug.

Schön, wie die Frühlingsrose, niedlich, wie ein Perlhühnchen, und gewandt, wie die Wasserschwalbe, schlüpfte Aruja ins Haus des weisen Danischmend, und ließ sich bey ihm melden. Der Lehrer der Welt, der nicht wußte, was er von der Sache denken sollte, empfing sie mit der steifen Würde, die auch andere Leute in gleichem Fall anzunehmen pflegen. Aruja that, als bemerke sie das nicht, sondern setzte sich mit kindlicher Schämigkeit auf die bewußte Ottomane und schlug freywillig den Schleyer zurück. Danischmendens Antlitz veränderte sich, und die Schöne begann: Großer Lehrer der Welt, ich wage es noch einmal, dich um die tausend Zechinen zu bitten, die mein Mann dir wirklich geliehen hat, solltest du auch, den Kopf voll höherer Dinge, es aus der Acht gelassen haben. Du wolltest diese Summe zahlen, wenn ich — besinn' ich mich recht — deiner Gefälligkeit nicht allzustörrig entgegenkäme. Verzeihe meiner Unerfahrenheit, daß ich im ersten Schrecken mir, wer weiß was alles, dachte, und daß ich mich deswegen so kindisch und unziemlich gegen

dich benahm. Ich habe nun ruhiger den Fall erwogen; ich begreife ja — du wirst meine Ehre, wirst meinen und meines guten Mannes Ruf schonen . . .

Beste, das versteht sich! unterbrach sie der Weltweise, und schmunzelte, wie ein Kätzchen, das Braten riecht. Ehre, siehst du — Ehre ist die gute Meynung, die Andere von uns haben; guter Ruf aber ist die ins allgemeine Geschwätz gleichsam zerlassene Ehre: wenn man mithin, was man thut, so anordnet, daß Andere davon keine Notiz bekommen, so bleibt alles, wie es steht und liegt, und jedes Geschehene ist ungeschehn. Es kömmt dazu, daß denkenden Personen, wie wir beyde sind, nichts ungeziemend scheinen kann, was natürlich ist: was aber — sage selbst — was ist natürlicher, als daß ein Mann mit gesunden Sinnen ein so liebenswürdiges Weib liebenswürdig findet, das junge Weibchen aber, besonders wenn das blinde Schicksal sie in die Arme eines alternden Gemals geführt hat, dem süßen Zuge folgt, der nicht nur alles auf Erden, sondern selbst die himmlischen Körper hält und leitet? Nimm nun noch in Obacht, daß dein Mann auf jeden Fall dabey g e w i n n t! Von den tausend Zechi-

nen will ich nicht einmal sprechen: aber ganz gewiß wird deine Gutherzigkeit ihm, während solch einer kleinen Episode, desto freundlicher begegnen, ihn desto besser pflegen und warten . . .

Auf jeden Fall, nahm Aruja das Wort, weil sie vor Beschämung nicht weiter hören konnte — auf jeden Fall wird sich über alles das, dächt' ich, in meinem einsamen Zimmerchen diese Nacht wol noch besser schwatzen lassen . . .

O gewiß! ganz gewiß! fiel der Weise hitzig ein. Diese Nacht also? und zwar . . .?

Und zwar, versetzte Arüja mit brennenden Wangen — wenn du Schlag zwölf Uhr am Hinterpförtchen unsers Hauses leise klopfen willst. Eine treue Sklavin — Dalla heißt sie — wird dich erwarten, wird dich behutsam in mein Zimmerchen führen.

Danischmend war entzückt und verlangte auf der Stelle einen Kuß zum Aufgelde. Die Schöne setzte diesen dran, da es nun einmal nicht anders seyn wollte, und entwand sich dann schnell seinen sennigen Armen. Der Weise aber bereitete sich auf die beglückende Nacht vor, indem er, während der Lectüre

erotischer Dichter, sich salben ließ und allerhand Feinheiten indischer Tafeln genoß.

Aruja war indessen, um wieder Athem zu schöpfen, einige Straßen langsam durchwandelt. Jetzt kam sie an das Haus des Kadi, und schlüpfte hinein.

Der Kadi hatte eben die Audienz geschlossen; desto weniger fiel es auf, daß er die Verspätete mit sich in das bewußte Kabinet nahm. Ach, hochweiser Herr, begann Aruja bescheidentlich; ich habe, seit ich Euch verlassen, keine Minute Ruhe gehabt vor ängstlichen Zweifeln, und zwar vor patriotischen. Ihr seyd der Mann, der Recht und Gerechtigkeit vertheilt: wenn aber dies bloß in Strenge gehandhabet wird, so muß es nicht selten, wie ich mein Lebetage gehört habe, in drückende Härte, ja wol gar in schreiende Ungerechtigkeit ausarten. Woher soll aber dem Richter, der denn doch ein Mensch bleibt, und auch ein Mann — woher soll ihm Milde kommen, wenn sich nicht das Geschlecht vermittelnd dreinlegt, das ja hauptsächlich zur Erhaltung der Milde und Freundlichkeit da ist?

Das weiß der liebe Gott, rief der alte Kadi, daß du hier ein großes und wahres Wort gesagt

hast! O fahre fort, süße Wunderblume! Dein Ton ist gut, deine Materie schön, und du bist beydes!

Und sie fuhr fort, und beyde Theile trenneten sich hernach — mit einander und mit sich selbst sehr wohl zufrieden; Aruja aber nahm das Versprechen mit, daß der alte Knabe in dieser Nacht Schlag Ein Uhr leise klopfen und sich von der treuen Dalla schweigend geleiten lassen wolle.

Während der Mann der Gerechtigkeit sich seiner Freude überließ und stärkende Mittel genoß, war die schöne Aruja schon im Vorzimmer des Statthalters.

Ey, Ey, schönes Weibchen, redete sie jener ältliche Bediente an, und wedelte mit dem Zeigefinger — Sie haben vorhin einer großen Uebereilung sich schuldig gemacht! Ohne Zweifel soll diese jetzt repariret werden? Nun, in dieser Zuversicht ermangele ich nicht, die nochmalige Introduction zu wagen —

Mit diesen Worten führete er sie wieder in das rosenbeleuchtete Kabinet.

Aruja that, als wolle sie sich vor dem mächtigen Statthalter reumüthig auf ein Knie niederlassen:

mit vornehmkalter Herablassung fing dieser sie aber auf, indem er sagte: Nicht also! Vor dem großen Propheten soll man knieen; nicht aber vor Menschen! — Was führt dich zurück, junge Frau?

Gnädigster Herr, erwiderte Aruja; das Gefühl führt mich zurück, ich habe mit meiner kindischen Furcht Sie beleidigt . . .

Setze dich doch, schönes Kind! unterbrach sie der Gouverneur, schon etwas freundlicher. Aruja gehorchte, indem sie fortfuhr:

Ihre Huld ließ mich Gerechtigkeit gegen jene beyden Männer hoffen —

Gerechtigkeit, nahm Er das Wort wieder; Gerechtigkeit findet jedermann vor meinem Richterstuhl. Laß deinen Mann in gehöriger Form klagend einkommen; wenn der Reihe der Klagen nach die seinige folgt — was schon in den nächsten Jahren geschehen kann — so werd' ich die rechtliche Untersuchung gehörig verhängen; die Beklagten mögen sich dann in den geziemlichen Fristen vertheidigen; dein Mann, wenn er kann, ihre Vertheidigungen widerlegen: so wird die Sache durch alle Instanzen in bester Ordnung geführt, und es läßt sich hoffen, sie

werde nach zehn bis zwölf Jahren zum entscheidenden Spruch gedeihen.

O Himmel! rief Aruja; dann ist mein Gemal längst vor Mangel, und ich bin vor Gram gestorben!

Das sollte mir leid thun: aber es ist das der gewöhnliche Gang der Justiz! erwiderte der Statthalter.

Und läßt sich dieser Gang nicht beschleunigen? fragte Aruja erröthend.

Mein Kind, antwortete der Statthalter bedeutend; es läßt sich jeder gewöhnliche Gang beschleunigen, wenn man sich gegenseitig die Hand bietet!

Hier ist die meinige! sagte Aruja, indem sie zitternd die Hand hinreichte und das erblassende Antlitz lieblich zur Seite wandte.

Der Statthalter zog die gebotene Hand lebhaft an seine Lippen, und nun schien alles beym Gleichen, bis die gewandte Frau nochmals vor ihm aufs Knie sank, und in die Worte ausbrach: O Herr, haben Sie Nachsicht mit einem unerfahrnen Kinde, das hier, umgeben von tausend verschüchternden Gegenständen, nur wie ein bebendes Lamm in Ihren Arm sinken würde — —

Der erfahrne Weltmann, der selbst im Rausche über seine Genüsse zu klügeln verstand, um sie ganz vollständig auszukosten — hörte ziemlich gelassen zu, überschlug das Plus, welches ihn in Aruja's Hause erwarte, und wurde nun eben dahin gebracht, wohin der Weltweise und der Justizpfleger gebracht waren, so daß er das Weibchen mit der Zusage entließ, Schlag zwey Uhr am Hinterpförtchen leise zu klopfen und sich der Leitung der treuen Dalla vertrauensvoll zu überlassen.

O Mahomet, seufzete Aruja aus frommer Seele, da sie aus dem Palast des Statthalters trat; großer Prophet, erfahrner Kenner des weiblichen Herzens, und Beschützer aller gläubigen Frauen! siehe gnädig herab von deiner himmlischen Wohnung auf mich und meine Wege, aber auch auf meine Absichten und meine Gesinnungen dabey! und findest du mein Herz rein, meine Zwecke lauter: dann stehe mir bey, daß jenes gerechtfertigt und diese erreicht werden. Amen! —

Dieser herzinnigliche Seufzer verfehlte die Wirkung nicht, die dergleichen auf weibliche Seelen im-

mer zu haben pflegen: er erleichterte, erquickte, und stärkte zu dem kitzlichen Vorhaben.

So kam die Schöne nach Hause, versicherte sich nochmals des Vertrauens ihres Eheherrn, und half nun der treuen Dalla drey von einander beträchtlich entfernte Zimmerchen, mit kleinen Kabinets, niedlich aufputzen, Erfrischungen aller Art aufsetzen, und alles vorbereiten, um ihre Gäste aufs schmeichelhafteste zu empfangen. Jetzt warf sie sich in ein zierlich sittsames Negligee, setzte sich in das eine jener Zimmerchen, und strickte Borden — eine sehr einförmige Arbeit, wobey man sich aber desto bequemer sammeln und zweckmäßig umstimmen kann.

Schlag zwölf Uhr klopfte der weise Danischmend. Dalla öffnete, er trat ins Zimmer, die treue Sklavin folgte und hatte schon den Beutel mit den tausend Zechinen in Empfang genommen. Aruja nahm freundlich lächelnd die schönen Phrasen des Herrn an, und warf nur flüchtig hin, er möge ja leise sprechen, weil ihr guter Mann in so hellen Mondnächten zuweilen an Schlaflosigkeit leide. Die Sklavin bot nun Erfrischungen, und Aruja knüpfte ein Gespräch über die Rechtlichkeit dieser Zusammenkunft an. Da-

nischmend, der hier zu disputiren und Gewissensscrupel zu beschwichtigen bekam, war in seinem Elemente. Ein halbes Stündchen verging; dann erst wurden die Declamationen des weisen Mannes dringender, und er schoß seitwärts giftige Blicke auf die treue Dalla, die nicht weichen und wanken wollte.

Mit Einemmale brach Aruja erschrocken mitten im Worte ab: „St! was war das? ging's nicht draußen?“ Augenblicklich flog Dalla hinaus, augenblicklich kam sie wieder. Der Herr kömmt! der Herr kömmt! rief sie. Er wär' schon da, wenn ich nicht erschrocken gethan, und mit einer Wendung sein Licht ausgewedelt hätte. Hier ist es: ich hab' ihn gebeten zu warten, bis ich's bey Ihnen angebrannt habe, damit er sich nicht stoße!

Aruja war aufgesprungen und rang die Hände, Danischmend fluchte, und wollte wissen, was zu thun sey? Die Schöne vermehrte sein Schrecken und sein Mitleid durch das Geständniß: das wisse sie nicht, sondern nur, daß sie Zeitlebens elend durch ihn sey. Indem zischelte Dalla: Geschwind, edler Herr, in das Kabinet! Sie schließen ab — wendete sie sich zu ihrer Gebieterin — und nehmen den Schlüssel zu

sich; und Sie — fuhr sie zu Danischmenden fort — warten da draußen mäuschenstill, bis wir wieder öffnen! — Bey diesen Worten hatte sie den vor Ueberraschung verdutzten Herrn hinausgeschoben, die Thür ward verschlossen, der Schlüssel abgezogen, und Aruja ging mit der gewandten Sklavin tief erseufzend hinaus — hinaus in das zweyte der aufgeputzten Zimmerchen, während der redliche Banu ganz fest auf dem Ohre lag und von eingehenden Schuldposten träumte.

Sie hatten hohe Zeit, die beyden Frauenzimmer; denn kaum hatte Aruja ein Weilchen nach dem heiligen, keuschen Mond geblickt, so war's Ein Uhr, und Papa Kadi klopfte.

Diesen empfing Aruja viel heiterer, weil sie weniger von ihm zu befürchten hatte. Sie ließ ihn seine veralteten Galanterien hersagen, und warf im flüchtigen Gespräch hin, daß sie morgen ihren Bruder aus Cairo erwarte, worüber sie denn ganz erstaunt fröhlich sey. Der alte Herr machte seine Gratulation zur hoffentlich glücklichen Ankunft des Herrn Bruders, und wurde hierauf in eine Auseinandersetzung des Prozeßganges gegen den hartnäckigen Da=

nischmend verwickelt, wobey er sich nach Belieben breit und wichtig machen konnte, so daß ihm ein halb Stündchen verflog, er wußte selbst nicht, wie.

Auf einmal brach die Dame erschrocken mitten im Wort ab: Was war das? hörtest du nicht Geräusch im Hofe, Dalla? Geschwind, sieh' nach! — Dalla flog athemlos hinaus und athemlos wieder herein. Himmel! rief sie — Ihr Herr Bruder liebt die Mondnächte, und ist die jetzige durchreiset. Alleweile schleicht er hinauf zu Ihrem Gemal, ihn leise zu wecken. Er will sich den Spaß machen, Sie zu überraschen —

Aruja war aufgesprungen und rang die Hände; der Kadi schimpfte, und versprach, sein Ansehn zu gebrauchen. Ach, rief Aruja; was hilft das mir? meine Ehre! mein guter Ruf! mein zärtlicher Mann! mein geliebter Bruder! — Haben Sie doch Erbarmen! rief Dalla. Zum Henker, ich hab' ja welches! antwortete der Kadi. Nun, so entspringen Sie in dies Kabinet, fuhr jene fort; wir schließen ab, nehmen den Schlüssel zu uns — lassen die Herren kom-

men — werden müde — sie gehen — wir öffnen — und Ihnen geschieht dann nach Verdienst! — Aber laßt mich nur nicht zu lange stecken! seufzte der überraschte Kadi, als schon die Thür hinter ihm zugeklappt und der Schlüssel abgezogen wurde.

Nun ging der Weg ins dritte Zimmerchen. Aruja las einige Blätter in einem epischen Gedicht — das dritte weibliche Mittel, sich ernsthaft für seine eigenen Angelegenheiten zu sammeln; darüber ward's zwey, und der Herr Gouverneur stand am Hinterpförtchen.

Bey seinem Eintritt war denn doch dem listigen Weibchen nicht wohl zu Muthe. Er war viel erfahrner, als der Gelehrte, viel gewandter, als der Richter, viel besonnener, als sie beyde. Die Schüchternheit, womit Aruja ihn empfing, war nicht erkünstelt, und erfreuete ihn um desto mehr. Er schonte sie, einer schönen Gradation zu genießen; nahm von den Erfrischungen, die Dalla bot, und schwätzte von allerley, witzig und schmeichelnd, bis endlich die treue Sklavin, auf einen geheimen Wink von ihm, oder

vielmehr auf einen Seitenblick ihrer Gebieterin, sich entfernte.

Jetzt wurde er beziehungsreicher und Aruja ängstlicher. Er fragte zärtlich, warum sie so schüchtern sey? Ach, sagte sie; ich kann mich noch immer nicht ganz von dem Schrecken erholen, das ich vorhin gehabt habe. Was für ein Schrecken, liebstes Weibchen? fuhr er theilnehmend fort. Mein Mann, mein guter, armer Mann, erwiderte sie, ist verwichnen Abend spät von einem ungestümen Gläubiger gröblich beleidigt worden, und hat sich an ihm vergangen. Der Mann ist wüthend davon geeilt, und hat sich hoch und theuer vermessen, den Kadi zu holen. Ach, wenn er nur nicht Wort hält! — Er wird ja nicht, liebstes Kind! fuhr der Statthalter fort. Er wird ja wenigstens diese Nacht nicht! Und morgen früh nehm' ich den weisen Danischmend in die Kur: der zahlt, dein Mann kann den Grobian befriedigen, und . . . Was ist denn das für ein Lärm? unterbrach der Gouverneur sich selbst.

Man hörte nämlich ein Paarmal derb an die

Hausthür schlagen, und jetzt stürzte Dalla herein. Welch ein Unglück! welch ein rabenschwarzes, halsabwürgendes Unglück! rief sie. Der grobe Tschertscheswar ist zurückgekommen, hat den alten Kadi — den verstockten, dort von der großen Moskee-Straße, und ein Paar meilenlange Helfershelfer mitgebracht; der Herr ist aus dem Bett' entwischt, hat sich versteckt, Niemand weiß, wo? und sie thun nun Haussuchung nach ihm — Ich bin des Todes! rief Aruja. Verwünschter Streich! rief der Gouverneur. Der alte Griesgram darf mich hier nicht finden. Wohin führt diese Thür? — Eben nach dem Gange, wo sie herkommen! sagte Dalla. Und diese da? fragte jener. Nach einem kleinen Kabinet! war die Antwort. „Hat es noch einen Ausgang?" — „Ja, auf die Gallerie." — Gut; ich trete hinein, sagte der Statthalter. Schließ' du hier ab, liebstes Frauchen! Wenn sie dies Zimmer durchsucht haben, gieb ihnen erst falsche Schlüssel, daß sie eine Weile klappern: indessen kann ich unbemerkt dort hinausschlüpfen; und kommen sie dann hinaus, bin ich schon wieder hier. Jetzt aber geschwind den andern Schlüssel zu jener Thür! — Hier! hier! rief Aruja, und gab ihm ei-

nen falschen. Er trat hinaus, sie schloß hinter ihm ab, und ging nun zu ihrem Gemal, ihm alles treulich zu berichten.

Dem guten Banu war denn doch nicht wohl bey der Sache. Er rieb sich die Hände, er rieb sich den Bart, er rieb sich sogar die Stirn; aber Aruja bezog sich auf seine Zusage, und versprach, wenn er nur noch wenige Stunden sich gedulden wolle, den glorreichsten Ausgang der Sache herbeyzuführen. Denn, beschloß sie, wir leben, dem Himmel sey's gedankt, unter der Regierung Sultan Manu's, des weisen, des gerechten, des menschenfreundlichen, der jeden hört, und jedem hilft, der Hülfe verdient. — —

Sultan Manu saß auf seinem hohen Thron, neben ihm stand sein alter Vertrauter und Vezier, vor ihm hatten sich aus allen Völkern seines Reichs versammelt, die Gehör wünschten. Eben hielt er mit mächtiger Stimme die gewöhnliche Anrede, voll strengen Ernstes und herrlicher Sentenzen, als Aruja demüthig in den Audienzsaal schlich, und zitternd in

der Entfernung stehen blieb. Der Sultan, der sich noch guter Augen erfreuete, gewahrete sie alsbald, und da er ein Punktum in der Rede zu halten bekam, wendete er sich seitab zum Vezier und flüsterte ihm zu: Sieh' das schöne Weib! laß sie zuerst an meinen Thron treten! Und nun fuhr er mit erhabener Stimme im Zusammenhange fort.

Jetzt riefen die Herolde: Herbey, herbey, herbey, zum Stellvertreter des Propheten! Aber hütet euch, sein tonwägendes Ohr mit Lug, sein nierenprüfendes Auge mit Trug täuschen zu wollen! — Eine feyerliche Stille erfolgte, und der Vezier winkte der schönen Aruja, sich zu nahen.

Sie ließ sich auf den Stufen des Throns knieend nieder, und empfing den Befehl, zu sprechen, im möglichst sanften Ton.

Großmächtigster Beherrscher der Welt, begann sie; möge der Himmel deine Tage Jahrhunderte lang fristen! Willst du dein Ohr gnädig deiner Magd zu-

neigen, so wirst du von ihr eine sehr seltsame Geschichte vernehmen.

Sprich nur, erwiderte der Monarch; ich fühle mich vollkommen disponirt, dir zuzuhören.

Ich bin die Frau des Kaufmanns Banu, nahm Aruja das Wort wieder; er hat das Glück, dein Unterthan zu seyn, und wohnt in dieser deiner Hauptstadt. Er hatte vor einigen Jahren dem weisen Danischmend tausend Zechinen geliehen, und dieser leugnete die Schuld ab. Ich ging zu ihm, machte ihm die beweglichsten Vorstellungen: er blieb dabey, er werde sich einer Schuld gegen uns nimmer erinnern, wenn ich nicht gewissen sträflichen Wünschen, die er äußerte, entgegenkommen wolle. Ich beklagte mich beym Kadi über diese Bosheit, und der Kadi versprach mir Gerechtigkeit, doch nur unter derselben entehrenden Bedingung. Ich wendete mich an den Gouverneur dieser deiner Hauptstadt und klagte über beyde: ich fand ihn gerade so gesinnet, wie sie — —

Sultan Manu schüttelte das weise Haupt, erhob

warnend den Zeigefinger, und wendete ein Weilchen das Auge von der schönen Klägerin ab, um mit Pathos sagen zu können: Wache über deine Worte! Deine Geschichte kann ich nicht glauben. Ein Weiser sollte seine ersten Verpflichtungen nicht wissen? ein Rechtspfleger pflichtvergessen sich selbst nur pflegen wollen? mein Statthalter in der Stunde der Prüfung so wenig Stand halten?

Beherrscher der Gläubigen, erwiderte Aruja mit einem Sprachton, der einen tiefen Seufzer aus der Brust des Sultans lockte; wenn du deine arme, bekümmerte Magd keines Zutrauens würdigest — worüber sie nur in der Stille weinen mag — so wird doch deine Gerechtigkeit die ganz unverwerflichen Zeugen abhören, die sie für die Wahrheit ihrer Aussage darstellen kann.

Wo sind deine Zeugen? erwiderte der Sultan. Ich wiederhole, daß ich dir gern Recht und viel Gnade beweisen möchte.

Meine Zeugen sind in meinem Hause; antwor-

tete Aruja. Es sind ihrer drey. Jeder ist in einem besondern, wohlverschlossenen Zimmer. Hier sind die Schlüssel dazu. Sende hin, und laß die Männer holen.

Der Sultan bedachte sich einen Augenblick und entschied dann: Nicht also, junges Weib! Wir wollen ein Uebriges an dir thun, und, falls deine Sache sich nachtheilig wendete, dir wenigstens die öffentliche Beschämung ersparen. Zu dem Ende werden wir auf unserm Spazierritt, gleich nach Beendigung dieser Geschäfte, mit unserm getreuen Vezier in deinem Hause erscheinen, und dort versuchen, was sich thun läßt. Damit aber keine Verabredung und dergleichen statt finde, zur Kränkung des Rechts und des Gesetzes: so verweile du indeß hier an der Seite unsers Throns, schweigend und unsrer Huld gewärtig.

Die Sachen wurden heute recht hübsch schnell abgemacht, obschon Sultan Manu das nierenprüfende Auge noch öfter auf die wartende Schöne seitwärts, als auf die Parteyen vorwärts richtete. Der Spazierritt verzog sich diesmal auch nicht lange, und ehe

man sichs versahe, waren Sultan Manu und sein treuer Vezier in Banu's Hause.

Vezier, sagte der Sultan, nimm die empfangenen drey Schlüssel, laß die wohlverwahreten Zeugen einzeln in diesen Saal führen, und verhöre sie genau — wobey du dich nicht zu übereilen brauchst: wir wollen, das Wahre desto sicherer zu ergründen, in diesem Nebenzimmer alles mitanhören und dann das Urtheil sprechen. Begleite uns, schöne Aruja!

Großer Beherrscher der Welt, nahm Aruja das Wort, wird deine Huld mir Unwürdigen noch eine einzige, kleine Gunst zur Vollendung deines weisen und gerechten Entschlusses gewähren?

Sie sey dir gewährt, erwiderte der Monarch.

So verstatte, daß in demselben Nebenzimmer dieser mein redlicher, treugeliebter Gemal den Ausgang mit uns vernehme. Es muß ihm, das Wahre sicher zu ergründen, so wichtig seyn, als dir und mir.

Sultan Manu stutzte erst ein wenig; dann malte sich auf seinem königlichen Antlitz Scherz über sich selbst, Wohlgefallen an der Gewandtheit des schönen Weibes, und Achtung gegen ihre Treue, in schöner Mischung. Mit dieser Miene und mit der ihm zurückkehrenden Würde im Ton, sprach er: Es sey! und Aruja folgte ihm nun, am Arme des Gemals, durch die Seitenthür.

Das Verhör war kurz: wie hätte Einer der Angeklagten auch nur wagen sollen, vor dem mächtigen Vezier die Wahrheit zu verbergen, die, wie sie wol sahen, nun so leicht herauszubringen war!

Sultan Manu trat hervor mit dem treuen Paare. Lehrer der Welt, entschied er, du lehrest — Richter der Stadt, du richtest — Gouverneur, du gouvernirst fortan nur dich selbst! Weil Wir aber, unsrer Menschlichkeit uns wohl bewußt, eure übrige Strafe möglichst mildern wollen: so befehlen Wir euch, daß jeder nur noch tausend Zechinen diesem unsern lieben getreuen Banu in den Schoos schütte. Ihr seyd

reich und könnt sie missen: er ist arm und kann sie brauchen.

Hier sanken Aruja und Banu zu seinen Füßen; er aber reichte beyden die Hände, und sprach mit hoher Würde: Auf meinem goldnen Thron' beneid' ich euch. Was ich besitze, was die Welt anstaunt, ist doch nur Weg zum Glück: Glück selbst ist treue Liebe! —

VI.

Kleine Gemälde nach der Natur.

Selbst das Bekannteste schaut gern in dem Bilde der
Mensch.

1.

Wir hatten den guten Vater, so frisch und heiter er auch gewöhnlich war, doch seit Jahren nicht in dem Maße belebt und fröhlich gesehn, als heute, an seinem ein und sechzigsten Geburtstage.

Am Morgen hatte jedes dargebracht, womit es ihm seine Theilnahme bezeigen wollte. Schwester Laurette stach uns alle aus; und indem sie, dies bemerkend, sich bis zum Uebermuth glücklich fühlte, ward sie eben dadurch nur noch liebenswürdiger und schlug uns desto sicherer aus dem Felde. Der Vater ging dann aufs Comptoir, wovon ihn nicht leicht etwas abhielt, und bestellte nur noch, daß alle Mitglieder des Hauses den Mittag bey ihm bleiben und viel gute Laune mitbringen möchten.

Das geschahe denn auch: wir hiel ein äußerst frohes Mahl. Als wir aufstanden, nahm der Vater meinen Freund in ein Fenster allein.

Lieber Hermann — redete er ihn leise und liebreich an; alles ist diesen Mittag von Herzen froh gewesen, bis auf Einen — bis auf Sie: wie kommt das?

Hermann wollte leugnen, der Vater unterbrach ihn: Glauben Sie denn, daß ich mich in ein und sechzig Jahren nicht ein wenig habe auf Gesichter verstehen lernen? oder daß ich weniger auf Sie achte, weil Sie ganz unten an der Tafel sitzen? oder daß ich Ihnen einen Vorwurf machen will? —

Aufmerksam gemacht zu werden, man habe das Leid der Seinen nicht mitempfunden, beschämt und verhärtet; aufmerksam gemacht zu werden, man habe an ihren Freuden nicht theilgenommen, erschreckt und erweicht. So ging es Hermann. Der Vater bemerkte es, und zugleich, daß Einige aus der Gesellschaft auf ihn achteten. Er rief also mir zu: Laß anspannen, Julius! ich möcht' ein Stündchen in die freye Luft!

Der Wagen kam. Der Vater begann: Heut' ist Mittwoch — also keine Hamburger Post: da haben Sie am besten Zeit, Herr Hermann; wollen Sie mich begleiten?

Nehmen Sie mich nicht auch mit, Väterchen? fragte Laurette.

„Du hast doch wol noch für die Gesellschaft heut Abend zuzuschicken, liebes Kind! Morgen, wenn du willst!“ —

Die beyden Männer stiegen ein. Hermann bemühete sich, den Vater zu unterhalten: dieser ließ ihn schwatzen, bis sie in den schönen, stillen Birkenwald kamen. Fahre hier langsam! rief er dem Kutscher zu. Und Sie, junger Herr — wendete er sich plötzlich an Hermann — jetzt gebeichtet: wo klemmt's? wo fehlt's?

Aus dem, was Hermann erwiderte und nicht erwiderte, fand Papa Grund, ihn nach einer Weile mit der Behauptung zu erschrecken: Sie lieben! Nun, ist denn das ein Unglück?

Für mich — ja!

Wie so?

Sie haben mich als einen armen Knaben in die Stadt genommen: Niemand weiß besser, als Sie, daß ich noch eben so arm bin.

Und was weiter? O junger Herr, ich dächte, das Schicksal rückte es uns eben jetzt näher als je

vor die Augen, wie unsicher alles ist, was Glück genannt wird!

Aber meine Geliebte ist sehr reich — oder vielmehr: die Ihrigen sind es. —

Das ist freylich für den armen Mann oft schwer zu tragen. Sie hat also noch Aeltern?

Den Vater.

Was ist das für ein Mann?

O der beste, der gütigste, der . . .

Aha! So so! fiel Papa ein, und blickte eine Weile summend zum Wagen hinaus. Dann fuhr er fort: Nun, das Mädchen selbst: werden Sie wieder geliebt?

Ganz gleichgültig bin ich ihr nicht. Aber geliebt — nein, das zu seyn darf ich nicht hoffen . . .

Und warum suchen Sie nicht da erst gewiß zu werden?

Wie könnt' ich das anders, als wenn ich sie ganz zu gewinnen trachtete? Und würde sie nicht unglücklich, durch mich unglücklich, wenn ich ihr Herz an mich gerissen hätte, und ihre Hand würde mir versagt?

Das ist brav gedacht — sehr brav, mein lieber

Hermann! sagte der Vater ernsthaft, und legte seine linke mit starkem Nachdruck auf Hermanns rechte Hand.

Indem rief der Kutscher: Befehlen Sie, daß ich in den Gasthof fahre?

Ja freylich, war die Antwort. Wir wollen den Kaffee da trinken. —

Es demüthigt uns weit mehr, (und mit Grund,) wenn der, dem wir Geständnisse thun, sich stören läßt, als wenn er gar nicht drauf achtet. Hermanns schon aufglimmende Hoffnung wurde schmerzlich darnieder geschlagen. Und daß der Vater sich, wie gewöhnlich, in die Gesellschaft mischte, und auf dem Rückwege den Faden eines weitläufigen Geschäftsgesprächs gerade bis an die Hausthüre auszog, ohne auch nur ein Wörtchen, nur eine Beziehung auf die vorige Unterhaltung anzubringen: das drückte den armen Liebhaber vollends ganz zu Boden, und er fand sich fast beleidigt, als ihm beym Scheiden zugerufen wurde: Und kommen Sie den Abend nicht zu spät! und hübsch vergnügt! — —

Weder diesen Abend, noch in den nächsten acht Tagen fiel das Geringste vor, was mit jener Scene

in Verbindung zu stehen schien. Das lastete schwer auf meinem Freunde, und Laurettens ungestörte Heiterkeit konnte seine Bürde wol am allerwenigsten erleichtern. Aber die Anrede Papa's am neunten Tage schlug vollends alles darnieder.

Lieber Hermann, sagte er nämlich; Sie kennen meine Geschäfte mit dem Hause R. in Paris. Es steht bedenklich um diese Herrn. Ich wünschte da schnell zu retten, was noch zu retten ist. Durch fremde Mittelspersonen wird mir die Sache zu weitläuftig. Wie, wenn Sie die Reise dahin machten, und mir die Angelegenheit so gut führten, als sich's thun lassen will? — Und als nun die ganze Sache ausführlich durchgesprochen und auch berichtigt war, daß Hermann schon morgen früh abreisen sollte, setzte der Vater sogar noch hinzu: Gewiß wird die angenehme Reise, und die bunteste Stadt der Welt, Sie auch wieder aufheitern und — zerstreuen.

Hermann erwiderte kein Wort, schloß sich in sein Zimmer, besorgte seine Angelegenheiten, ließ sich den Abend entschuldigen, daß er nicht zu Tische komme, und bat durch mich bey allen, ihm den Abschied zu erlassen — was denn Papa alles recht gut

fand. So ritt mein Hermann vor Sonnen=Aufgang still und traurig davon. Laurette war diesen Tag ernsthafter und zerstreueter, als gewöhnlich; da aber hernach der Vater selbst, weit mehr als sonst, sich darum bekümmerte, daß sie oft in Gesellschaft kam, an allerhand Lustpartien theilnahm, und stets andere Gesichter sahe: so schien sich das bald zu verlieren. Wenigstens ich, ich achtzehnjähriger Flüchtling, fand sie ganz, wie ehedem.

2.

So verging der Rest des Frühlings und der ganze Sommer. Der Frühherbst — diese Jahreszeit, die uns Deutschen so vorzüglich wohlwill und wohlthut, vielleicht weil sie mit uns selbst die meiste Aehnlichkeit hat — der Frühherbst kam, und zeigte sich so schön, als jemals. Da begann der Vater eines Tages:

Kinder, ihr wißt, daß ich dies Jahr meine gewöhnliche Brunnenreise unterlassen habe, weil ich mich wohl befand. Jetzt ist mir doch, als hätte ichs nicht thun sollen. Und da noch Zeit ist, wo nicht

zum Brunnen, doch zur Reise: so, dächt' ich, machten wir uns noch auf.

Wie — fiel Laurette ein; das heißt, ich auch mit?

Ja freylich, antwortete der Vater. Du hast mich so verwöhnt, daß ich mir einbilde, ohne dich nicht mehr ganz froh seyn zu können.

Laurette wendete das mit einem neckenden Einfall von sich ab, während eine schöne Perle in ihrem Auge glänzte.

Und wohin soll's denn gehen? fragte sie hernach.

Nach Frankfurt.

Nach Frankfurt: da sind wir ja erst vor vier Jahren gewesen!

Das wol; es ist aber doch einmal eine der angenehmsten Reisen, die man im Vaterlande machen kann, und dann möcht' ich auch meine Schwester noch einmal sehen. Sie wird sehr schwächlich.

Nun freylich! sagte Laurette etwas kleinlaut.

Vielleicht, fuhr der Vater fort, können wir unsern Hermann dort empfangen und mit zurücknehmen.

Hermann? Hermann? riefen wir alle, bis auf Lauretten, die dem Vater schweigend mit einem durchdringenden Blick ins Auge sahe.

Sein Geschäft ist zu Ende, fuhr Papa in ungestörtem Gleichmuth fort. Ich hab' ihm angeboten, länger in Paris zu bleiben: er will aber nicht. Nach diesem seinem Briefe macht er sich nächstens auf.

Der Vater erzählte nun, wie gut Hermann jene Angelegenheit geführt habe; Laurette las jedes Wort von den Lippen, und schien Hermann's Lob mit noch mehr Genuß zu empfangen, als wenn es ihr eigenes gewesen wäre. Doch sagte sie kein Wort, und wurde nur ein kleines Weilchen ernsthaft, hernach aber desto muthwilliger. Endlich fragte der Vater:

Hab' ich euch denn schon gesagt, daß nun auch Louis wieder in Frankfurt ist?

Ja, Sie haben! erwiderte Laurette kurz. Louis war nämlich meiner Tante Stiefsohn.

Er soll ein geschickter, liebenswürdiger Mensch geworden seyn, schreibt mir die Mutter.

Die Mutter — nun ja! fiel Laurette ein. Und der Vater beschloß: ich hoffe, wir werden ihn auch so finden! —

3.

Wir reiseten, wir kamen an, wir unterhielten uns angenehm. Laurette allein hatte zuweilen Launen, und war gegen Gewohnheit zurückhaltend. Vetter Louis hatte genug Selbstgenügsamkeit aus Dijon mitgebracht, um dies, einstimmig mit der ehrlichen Tante, sehr zu seinen Gunsten auszulegen. Er ward etwas zudringlich: da gab's ziemlich bestimmte Erklärungen, und nach diesen gab es eine lange, ernsthafte Unterhaltung mit Papa, deren Resultat ich nur vernahm:

„Sie haben recht, liebster Vater: Louis ist ein hübscher, munterer, galanter Mann geworden; aber ich habe auch Recht: in der Gesellschaft würd' ich mich recht angenehm bey ihm befinden, in der Ehe aber sehr schlecht. Er unterhält, er amüsirt mich: aber ich kann ihn nicht hochachten. Und hochachten, sogar aus Hochachtung ein wenig scheuen, muß ich den Mann, dem ich mich ergeben soll; sonst – ich kann Ihnen das nicht so recht sagen, wie ich's empfinde, aber . . . ich würde mich gewissermaßen beschämt fühlen, ich würde bey gewissem Geschwätz der Welt nicht gleichgültig bleiben können, ich würde vielleicht

gar zu Thorheiten geneigt werden . . . kurz, wie gesagt, es ginge schlecht!“

Was du da sagst, genügt mir vollkommen, und ich werde die Sache nie wieder erwähnen, beschloß der Vater. —

Hermann hatte kurz vor seiner Abreise von Paris noch Hindernisse gefunden; statt seiner kam ein Brief, der dies ankündigte. Der Vater war verdrüßlich, Laurette hatte am Morgen trübe Augen, die Freude im Hause war durch jenes Resultat ebenfalls gestört: da beschloß der Vater abzureisen, die Rheingegenden mit uns zu besehen, und Hermann, falls er einträfe, nach Eisenach zu bescheiden. —

Die Gegenden am Rhein blüheten damals noch üppig vom Segen des Friedens; Traulichkeit und Frohsinn, Freymuth und Wohlstand wohneten unter seinem schirmenden Dach. Leben und leben lassen, war allgemeiner Wahlspruch; gut, leicht und froh seyn, der Sinn der Bewohner dieser glücklichen Ländchen; ruhig schaffen, mild gewähren, frisch genießen, ihr Thun. So fanden wir den Vornehmen, den Geistlichen, den Bürger, den Bauer. Furcht hatte der Unterthan so wenig vor dem Fürsten, als

der Fürst vor dem Unterthan. Unser Herr ist gut, darum folgen wir ihm gern, sagte der Letztere; meine Unterthanen sind treu, darum beschränk' ich sie wenig, sagte der Erstere. Gastfreyheit und Liberalität herrschten überall. Man horchte gern auf das Neue, blieb aber dem bewährten Alten getreu. Viel wahre Religiosität fand sich bey keckem Urtheil oder gewohntem Mechanismus in der Religion; viel philosophischer Geist bey wenigem Philosophiren; ein sicherer, tiefer Blick bey flüchtigem Raisonnement. Die Künste blüheten ohne große Theoretiker; sie wurden reichlich unterstützt, ohne Aufheben, und schön in das tägliche Leben verwebt, ohne beträchtliche Bildungsanstalten. Wir hätten sehr milzsüchtige oder sehr böse Menschen seyn müssen, wenn uns, dies alles zu bemerken und darin mitzuleben, nicht überaus glücklich gemacht hätte.

4.

Hermann war den Abend vor uns in Eisenach eingetroffen. Einsam, schwärmerisch, gern in der Vorzeit lebend, hatte er dem Wunsche nicht wider=

stehen können, die Nacht auf jener erhabenen Stätte zuzubringen, die jedem Deutschen wenigstens eben so heilig seyn sollte, als dem Griechen der Hain zu Dodona, auch nachdem diesem hier, wie uns dort, die Götterstimmen verklungen waren, oder doch, nachdem diese von ihm, wie jene jetzt von uns, nicht mehr befragt wurden.

Das Kunstgetriebe der großen Welt hebt nur leichte Lasten vom Herzen: schwerere drängt es desto tiefer zurück, drückt sie desto fester ein. Das hatte auch Hermann erfahren. Jetzt stieg er, als die Sonne gesunken war, hinauf, zwischen mächtigen Buchen und freundlichen Birken, zur Wartburg. Der Abend war schön und lau. Unten im Thal lag schon alles mit weißem Nebel zugedeckt, und nur einzelne Felsenstücken drängten aus diesem ihre ernsten Häupter hervor, die nun vom Mondlichte sanft angelächelt wurden. Bloß die Burg selbst und ein Theil des Mädelsteins standen noch röthlich beleuchtet. Hermann verweilete bey diesem Anblick, und flüsterte sich selbst zu: du treues Bild meiner Vergangenheit und Gegenwart! dort zeigst du mir meine Kindheit, in meiner Seele fast untergegangen, bis auf einzelne,

ernste Scenen, die nun aus stiller Ferne der Erinnerung so mild angestralt werden; und hier meine Gegenwart, mein mühsames Emporklimmen nach einem schroffen Ziele! Doch ist ja auch dies Ziel sichergestellt und glänzt schön aus dem Dunkel! Und als er eben durch diese Worte sich selbst erheben wollte, waren die letzten Schimmer des Abends verblichen, und die Burg lag still, kalt, schwarz, und wie drohend, nahe vor ihm.

Ein heftiger Schmerz schnitt ihn bey diesem Anblick durchs Herz, doch bekämpfte er ihn und strafte sich über seinen Bilderdienst. Indem kam der Kastellan, der ihn freundlich empfing und gern zu beherbergen versprach. —

Der Morgen ergrauete. Das ganze große Thal war in Duft gehüllt, und Nebel ließen auch nur erst nach manchem Kampfe die Stralen der aufgehenden Sonne durchbrechen. Kaum rissen sich aber diese hindurch, so sanken jene und entflohen; und jetzt stieg bald dieser und jener Theil des heitern Thals, bald aber auch auf Augenblicke das Ganze, wie ein grünendes Eiland aus wogendem Meere hervor. Nur ganz unten und fern, da wo die Menschen woh-

nen und ihre Sorgen und ihr Wankelmuth, nur da erzeugten sich neue Nebelhüllen: aber sie waren leichter, als die von oben waltenden, und zogen nur überhin, und schatteten nur zarter ab, worüber sie hinzogen.

Diese bedeutungsvollen Bilder des Erdenlebens, der vom herrlichen Hellthal festgehaltene Blick, und die Erinnerung, daß hier, eben hier, Luther, ein Mensch, wie er, volle Heiterkeit und Kraft gewann, Europa zu wecken, geistig neu zu gestalten, und eine Welt von Gegnern herauszufordern: — dies erhob Hermanns Gemüth weit über alles Zweifeln und Sorgen und Kümmern. Heitern Muths besuchte er nun jede, durch große Seelen und große Thaten der Vorzeit heilige Stelle; und als er mit dem Saale der Minnesänger beschloß, konnte er sogar nicht unterlassen, laut in das Lied einzustimmen, das eben hier der mannhafte Hans Hadloub vor sechshundert Jahren gesungen hatte:

Wie fern ich von der Schönen fahr,
Ich hab einen Boten, der schnell zu ihr geht:
Den send ich alle Morgen dar
Zu ihr, und auch manchen Abend spät:

Es ist mein Sinn,

Der fährt zu ihr, wie fern ich bin.

5.

Hermann machte sich nun auf, nach der Stadt zurückzugehn; da wollte er noch auf dem Wege der heiligen Elisabeth an ihrem Brunnen sein Morgenopfer darbringen. Er war noch nicht weit, als er aus der Tiefe eine Gesellschaft Städter nach demselben Wunderquell heraufsteigen sah. Es war ihm gar nicht recht, und er beschloß, sich jetzt nur den Ort zu besehen, die eigentliche Wallfahrt aber für ein andermal zu sparen.

Die Gesellschaft, die früher angelangt war, hatte sich um den Brunnen gelagert. Auf dem Rande desselben saß eine weibliche Gestalt, die still in den hellen Wasserspiegel blickte, und mit scherzhaftem Lächeln leichten Wohlgefallens auf das horchte, was einer der Gelagerten aus einem kleinen Buche vorlas.

Und zwar las man des lachenden Musäus schelmische Melechsala, worin bekanntlich auch die

Geschichte der heiligen Elisabeth, und dieses ihres Brunnens, des glänzenden Centralpunktes ihrer Mildthätigkeit, anmuthig berichtet wird. Der Vorleser gab eben die Stelle zum besten, wo die fromme Landgräfin wieder einige Laiblein Weizenbrots, benebst dem Abhub der Tafel, contreband gemacht, alles in ein sauberes Körbchen gesammlet, es unter dem Schürzchen wohl verborgen hat, und nun mit der Spende, dem hartherzigen Ehegemal zu entschlüpfen, durch das versteckte Felsenpförtchen, dort den gekrümmten Burgweg hinab, ihren magern Gästen entgegenwandelt. Da konnte es die Gesellschaft nicht lassen, die Blicke, als komme die fromme Lisbeth eben wieder herab, nach diesem Burgwege zu richten. Indem unterbrach ein lauter Schrey den Vorleser, der Schrey ward oben erwidert, der Vorleser schrie mit, und alles sprang auf in Freude und Jubel. Es verstehet sich: die Gesellschaft waren wir, und Hermann war das Echo.

Nach den ersten Ergießungen bestand der Vater darauf, die angefangene Morgenandacht fortzusetzen. Wir werden Hermann künftig noch oft genug zur Hand haben, sagte er; nicht aber den Brunnen der

heiligen Elisabeth. Man that ihm den Willen; Papa setzte sein Pfeifchen, ich meine Melechsala fort, die Gesellschaft genoß aus Laurettens Körbchen einiges Nahrhafte zu dem Erfreulichen, und diese nahm ihr Plätzchen an der einen Seite des Brunnens wieder ein, während Hermann an der entgegengesetzten Posto faßte.

Ich ließ den Soldan Othman, den Scheik Kiamel, den verkappten Bostangi nach Möglichkeit hervortreten: ich weiß aber nicht, ob jene beyden Leutchen viel von ihnen vernommen haben. Sie sahen einander lächelnd an, und da sie bemerkten, dies sey geschehen, schlugen sie die Augen verlegen nieder. Was konnten sie nun aber dafür, daß sich jetzt die Blicke im krystallenen Wasserspiegel wieder begegneten, und hier, unbelauscht, und durch das untheilnehmende Element dreister gemacht, ihr unschuldiges Freudenspiel kühner fortsetzten? — —

Die wenigen Tage unsers Aufenthalts in der friedlichen Stadt und in ihren paradiesischen Umgebungen verflogen uns, wie Stunden; und keines konnte mehr zu sich selbst kommen, als eben nöthig ist, um eine schöne Gegenwart recht auszukosten.

Jetzt wollten wir fort. Da wendete sich Papa an mich und Schwester Lauretten: Kinder, ich habe für euch einen Miethwagen bis Gotha bestellt. Ich will gern mit Hermann unsre Geschäftssachen ruhig durchsprechen. Ihr hättet dabey Langeweile. Fahrt also nur immer vorauf! — Unser Protestiren war vergebens; die Wagen kamen, wir mußten vorn weg.

Ich kann eben nicht rühmen, daß mich Laurette auf dieser Fahrt vorzüglich unterhalten hätte. Der Rest der Rückreise bot ebenfalls nichts dar, das hier zu erzählen wäre. Der gute Hermann versank sogar zuweilen wieder in seine schwermüthige Laune, was mir von gar nicht guter Vorbedeutung schien.

6.

Wir kamen zurück, und wurden in unserm Hause sehr freudig empfangen, vornämlich von Herrn Luchs. Dieser war seit langer Zeit Buchhalter in meines Vaters Diensten gewesen, seit kurzem aber zum Compagnon erhoben worden, weil er wirklich ein geschickter, gewerbslustiger, treuer Mann war. Wir

jungen Leute konnten ihn jedoch niemals leiden, um seines ewigen Schleichens, Krittelns, Knauserns und Belferns willen. Selbst der Vater nannte ihn im Scherz nur ein personificirtes Rechenexempel; das nahm auch Herr Luchs gar nicht übel, sondern setzte nur lächelnd hinzu: Aber das Exempel ist richtig! —

Daß er diesmal so belebt und freudig erschien, hatte weit weniger unsre Ankunft zum Grunde, als die, seines lieben Sohnes, der vor etwa acht Jahren, lockerer Streiche wegen, in ein fremdes Handlungshaus gebracht worden war, und daselbst mit Gesundheit, und Geistes- und Lebenskraft so reich hausgehalten hatte, daß er sich jetzt gefallen ließ, mit den kümmerlichen Ueberresten irgend ein liebenswürdiges und reiches Mädchen zu beglücken. Sein Vater war entzückt über diesen großmüthigen Entschluß, und wollte nun desto eiliger betreiben, was schon längst im Hinterhalte der öden Stelle, die er sein Herz nannte, geschlummert haben mochte. Das war denn nicht mehr und nicht weniger, als: Traugottchen sollte in allen jenen Beziehungen durch Laurettens Hand zufriedengestellt werden.

Mein Vater ließ es, nach alter Sitte, an Fa-

milientagen gern etwas hoch hergehn. Auch jetzt hatte er schon früher ein tüchtiges Empfangsfest bestellt, wozu alle Mitglieder und Freunde des Hauses eingeladen waren, und das noch durch eine ganz besondere Vorrichtung beziehungsreich werden sollte.

Indem wir nämlich beym fröhlichen Desert saßen, bemerkte Eins, der Garten sey unvermerkt erleuchtet worden. Alles eilte herzu, alles eilte hinab. Schäkernde Leuchtkugeln lockten die Gesellschaft nach und nach an das Ende der Hauptallee, wo ein weitgespreitetes Gerüste stand, das seine Bestimmung noch nicht klärlich verrathen wollte.

Der gute Hermann, der sich über Tische, aus Schüchternheit nicht zu Lauretten, und aus Delicatesse gegen diese neben die älteste Tante gesetzt hatte, erfuhr hier, wie das Gute sich selbst belohnt. Die Tante schlug höflichst seinen Arm aus, weil die Kühle der Abendluft ihren alten Magenhusten reizen würde, und Laurette wußte es nun, auf einem der tausend Schleichwege, die einem Mädchen in solchen Fällen immer offen stehen, zu erreichen, daß sie, bey aller Unbefangenheit, ohne Begleiter blieb, und der blöde

Schäfer sie nun, da alles fort war, wol geleiten mußte.

Beyde fanden für gut, etwas langsamer als die andere Gesellschaft zu wandern, und fanden diese eben vor jenem Gerüste versammlet. Kaum war Laurette herzugetreten, als ihr der muntere Vater eine Fackel reichte, und sie anwies, damit, auf den Stufen des Altars, das Opfer anzuzünden. Das geschahe, und aus der Opferflamme flogen zwey Stralen hinauf an die Enden des Baues, und entzündeten, an dem einen, ein gewaltiges H, an dem andern, ein gleiches L. Nachdem diese sich eine feine Weile in rothsprühendem Feuer gezeigt hatten, vereinigten sie sich in Eine große Flamme, die nun vielgestaltig und stilllodernd gen Himmel schlug, und nach und nach kleinere, ihr ähnliche ausströmte, welche dann lustig flackernd um sie her spielten.

Die Idee, sollt' ich meynen, wäre faßlich genug gewesen; aber das Faßlichste wird nur allzuoft am wenigsten gefaßt, weil uns das Suchen weit mehr erfreuet, als das Gefundene. Alles war drüber her, die Scene, als wäre sie ein Werk eines Helden oder Poeten, von weitem her zu erklären und abzuleiten:

jeder aber erklärte, wie eben in jenen Fällen auch zu geschehen pflegt, nur sich selbst in das Werk hinein.

Der Troß hielt sich hier — wie auch dort — nur an das Gemeinste. „H. L. heißt, Hoch lebe! und damit gut! und es gehet uns hübsch alle an — alle in gleichem Maße!“ — Andere vertieften sich mehr ins Besondere.

Bedenken Sie, sagte der idealisirende Oberpfarrer, daß eben meine liebe Pathe das Werk entzündete, und daß die Buchstaben lateinisch sind! die Sache bekömmt eine gewichtige Duplicität, wenn wir sie erklären, mit: Haec lucet — Sie leuchtet — durch die Fackel nämlich und zugleich durch sich selbst; oder auch, mit: Haec luceat — Sie möge glänzen — was ich ihr schon gewünscht habe, als ich sie zur Taufe hielt!

Mit Verlaub, Ihro Hochwürden, erwiderte der ganz reale Bürgermeister; ich finde das etwas gekünstelt, und liebe das Natürliche. Ich behaupte, es heißt: Hic limen — hier ist die Grenze, hier ist's aus — mit der Illumination nämlich! und sehen

Sie, es brennet auch keine einzige Lampe weiter hinterwärts! —

Hoffnung und Liebe, zischelte Traugottchen seinem Herrn Vater zu; und dieser entgegnete ihm: Sey doch kein Hasenfuß: ich habe ja noch nichts von dir angebracht! Begreife doch: H. ist der Familienname und L. der meinige; es heißt also so viel, als was wir sonst schreiben: H. und Compagnie.

Mein Vater stand zufällig bey ihm, lachte ihm ins Gesicht, und wendete sich an Hermann und Lauretten: „Und wie erklärt ihr's denn?“ — Diese sehr freundlich ausgesprochene Frage, der liebreich neckende Blick, und das ängstlich verlegene Stillschweigen der Gefragten, ließen Herrn Luchs plötzlich ein Licht aufgehen, das stark um sich griff und ihm mörderlich den Busen brannte. Er rückte die Nase etwas höher, sog die Luft, wie nach Witterung, stärker ein, hüstelte, stieß sein liebes Kind an den Aermel, und zog es leise, mit großem Bedenken, bey Seite.

7.

Am Morgen erhielt Laurette durch mich ein gewisses Briefchen. Ich wußte, was in dem Briefchen stand; und als sie das nun auch wußte, drückte sie das Blatt an ihre Lippen, flog entzückt auf mich zu, warf sich an meine Brust, und schwatzte viel Verworrenes. Es war aber doch gar leicht zu verstehen.

Endlich kam's zu der leisen, verschämten Frage: Und wann wird wol der gute Vater allein seyn?

Für ihn, meynst du? fragte ich zurück, und bekam den Mund zugehalten, doch so, daß ich unbeschwert hinzusetzen konnte: das hab' ich eben recht gescheidt abzupassen! Ist's heute nicht, so ist's morgen!

Sie sahe mich erschrocken an. Nur ruhig! fuhr ich fort. Bloß das rechte Stündchen abgepaßt und nichts übereilt: so wird ja gewiß alles gut! Sobald es Zeit ist, bekommt Hermann von mir einen Wink. Aber du, Schwesterchen — schreibst du denn nicht wieder?

O ja doch, ja! rief sie, und fing an, und strich aus, und fing wieder an, und strich wieder aus.

Es kam aber nichts aufs Papier, als unvollendete Sätzchen, die sich wie erstickte Seufzer des Entzückens ausnahmen. Lachend nahm ich ihr endlich das Blatt und bracht's ihm. Kann man wol einen echtern Liebesbrief bringen? —

Ich begab mich nun auf meinen Posten zum Recognoszíren; da entdeckt' ich aber viel Wunderliches. Herr Luchs war bey meinem Vater im langen, einsamen Gespräch. Endlich ging er weg; aber der Vater hatte sich eingeschlossen und ließ Niemand zu sich. War das von guter oder schlimmer Vorbedeutung? Der Vater pflegt alles Angenehme mit Andern zu theilen, sagte ich zu mir selbst; nur das Unangenehme sucht er allein zu verarbeiten! und der alte Schleicher ist so demüthig-freundlich, und seine Blicke funkeln so umher —! Nein, es ist nicht alles, wie es seyn soll; und du mußt Licht haben! —

Ich ersann mir einen Vorwand, und trat, des Verbots ungeachtet, beym Vater ein. Was willst du? redete er mich so finster, ja so hart an, als ich's kaum jemals gehört hatte. Ich fragte ihn über eine Geschäftsangelegenheit: Laß mich in Ruhe! sagte er.

Frage Herrn Luchs. Und bestell' es: ich komme nicht zu Tische.

Liebster Vater, sagt' ich erstaunt; sind Sie nicht wohl?

Laß nur, unterbrach er mich. Ich bin nicht krank. Aber sehr beschäftigt bin ich. Ich will Niemand sprechen. Adieu! —

Hermann hatte mich hinaufgehen sehen und lauerte mich ab. Er fragte mit ängstlichen Blicken, Laurette hernach mit Thränen —: der Vater hat heute viel zu thun, antwortet' ich beyden. Beruhigt euch nur bis morgen. —

Das war leicht gesagt! Ueber Tische aß Niemand, als jener Griesgram. Wir standen auf; er wich und wankte nicht, bis Hermann fort war. So blieb es den ganzen Tag, und mein nochmaliger Versuch, den Vater zu sprechen, war fruchtlos.

Am frühen Morgen erhielt Hermann von meinem Vater folgendes Billet:

„Sie haben mich lange getäuscht. Sie haben mich jetzt schmerzlich betrübt. Ich will es Ihnen vergeben. Aber, schon um meines Sohnes willen, muß ich Sie bitten, mein Haus zu verlassen. Ich wünsche, daß

es noch in dieser Woche geschehe, und wir uns weiter nicht sprechen. Herr Luchs wird Ihnen Ihren Gehalt auf ein Jahr auszahlen. Was mich zu diesen Maßregeln zwingt, soll bey mir verschlossen bleiben, denn ich wünsche Ihnen Gutes. Ohne Haß, aber mit Bedauern scheide ich hiermit von Ihnen.“ —

Hermann war erstarret, riß sich dann auf, stürzte hinaus, und war fort. Ich sah nur seine schreckliche Bewegung; er hatte mir kein Wort gesagt, keins zu lesen gegeben. Ich drang zum Vater; ich wollte erzählen, was ich eben gesehn hatte: er unterbrach mich, wohlwollend, aber sehr fest: Kein Wort von ihm! jetzt keins! Ich werde dir in der Folge selbst Gelegenheit geben! —

Ich eilte hinauf zu Lauretten. Sie hatte keine Ahnung von allem, was vorgefallen war. Ich blieb bey ihr, zu verhindern, daß sie nichts erführe. Ihre Fenster gingen auf den Hof; die Zimmer des Vaters waren vorn, ihnen gegenüber. Unten im Hause gingen unsre Leute, wie gewöhnlich, still und gemächlich ihren Alltagsgeschäften nach. O, ich hätte unter sie stürmen mögen, daß m e i n F r e u n d verzweifelte,

und sie den gewohnten Handwerksgang schlender-
ten! —

Nach einer Weile sah' ich einen stattlichen, be-
jahrten Landmann an seinem Stabe eilig in's Haus
treten. Er sprach Einen unsrer Leute an, ward von
ihm bedeutet, und stieg nun die Treppe hinauf, in
meines Vaters Vorsaal. Der Bediente schien ihn
abzuweisen; er ließ sich aber nicht stören, sondern
wollte auf das Zimmer zu. Der Bediente vertrat
ihm den Weg, und der Mann schien heftig zu wer-
den. Ich eilte hinunter, zu sehn, was es sey. Eben
kam ich in den Vorsaal, da erhob der Mann die
Stimme und rief dem Bedienten zu: Mein Sohn,
Gott hat mich zum Menschen gemacht, wie deinen
Herrn: er muß mich hören! Und indem öffnete mein
Vater selbst die Thür. Verwunderung in der Miene
winkte er den Landmann herbey, der nun mit be-
scheidnem Anstand in's Zimmer trat. —

Mich beschäftigten jetzt ganz andere Dinge viel
zu sehr, als daß ich viel aus diesem Vorfall hätte
machen sollen. Ich ging wieder hinauf zu Lauretten.
Nach einer Weile hör' ich, wie in des Vaters Zim-
mer heftig — äußerst heftig in die Klingel gerissen

wird. Ich fliege erschrocken hinunter, und mein Schrecken mehrt sich, indem ich eintrete. Der Vater saß matt, erschöpft, die Augen voll Thränen, da; der Landmann war ängstlich um ihn beschäftigt. — —

8.

Ich berichte jetzt den Zusammenhang von dem, was sich denn eigentlich begeben hatte, und gehe deshalb bis zum Morgen des gestrigen Tages zurück.

Da war nun, wie gesagt, Herr Luchs bey guter Zeit zu meinem Vater gekommen. Nach seiner krummen Manier hatte er erst allerhand Geschäftssachen besprochen, und nachher einen Brief unsers Commissionairs in Paris hervorgezogen, worin gemeldet wurde, daß auf gewissen Wegen in jener R—schen Angelegenheit weit mehr zu erlangen gewesen wäre, als Hermann erlangt hätte.

Lassen Sie's gut seyn, erwiderte mein Vater. Den Herrn verdrießt's, daß wir ihm die Sache nicht überlassen hatten. Nun will er uns und dem redli-

chen Hermann böses Blut machen: Das ist so in der Ordnung.

Wol wahr! versetzte Herr Luchs, der nie widersprach, um desto sicherer umzustimmen. Indessen scheint der Mann doch nicht ganz Unrecht zu haben. Wäre man diese Wege eingeschlagen . . .

Kann seyn! Hinterher sind wir alle klüger. Das ist wieder in der Ordnung!

Freylich! freylich! Auch bin ich gewiß, daß Herr Hermann den besten Willen gehabt hat —

Allerdings! Aber thun Sie mir den Gefallen, den Brief einzustecken!

Recht wohl! Auch an Klugheit fehlt's unserm Freunde nicht — bin ich überzeugt! Ueberhaupt, meyn' ich; nicht bloß in solchen Angelegenheiten, fehlt's ihm nicht an Klugheit.

Desto besser für ihn!

Ja ja! Und ist so still vor sich hin — trübt kein Wässerchen — kein Mensch weiß ihm 'was vorzuwerfen — hier im Hause nämlich — von Erheblichkeit nämlich — Wirklich, er ist ein trefflicher junger Mann.

Hier wurde mein Vater aufmerksamer. Er drang

in Herrn Luchs, weil er offenbar etwas gegen Hermann anzubringen habe. Dieser protestirte feyerlichst dagegen; versicherte sogar, wer den lieben jungen Mann anschwärzen wolle, werde es mit ihm, dem alten ehrlichen Luchs, zu thun bekommen; und fügte nun allerley halbe Entschuldigungen Hermanns bey, wenn man ja über ihn diese und jene kleine Bedenklichkeit haben möchte, und die Bedenklichkeit wol auch nicht ganz grundlos seyn sollte. Der Mensch ist schwach, sagte er. Jugend hat nicht Tugend, wenigstens nicht immer; und die Stunden sind sich nicht gleich. Die Welt ist bös: wie leicht ist ein junges Blut verführt. Am Ende ist's auch nicht so schlimm, als es scheint. Und wär' es sogar — es werden manchmal noch sehr solide Männer aus jungen Leuten, die sich hier und da einen Seitenweg erlaubt haben. Wenn nur die liebe Gesundheit dabey nicht untergraben wird — was freylich leider oft genug geschieht, und dann nicht trauriger zum Vorschein kommt, als in der lieben Ehe — wobey mich nur immer die armen, unschuldigen Weiber dauern — —

Mein Vater, an jeder Tugend reicher, als an Geduld, war hier gerade so gereizt, als er es wer=

den sollte, und als nöthig war, um, durch Insinuationen gleichsam zugerichtet, durch einen Hauptschlag leicht bezwungen zu werden. Er fuhr heftig auf, und verlangte durchaus rund und bestimmt zu erfahren, was man gegen Hermann habe.

Nach nochmaligen Verwahrungen und Vorberichten fuhr der Schleicher fort: Ew. Edlen haben mir nun einmal die jungen Leute in specielle Aufsicht übergeben. Da nun aber Geschicklichkeit ohne reine Moralität für mich wenig Werth hat, so folgen ihnen meine Augen auch über das Comptoir hinaus. Nun kann ich nicht sagen, daß ich gegen Herrn Hermann irgend etwas Namhaftes zu bemerken bekommen hätte, außer — seine Spaziergänge, des Abends, nach geschlossenen Geschäften. Warum gehet er fast immer allein? warum fast immer denselben Weg — nämlich zum untern Thore hinaus?

Zum Henker, weil's ihm da gefällt, rief der Vater.

Freylich, weil's ihm da gefällt! fuhr Luchs fort. Aber eben das gefällt mir nicht. Es ist wahr, es ist ein hübscher Weg, da an der Straße hin, und der Fluß daneben nimmt sich auch nicht übel aus: aber,

lieber Gott! draußen am Ende liegt doch — daß ich den Namen in meinen Mund nehme! — liegt das grüne Roß! der Gasthof nämlich!

Nun, ist denn die Pest da drinn?

Freylich, die Pest! die wahre Pest! die schlimmste Pest für junge Leutchen von warmem Blut! —

Herr Luchs setzte das nun über alle Zweydeutigkeit ins Klare.

Und haben Sie ihn in dies Haus gehen sehen? fuhr mein Vater in heftiger Bewegung fort. Herr Luchs erwiderte mit unwandelbarer Ruhe:

Nein, das hab' ich nicht!

Nicht? nicht? brausete der Vater auf, und der hämische Satan hatte ihn nur bis zu dieser stürmenden Frage zögern wollen, um dann desto kälter entgegensetzen zu können:

Ich nicht: aber Sie selbst können ihn hineingehen sehen.

Ich? ich selbst? wiederholte mein Vater erschrocken.

Wenn's ihnen gefällig ist: o ja! und wahrscheinlich heute noch!

Ich selbst — und heute, eben heute, da ich . . .

O mein Gott! und mein armes Kind! rief der gute Vater. In seiner Gelassenheit setzte Meister Luchs hinzu:

Haften kann ich nun freylich gerade für den heut'gen Abend nicht: doch hab' ich allerdings Gründe für meine Vermuthung, die Sie selbst genügend finden werden.

Welche? geschwind sagen Sie, welche? Eben heute —!

Ja, eben heute — vor einem Stündchen, als das Comptoir noch kaum eröffnet war, da kommt ein Aufwärter aus dem bewußten Hause, ein alter Spitzbube, den mein Traugott auf den ersten Blick erkannte — der kommt ganz schüchtern und demüthig herangeschlichen, fragt nach Herrn Hermann und läßt ihn beyseits rufen. Unter den Andern entsteht ein Pispern, ein heimliches Lächern: das macht mich aufmerksam. Ich frage, ich erhalte Bescheid. Indem kommt unser Hermann selbst zurück und hat den alten Kerl abgefertigt. Nun hält er gewiß auf Ehre, und ich wollte selbst dafür stehen, er ist ohne Schuld, daß sich der Filou ins Haus zu schleichen unterstand; man sah' ihm auch eine gewisse Verwirrung, eine

gewisse Unruhe unverkennbar an . . . Aber, ich sehe Ew. Edlen so alterirt! Lieber Gott, das wollt' ich nicht! Nein, hätt' ich das gewußt, kein Wort wär' über meine Lippen gegangen! Und es ist ja doch noch nicht das Allerschlimmste, wenn man's auch freylich nicht loben kann . . .

Herr Luchs, unterbrach ihn der Vater, sich fassend; Sie stehen mir doch für das alles?

Für jedes Wort!

So halten Sie es geheim. Der junge Mensch muß ganz frey schalten, als sey er unbeobachtet. Lassen Sie ihn aber nicht aus den Augen, und kommen Sie bald wieder zu mir. —

Herr Luchs ging, Herr Luchs kam den Nachmittag wieder. Die Sache ist nur allzugegründet, sagte er. Den Mittag zeigte Herr Hermann noch klärlicher seine Verlegenheit und Aengstlichkeit und Besorgniß. Auch waren ihm die Geschäfte den ganzen Vormittag gar nicht wie sonst von der Hand gegangen. Nach Tische wich ich nicht von seiner Seite, und das halbe Stündchen vor Eröffnung des Comptoirs . . . weiß Gott, es thut mir in der Seele

wehe, daß ich's gestehen muß . . . da eilte er hinaus, und — nun ja, er schlich ins grüne Roß.

Gewiß? fragte der Vater.

So gewiß, als daß ich lebe.

Mein Vater, der von seiner Voreiligkeit an diesem Vormittage schon längst zurückgekommen war, erwiderte jetzt sehr gefaßt:

Fahren Sie fort, ihn zu beobachten, und mir Nachricht zu geben. Ein reiner Mensch kann sich selbst in die Wohnung des Lasters unschuldig verirren.

O ja, meynte Luchs; nur das unschuldig Herauskommen ist etwas schwer zu glauben. —

Die Geschäfte waren kaum geschlossen und der Herbstabend hereingebrochen, so war Herr Luchs wieder da, und berichtete, der gute, verirrete Hermann sey unmittelbar aus unserm Hause ins grüne Roß gegangen, und werde nun höchstwahrscheinlich den Abend dort zubringen. Gut, sagte mein Vater; wir wollen auch hin. Herr Luchs stutzte; es blieb aber dabey, und er mußte folgen.

9.

Sie kamen an das Haus. Jener Aufwärter saß eben vor der Thür. Nach meines Vaters Auftrag machte sich Herr Luchs an ihn. Ein blanker Thaler machte ihn gesprächig; man erfuhr, Hermann sey wirklich oben, und zwar allein mit einem jungen Mädchen. Herr Luchs fragte: Könnte der Herr dort ihn nicht unbemerkt beobachten? und ließ noch zwey andre Thaler bedeutungsvoll zwischen den Fingern rascheln. Der Alte krümmte sich, aber das Geld besiegte ihn. Nur darf es kein Mensch erfahren! sagte er. Kommen Sie nur, aber leise; es stößt eine Kammer mit einer Glasthür an das Stübchen, die einen besondern Ausgang hat.

Er führte meinen Vater zwey finstre Treppen hinauf und schob ihn leise in das Kämmerchen, das er nun von außen bewachte. Hermann saß wirklich allein da mit einem niedlichen Landmädchen, und saß mit ihr so ganz vertraut, in so zwanglosem, tändelnden Geschwätz, daß eine sehr nahe Bekanntschaft auf den ersten Blick zu bemerken war.

Ja ja, mein Lieschen, sagte er, und strich ihr freundlich die Wange; ich muß mich nur erst wieder

satt an dir sehen! Du bist so hübsch, und hast mich so von Herzen lieb! Das thut mir so wohl, so sehr wohl!

Du bist ja auch so gut, so seelengut, erwiderte das Mädchen. Dabey legte sie ihre Hand vertraulich auf seine Schulter und hing mit zärtlichem Blick unverwandt an seinen Augen. Guter, lieber Hermann, begann sie von neuem; wenn ich dich nur auch so ganz vergnügt sehen sollte! — Hermann küßte ihre schönen Augen und versicherte, er sey es ja; jetzt vergesse er alles, und sey es! — Sie gab das nicht zu: es entspann sich ein lieblicher Zwist unter ihnen, wo das Eine freudig gegen die Freude stritt, das Andere wehmüthig für dieselbe.

Nun, sagte endlich Hermann; wenn's auch wäre, so denke du, es sey eine bloße Laune bey mir, und laß dich nicht anstecken. Vertreibe mir sie lieber, gutes Kind! sey desto vergnügter! schwatze mir 'was vor — mag es seyn, was es will!

Alles, alles, was dir gefällt! versetzte sie. Nur

gieb mir erst die Hand darauf, daß du nicht ungeduldig über meinen Schnickschnack werden willst! Schlag' ein! — Und dabey drückte sie sich schäkernd noch fester an ihn — —

Es ist genug! sagte mein Vater leise vor sich hin. Ein paar große Tropfen rollten seine Wangen hinab. Er trat leise hinaus.

Unten erwartete ihn Herr Luchs und fragte hastig: Nun? haben Sie gesehn? haben Sie gehört? haben Sie? — Ich bin eben jetzt nicht vermögend, viel zu schwatzen, versetzte der Vater; geben Sie mir aber Ihr Ehrenwort, daß die ganze Sache stets unter uns bleiben soll. Herr Luchs gab das Wort, sie gingen nach Hause, der Vater schloß sich ein, und schrieb das oben angeführte Billet, das er am Morgen Hermannen überschickte.

10.

Jener fremde Landmann trat, wie ich vorhin erzählt habe, mit bescheidnem Anstand in meines Vaters Zimmer. Mein hochgeehrter Herr, sagte er;

halten Sie mir's zu Gute, daß ich mich so unhöflich eindränge. Ich hätte mich's nicht unterstanden, wenn ich nicht gekommen wäre, ihnen einen großen Gefallen zu erzeigen!

Wie so? fragte mein Vater zerstreuet.

Ja ja, lieber Herr, einen großen Gefallen! Sie haben einen rechtschaffenen Menschen fast zur Verzweiflung gebracht. Ey, das muß früh oder spät schrecklich quälen! Da will ich denn versuchen, es Ihnen abzunehmen. Sie sehen mich mit großen Augen an? Hab' ich mich denn so ganz verändert in den eilf Jahren, seit ich ihnen meinen Schatz, meinen Reichthum, meinen Sohn Hermann überbrachte?

Lieber, guter Mann! rief mein Vater sehr bewegt. Ihr kommt eben jetzt . . . Sagt, ist das Zufall, oder wie hängt's zusammen?

Ey nun, daß ich eben jetzt hierhergekommen bin, wird wol eben so zusammenhängen, wie dort im Sonntagsevangelio, daß sie den Jüngling zu Nain eben da zum Thore hinaustrugen, als unser Herr hereinkam. — Ach lieber Gott, muß mir auch bey meinem Hermann gerade der gestorbene Jüngling einfallen, der auch ein einiger Sohn war!

Guter Mann, nahm mein Vater das Wort wieder; ihr seyd angegriffen: erholt euch lieber erst, und laßt uns indeß von andern Dingen sprechen. Wie ist es euch auf der beträchtlichen Reise ergangen?

Ich hab' sie mit Freuden gemacht, fuhr der Mann fort, und da ist sie mir nicht schwer geworden. Mein Sohn hatte mir schon seit beynah' einem Jahre immer traurig geschrieben; und gleichwol konnt' ich nicht herauskriegen, was ihm denn eigentlich fehle. Ich wollte mich schon damals aufmachen: aber da schickten Sie ihn nach Paris. In dem Briefe, wo er mir das schrieb, brach's durch. Er gestand mir, er habe ihre gute Tochter gar zu lieb gewonnen; diese sey ihm aber wenigstens nicht so gut, daß sie ihm ihr Glück darbringen würde — oder wie er's ausdrückte. Und Sie, Sie schienen nun vollends gar nicht geneigt, zu solch einer Verbindung Ja zu sagen. Ey was da — dacht' ich. Ein junger, hübscher Mann, der gesund ist an Geist und Leib, vor Gott und Menschen angenehm — was? der sollte irgend einem Mädchen auf der ganzen weiten Welt zu schlecht seyn? Der gute Junge

ist früh ein Bischen streng gehalten worden, dacht' ich; hernach ist er mit Einemmale in die feine Welt gekommen; da hat er erst nicht mit fortgekonnt, und wie er das gelernt hat, ist er doch immer der einzige Arme unter lauter Reichen gewesen. So ist denn 'was von Schüchternheit, von Mißtraun gegen sich und Andere, in ihm sitzen geblieben. — — Das schrieb ich ihm denn auch derb heraus; aber, was half's? Ich hätte freylich selbst so klug seyn und wissen sollen, daß, wenn ich Jemanden am Aermel zupfe und rede in ihn ein: du bist schüchtern und ungeschickt — so wird er's nur desto mehr. Indessen, es war einmal geschehn. Seine Antwort war kläglicher, als alles Vorhergegangene. Links um denn! sagt' ich nun zu mir; du willst selbst hin, und findest du alles, wie's seyn soll, so trittst du fröhlich und mit Zutraun zum hochedlen Herrn Principal, und wirbst geradezu um sein liebes Töchterchen. Beschlossen war's, aber merken durft' es der arme Verliebte nicht; er hätte mir's wahrlich selbst nicht zugelassen.

Nur weiter, weiter! rief mein Vater.

Nun ja — fuhr der gute Alte fort. Vorgestern

Abend kam ich denn an. Die zwey letzten Tagereisen waren in Einem Strich gemacht worden — wie es geht, wenn herzliche Liebe vorwärts treibt. Es war schon ganz finster, und mit meinen Kräften war's am Ende. Ich fragte im ersten, besten Hause nach Ihrer Wohnung. Ich war an einen Gasthof gekommen. Der Wirth, ein freundlicher, höflicher Mann, stand an der Thür. Der erinnert mich denn dran, daß es noch eine tüchtige Strecke bis zu ihnen ist, und daß man auch in so ein vornehmes Haus nicht so spät und so schmuzig von der Reise zuläuft. Wie mit lachendem Muthe sagt' er: wir sollten nur zu ihm kommen. Man schliefe in der ganzen Stadt nicht besser, als bey ihm. Morgen möcht' ich mich dann erst zurecht machen — und was der lustige Mann weiter plauderte.

Es konnte mir gar nicht besser glücken. Nur, wie ich gestern früh aufwache, fällt mir dies und das ein. Du solltest doch vor allen Dingen deinen Hermann vornehmen, dacht' ich. Ist denn auch alles in ihm beym Gleichen? hat er nicht etwa das leidige Geld im Auge, sondern liebt die Jungfer,

wie — na, wie unser Einer in seiner Jugend geliebt hat? Alles das, dacht' ich, läßt sich besser hier abmachen, als drinnen bey ihm. Du willst ihn also herausrufen lassen, ehe du hingehest. Nun war ich aber durch den Glauben, du thust hier 'was Gutes, und es ist dir brav sauer geworden, und darum wird's ja der liebe Gott gelingen lassen — sehen Sie, dadurch war ich so vergnügt, daß ich mir noch einen besondern Spaß aussann. Er soll nicht wissen, wer da ist! Ob er wol ein Bischen hochmüthig zu den fremden Bauersleuten hereintreten wird? ob er euch gleich kennen wird? oder wie er nach und nach große Augen machen, und es hernach helle durchbrechen wird? Na, Sie sind ja selbst Vater —! Weil mir aber der Wirth gar nicht darnach aussah', als könn' er viel verschweigen: so sagt' ich dem auch nichts, als, er solle Herr Hermannen aus Ihrer Handlung rufen lassen; es wären Fremde hier, die sehr nothwendig mit ihm sprechen müßten.

Hören Sie: er hatte nichts gemerkt! Hermann hatte nichts gemerkt! Er ließ uns bis nach Tische warten — der Schelm! Herr Gott, wie lang ist mir

die Zeit geworden, bis er kam! Und wie er nun endlich hereintrat . . .

Lieber Mann — geschwind: wann, wann kam er? fiel ihm mein Vater hastig in die Rede.

Gleich nach Tisch, aber nur auf ein Viertelstündchen. Wir konnten uns jetzt nur herzen und wieder herzen: aber bereden noch gar nichts. Er mußte wieder an die Arbeit . . .

Und wann kam er wieder?

Es mocht' ein Stündchen dunkel seyn. Ich war mit dem höflichen Wirth auf seine Stube gegangen, und weil ich die Stunde wieder nicht erwarten konnte, beredete mich der gute Mann zu einem Spielchen...

Und wo — wo wohnt ihr?

Im grünen Roß, gleich am äußersten Thore.

Und ihr seyd nicht allein?

Meine jüngste Tochter ist mit. Sie war Hermannen schon als ein kleines Ding immer die liebste. Und es ist auch ein hübsches, nettes Mädchen. Alle Welt ist ihr gut. Auch unser Wirth sieht ihr alles an den Augen ab; ich glaube, er behielt sie lieber gar hier —

Und Hermann war gestern Abend, bis ihr kamt, bey eurer Tochter? ihr traft ihn da?

Freylich! das war eine Herrlichkeit unter den beyden! Sie saßen wie Liebesleutchen beysammen. Sie hätten Ihre Freude dran gesehen, wenn Sie da gewesen wären.

Droben, zwey Treppen hoch, in dem Stübchen . . .

Gleich links 'rum: ganz recht! Aber, lieber Herr, was ist Ihnen denn? — —

Mein Vater fiel ihm um den Hals, lief im Zimmer umher, schlug in die Hände, riß dann in die Klingel, und sank nun fast erschöpft auf's Sopha.

II.

So fand ich ihn denn. Julius, geschwind schaff' Hermann! rief er mir entgegen. O so lauf doch!

Hören Sie, junger Herr; er sitzt draußen im grünen Roß bey Lieschen! rief mir der gute Alte nach.

Einen sichrern Beweis, fuhr mein Vater fort, daß er nicht weiß, wo er eigentlich sitzt, kann er nicht geben, als daß er die liebe Schwester dort läßt!

Nimm den Wagen, Julius, und bring' sie beyde! Nur geschwind! —

Das hatte denn Lärm im Hause gemacht; es war auch hinauf, zu Lauretten, und hinunter, zu Herrn Luchs erschollen: nur wußte noch Niemand, was es eigentlich sagen wolle. Ich trat mit Hermann und Lieschen herein, eben da Schwester Laurette eingetreten war, und Herr Luchs schlich uns bald nach.

Hermann, rief mein Vater in flammender Freude — lieber, guter Hermann, ich habe dich beleidigt, ich habe dich gekränkt! Willst du mir's vergeben? Sieh, und wenn du mich nun gar nicht einmal fragst, warum und wofür: so . . . schenk' ich dir — diese da! Was erschrickst du? Willst du nicht? Sie will! Gestern früh, auf dein Briefchen an sie — da hat sie mir's gestanden! — Nun, was steht ihr denn da, einander gegenüber, wie Adam und Eva, als sie gesündigt hatten? Ihr habt ja nicht gesündigt! Ihr seyd ja gute, liebe, schuldlose Kinder!

Je Hermann! potz Stern, so greif' doch zu, und laß nicht wieder los in Zeit und Ewigkeit! rief sein Vater.

Die beyden Liebenden sanken einander stumm in die Arme, und wir Andern standen lange eben so stumm und trockneten uns die Augen.

Jetzt nahete sich mit ansehnlichen Bücklingen Herr Luchs und wollte wahrscheinlich eine demüthige Verwahrung einlegen: aber mein Vater drückte ihm lachend die Hand auf den Mund und rief:

Allen Sündern soll vergeben
Und die Hölle nicht mehr seyn!

Aber Hochzeit! fuhr er fort. Und wann? sagt, Kinder, wann? doch recht bald? —

12.

Am Hochzeittage über Tische wendete sich mein Vater zu dem glücklichen Brautpaar: Aber, meine Kinder, jetzt muß ich euch auch noch Rechenschaft ge-

ben über mein Benehmen in der frühern Zeit eurer Liebe. Daß ihr euch einander gern sahet, hatte ich freylich bemerkt; aber du warst mir auch ein gar zu blöder Schäfer, und du eine gar zu gemüthliche Schäferin! Auch wünschte ich erst wirklich kein näheres Verhältniß zwischen euch. Wenn man so mit einander herangewachsen, wenn man hübsch und nicht ohne Empfindung ist: so gewinnet man wol einander lieb, aber es ist das doch gemeiniglich ein ganz andres Ding, als es seyn muß, soll man erst des Erden-Himmels theilhaftig werden, und hernach Freude und Leid, Sorge und Genuß, immer gleich und immer getreu mit einander theilen. Wenn da das Glück gut ist, so geht's gut! Auf jener Spazierfahrt an meinem ein und sechzigsten Geburtstage — nun ja, da merkt' ich wol, daß es dir, Hermann, etwas tiefer im Herzen sitze: aber von ihr wußt' ich ja noch nichts; und zu fragen hütete ich mich wol! Ein munteres Mädchen von achtzehn Jahren sagt, wenn sie nichts anders im Kopf' und Herzen hat, unter solchen Umständen immer Ja! Und eigentlich war dir's, liebe Tochter, auch wirklich noch nicht tief in die Seele gegangen. Da kam mir also die Pariser

Reise eben zu rechter Zeit. Laß ihn wandern, dacht' ich, und unter die einnehmendsten Weiber! Sie soll sich indessen mehr in der Welt, besonders unter hübschen, jungen Männern umsehen. Ist nicht mehr in Beyden, als das Gewöhnliche: so wird's verduften, oder man wird doch — soll's seyn — ohne großen Schmerz entsagen und vergessen lernen. Ist aber wirklich mehr da: so wird es eben durch Trennung und Beobachtung Anderer ihnen selbst klärer, wird tiefer, wird fester, kommt zur ernsten Ueberlegung, zum sichern Entschluß. So wurd' es dann auch, und dort am Brunnen der heil'gen Elisabeth merkte ich zuerst, es sey so. Die herbe Station von Eisenach nahm ich dich, Hermann, unvermerkt so ernstlich in die Presse, als man's bey jedem jungen Herrn muß, der eben aus Paris kommt; du gabst mir, eben so unvermerkt, volle Beruhigung, und nun glaubte ich euren furchtsamen Herzchen auch ein wenig Lebensbalsam eintröpfeln — oder vielmehr anzünden zu dürfen. Ihr erinnert euch ja meiner Illumination! Am Morgen darauf brachtest du mir, mein wackeres Töchterchen, Hermanns schönen, liebevollen Brief an dich. Ich verdankte dir dein unbeschränktes Vertrauen mit mei-

ner Zusage, freuete mich der innigen Zärtlichkeit deines Freundes, blieb auf meinem Zimmer, weil ich voraussetzte, er werde wie du zu mir geschlichen kommen: und statt dessen erfahr' ich, daß eben heute . . . Ja so, das bleibt mein Geheimniß! Nun, ihr sollt leben, Kinderchen! Einen Tusch, meine Herrn Musiker! — —

VII.

Der Ueberwinder.

VII.

Der Ueberwinder.

Eine Skitze.

I.

Im kühlen Thale schlief die Nacht. Der stille Mond hatte den Halbkreis um ihre Ruhestätte fast vollendet und verbarg sich jetzt, erblassend vor den ersten Boten der Frühe, hinter die Gebirge. In dem wilden Gestripp, das diese bedeckte, hörte man einzelne Männerstimmen, die einander leise zuriefen. Drey Krieger waren es, vom nachfolgenden Trupp auf Kundschaft vorausgesandt. Mühsam klimmten sie die steile Anhöhe herab und sandten nun den Dritten zurück, den Anführern zu melden, hier öffnen sich die Felsen.

Die Zurückbleibenden beschwereten sich über den mühevollen Weg. Fast habe ich mir neulich leichtere Bahn gemacht unter Feinden, als jetzt unter dem verworrenen Gesträuch, sagte der Eine.

Mir war eins so wenig zu Sinn, als das andere; versetzte der Zweyte. Ja, wären wir gegen

Feinde gezogen, die uns ins Land gefallen oder an der Ehre gekränkt! Aber so, gegen Kinder Eines Vaterlandes mit uns, die Eine Sprache mit uns reden, Ein Gesetz schirmt, Ein Fürst regierte . . .

Was ist das uns? erwiederte jener. Aufs Schwerdt haben wir geschworen, dem Schwerdte folgen wir. Und hat dies Volk das Verderben nicht selbst in seine Grenzen gerufen? Was mischt es sich in die Händel der Fürsten? Gehorchen muß es einmal und geben — wem? das kann ihm am Ende einerley seyn. Wem es ganz sich hingiebt, der läßt es gern gewähren, und wol auch glücklich seyn nach seiner Art!

„Du bist ein Fremder. Du hast kein Gemüth zu uns."

„Doch sah' ich nicht, daß du unter den Deinen es anders triebst, als wir!"

„Ja, wenn man einmal drunter und dabey ist . . ."

Nun, das ist ja, was auch ich sage! —

Indem sie das enge Thal durchforschten, ohne die Spur eines Menschen zu entdecken, sprachen sie weiter über diese Dinge. Ja, begann hernach der

Zweyte; hätten wir nur gesiegt: so vergäße sich alles über der Freude. Die Siegesgöttin ist wie die Liebe: eine Stunde Gewährung verlöscht ein Jahr des Kummers.

Auch das darf uns nicht kümmern; versetzte jener. Wo es heißt: schlagt! da schlagen wir; was herauskömmt, ist nicht für uns.

„Ich kann das achten, aber annehmen kann ich's nicht. Ich muß dabey seyn — mit Vertraun und Neigung muß ich dabey seyn, wenn ich mich frisch und fröhlich fühlen soll. Den König hab' ich geliebt, und er war unglücklich.“

„Wer hoch steht, fällt tief. Wer sicher seyn will vor solchem Fall, muß gar nicht hoch stehen wollen; und was ist's denn, das ihm begegnet ist? Ist er wirklich todt, so ist er auch alles Unglücks entledigt; lebt er noch, so kann sein Glück sich wenden.“ —

Hier erleuchtete der Widerschein des Morgenroths den Gipfel des Gebirgs. Frische Morgenlüfte bewegten die Wipfel der Tannen und rauschten dumpf in ihrem Gezweig. Von ihnen herbeygetragen, walleten die Töne der Hörner, einzeln und abgerissen,

schauerlich umher, und allmählig nahete sich der zahlreiche Trupp. Die Anführer geboten Stille, und nachdem sie sich selbst überzeugt, von keinem lebendigen Wesen belauscht zu seyn, traten sie in die Mitte der Ihrigen zusammen zur Berathschlagung.

Frey haben wir uns zusammengefunden, begann Harold; frey hat jeder die Gefahren dieses Zugs übernommen und bestanden: frey sage nun auch jeder, der zu sagen weiß, was weiter zu thun!

Gönnt mir das Wort, begann Lindor, der zweyte Anführer; ihr habt es mir bisher gern gegönnt.

Du nimmst es schon, fiel jener ein — aber mehrere unter den Kriegern baten ihn fortzufahren.

Zwar bin ich jung, begann Lindor von neuem; und wenigen von euch darf ich an Erfahrung mich gleichstellen: doch hab' ich die Meinen treu und redlich geführt in diesem Kampfe für unsern König und sein hohes Haus; und wir standen länger und freudiger ihm zur Seite, als das wetterwendische Glück. Er ist dahin. Mit Ruhm ist er für sein und unser Recht gefallen. Allein die Seinigen — sie leben: sonst hätte längst der Feind auch ihren Sturz mit

lautem Jubel verkündigt. An ihnen hängt nun unser Herz, und durch des Königs Tod selbst mit neuverstärkten Banden. Wer soll sie retten, wenn wir's nicht thun? — Es ist ein so schönes Loos, Verwais'ten beyzustehn; Verwais'ten, was man als göttlich und menschlich Recht errungen, zum Kranz der Belohnung für unverschuldetes Leiden darzureichen! Euch kann dies Loos fallen. Ihr empfindet, wie schön es ist; und wie ihr, empfinden viele. Nur eines Beyspiels bedarf es — eines Beyspiels, den Schreck zu bannen und den Muth von neuem anzufachen. Glaubt mir, er ist nicht erdrückt, der Muth: vor dem wilden Toben des ersten Siegesrausches der Feinde hat er sich nur ins innere Herz geflüchtet! Dieser Rausch wird bald verfliegen, und verfliegt schon jetzt: dann bekommt die alte Treue wieder Kraft, und bricht leicht, an der Hand des neuentflammten Muthes, hell hervor. Nur ein Beyspiel erst! und uns laßt dies Beyspiel geben! uns, die wir so viel gethan, auf die so viele sehn — uns laßt's vollenden! Daß ihr so denkt, so empfindet — das weiß ich: doch freylich weiß ich auch, daß dem Manne vieles entgegentritt, was den natürlichen

Weg vom Entschluß zur That unterbricht und hindert. Aber bey uns findet alles dies nicht statt. Was der Mensch gern schont — sein Weib und Kind, seine Heimath, seine Habe: das alles besitzen wir nicht mehr. Was sich verlieren läßt, das verloren wir durch Edgars Verrätherey und siegendes Schwerdt. Ein Gut nur blieb uns: die gute Sache! So weihen wir uns ihr! Nahm der Feind uns alles: Kraft, starken Willen, und ein frisches Herz mußt' er uns wol lassen! Und da wird alles Wehr und Waffe — der rohe Fels zur sichern Festung, der Baum zur Lanze, die eisenschwere Pflugschar zum Schwerdt. Das Glück giebt den nur auf, der sich selbst aufgiebt — —

Halt ein! rief hier Harold mit lauter Stimme. Du sprichst, wie du gehandelt: gut meynend, aber unbesonnen. Nicht zum Glück, fürwahr, hast du uns bisher geführt! O hättet ihr zur guten Zeit auf meinen Rath geachtet: dann hätt' uns dieser Krieg wenig geraubt; und wie die Klügern, dort im schönen, weiten Blachfeld, säßen wir nun, vom neuen Herrn neue Pflege — glückselge Tage in seinem Schutz erwartend. Wir hörten dich: und darum kamen wir

um alles, wie du ganz recht schilderst. Doch nun beginnst du von neuem unverständige Worte? willst von neuem uns reizen, auszuführen, was du süß geträumt hast? — Das sey fern! Nicht widerlegen will ich dich: spricht doch deine Rede selbst treffender gegen dich, als ich's vielleicht vermöchte! Wir standen treu zum König — ja! doch nun ist er todt, unsre Pflicht vollendet, unser Eid gelöst. Die Seinen — wer sind sie denn? Weiber! Wer wird sie antasten, wenn sie freywillig verzichten auf das, was ohnehin ihnen nicht gebührt? Kein Weib darf dieses Land beherrschen: so wills das Recht von grauer Zeit her und vom Ursprung dieses Fürstenstamms. Sagst du, der König hab' auch einen Sohn? O ja, ein neugeboren Kind! Doch soll das Männer lenken, und in kriegerischer, gefahrenvoller Zeit? — Edgar trägt die Krone: das Heer hat entschieden, das Volk nicht widersprochen. Wie er dazu gelangt: das kümmre ihn, nicht uns. Er mag's ausfechten, wenn er kann! Für uns hat ihn der Himmel selbst durch das Wunder dieses Sieg's vollgültig bestätigt. Wodurch spricht Gott, als durch wundervolle Begünstigung oder Vernichtung großer Thaten? wodurch bewährt sich

das Recht, als durch Gewalt? wer heißt mit Grund der Herrscher, als wer herrscht? wozu ein Schutzherr, wenn er nicht schützen kann? Edgar ist tapfer, ist fest und groß gesinnt. Wir haben ihn klein beginnen sehn und immer höher wachsen, wie die Eiche, die endlich durch die Wolken greift. So weiß er, wie dem Volk zu Muth' ist, und was es bedarf. Er wird's achten: er gehörte selbst zu ihm, und hat an sich selbst erfahren, was es vermag. Er wird's beglücken: er hat das Glück gebannt; und wer sich selbst im Ueberfluß sonnet, mag auch den Andern gern zufrieden sehn. Nur müssen freylich erst die Säulen seines Throns gesichert stehn! — Du, Jüngling, sagtest recht: Es bedarf nur eines Beyspiels; und wir, fürwahr, wir wollen's geben — wir, auf denen kein Vorwurf haftet, auf die die Menge schaut! Wir werfen dem neuen Herrscher uns zu Füßen; uns werden folgen, die ein Gleiches nicht schon gethan: und so kehrt der Friede, der von allen heiß ersehnte Wiederbringer, ins Vaterland, in jedes Haus zurück. Ja, selbst den Ueberbliebnen unsers vorigen Herrn helfen wir dadurch ein besseres Loos

bereiten. — Meynt ihr's nun wie ich: so stimmt mit ein: Hoch lebe König Edgar! —

Die Menge stimmte ein. Lindor bestrebte sich vergebens, noch einmal das Wort zu fassen. Die Hörner ertönten, die Trommeln wirbelten in den vielfach wiederholten Ausruf: Hoch lebe König Edgar! Kaum konnte Harold selbst nach langer Weile zu dem Ausruf Raum gewinnnen: Es ist entschieden, und wer nun nicht mit uns ist, ist wider uns! wer nicht frey uns folgt, folg' als Gefangner!

Da traten mehrere der Krieger auf: Nicht so, Herr! riefen sie. Wo es Liebe gilt und Leben, muß jeder frey seiner selbst und seines Schicksals Herr bleiben! — Alle stimmten ein und Harold gab, wiewol ungern, nach. Er rief nun jeden, der frey ihm folgen wolle, auf, zu ihm zu treten. Alle drängten sich um ihn: Lindor stand allein — entfernt und ganz allein. Alle, alle verlassen mich, nahm er das Wort. So tretet ihr zu mir, verklärte Geister der Tausende, die auf diesem vaterländischen Boden sich der Treue geweiht! wehret ab Haß und Verachtung, die mein Herz ergreifen wollen! stärkt mich in Liebe, Vertrauen und Muth! wie ihr einst lebtet, handeltet,

littet und starbt, so will auch ich leben, handeln, leiden und sterben! — Doch ihr, die schnöder Vortheil zum Wankelmuth verführt; die ihr herzlosem Stolz das Machtwort über euch anvertraut — von euch trenn' ich mein Schicksal und mein Wirken. Wie ihr euer besseres Selbst, geb' ich euch auf. Ziehet hin; jagt dem Nächsten stets und Neuem nach, das ewig wird, nie ist; das endlos sich selbst verzehrt, und, gleich den Wogen des wüsten Elements der Fluthen, sich selbst hebt und stürzt. Zieht hin; und finde jeder nicht bloß, was er sucht: find' er auch ein Herz, das sich einst vergiebt. Ich steige auf zu den Bergen, wo sich ein unschuldvolles Hirtenvolk in des Himmels Nähe einen festern Sinn und einen edlern Muth bewahrt — —

Hier fiel Harold nochmals mit dem Ruf ein: Hoch lebe Edgar, unser Herr und König! Die meisten wiederholten den Ruf, die Hörner halleten, die Trommeln wirbelten; in wildjubelnden Harmonien ertönte die kriegerische Musik. Der Zug, indem er unter Harolds Führung sich zwischen den Bergen verlor, stimmte ein in das Lied:

Das Glück beherrscht den Erdenball,
Weit strahlet sein goldenes Zeichen;
Es ruft sein dröhnender Freudenhall
Den Raschen zum festlichen Reigen!
Der Sinnende senket den Blick herab,
Sucht Gnüge und findet ein dunkles Grab:
Der dem Glück folgt strebet den Himmel an —
Wir folgen, wir folgen der schimmernden Bahn! —

Lindor stieg einsam den Berg hinauf. Sein thränenvolles Auge freuete sich der Sonne nicht, die eben ihre ersten Strahlen über die bluhende Erde sendete.

2.

Nicht weit von diesem rauhen Thal, auf der Südseite des Berges — da, wo zu den Füßen desselben die liebliche Quelle hervorbricht und ihr flüßiges Silber zwischen Blumen dahin rieseln läßt — da stand die Hütte des alten Einsiedlers. Ein kleines Gärtchen, das sie umgab und das er bauete, vergalt seinen Fleiß, indem es ihm seinen nöthigen Unterhalt reichte. Nicht weit davon, unter den Ae-

sten einer uralten Eiche, hatte er in der Nacht des Schattens seinen Betaltar errichtet, sein Kreuz darauf verpflanzt, und der weiche Rasen vor demselben war sein Betpult. Das war alles, was er besaß; alles, was er brauchte. Seit Menschen Gedenken wohnete er hier und fast ganz unbesucht, denn er versprach den Einkehrenden weder Zeichen, noch Wunder. So war er auch nicht berühmt und nicht beschenkt; und eben dies machte einen Haupttheil seines Glücks aus.

Jetzt trat er langsam aus seiner Hütte und lächelte heiter des jungen Morgens. Wie freundlich, sagte er, blickt die liebliche Frühe die trübe, sündenvolle Erde an! Noch schlummert sie. Ist es doch, als ob der Morgen sein leichtes Gewand über sie verbreitet hätte, wie Mütter das ihre über schwächliche Kinder, damit sie froher erwachen und in der Freudigkeit ihre Unarten vergessen! — Du glückliche, glückliche Einsamkeit! hier tönte noch kein Schlachtruf; kaum hörte ich durch Einzelne vom Jammer dieses blutigen Kriegs. In Eintracht blühen hier Blumen der verschiedensten Art nahe beysammen; in Eintracht bringen Bäume der verschiedensten Art ihre Früchte; singen Vögel ihre Lieder. Guter Gott,

so sollten's ja deine Menschen auch! O meine Brüder, was verfolgt ihr euch um das, was ja kein Verfolger je erreicht? warum verlaßt ihr ungenutzt, was ihr besitzt, um es dann mühsam wieder zu suchen? Schuldbeladen findet ihr es ja doch niemals! — Wunderbar, wunderbar! wie nah, und doch wie fern ist jedem Menschen sein Glück! —

Er verlor sich eine Weile in stilles Nachsinnen: dann erwachte er mit neuer Heiterkeit. Nun, sagte er; nun mein kleiner, lieber Gast: weckt die Morgenkühle dich nicht auch auf?

Er trat wieder zur Hütte, öffnete ihre Thür leise und blickte hinein. Nein, sagte er; der kleine Engel schläft noch süß. Nun, schlaf du, schlaf du nur! auch dich erwartet eine Zeit, wo Schicksale oder Leidenschaften den milden Schlaf von deinen Augen scheuchen werden! wo die Sorge dich aus seinen liebenden Armen nimmt und in ihre kalte, herzpressende Umarmung zieht!

Hier lehnte er die Thür leise wieder an, richtete die liebevollen Blicke zum Himmel und sagte: Wie oft hab' ich dich, Herr der Welt, in meinem Unverstand mit drängendem Gebet angerufen, mich weg

zu nehmen von dieser Erde, der ich nicht mehr nütze, und von der ich jetzt nichts mehr erfahre, als was meinen Ueberdruß an ihr reizet! O Herr, nimm jetzt den Dank meines Herzens, daß du das Leben mir gefristet, bis ich ein andres retten können — nimm ihn mit Huld und Gnade an! —

— Hier hatte er sich dem Altar genähert und ließ sich auf die Knie nieder. Sein Haupt ruhete auf den gefalteten Händen; seine Seele stieg in frommen Seufzern empor über die Wolken. —

Während er so da lag, sich seines irdischen Daseyns nicht mehr bewußt, schlichen zwey Mönche aus dem Gebüsch herbey. Sie blickten schüchtern umher, und gaben einander durch schnell wechselnde Blicke zu verstehen, das sey der Platz und das die Hütte, die sie suchten. Geh' nun, sagte der Eine zum Andern ganz leise, geh' und thu', was dir befohlen ist. Der Zweyte hatte indeß den Einsiedler vor dem Altar entdeckt und deutete ängstlich auf ihn. Ich wache! zischelte der Erste. Nun schlich jener in die Hütte. Der Andere näherte sich ganz leise dem betenden Alten, zog einen Dolch, und stand, die Blicke getheilt zwischen ihm und der Hütte, bis sein

Gefährte aus dieser zurückschlich. Mit Augen, in welchen Angst vor Entdeckung und Freude über seinen Raub wechselten, trug er ein kaum zweyjähriges, schlafendes Kind auf seinem Arme; bedeckte es, nachdem er's jenem aus der Ferne gezeigt, mit seiner Kutte — der Andere zog sich unvermerkt nun auch zurück, und beyde verschwanden in dem Gesträuch.

Eine kleine Weile darauf hatte der Einsiedler sein Gebet geendet und richtete sich fröhlich auf. Mein Herz ist gestillt, sagte er; mein ganzes Innre neu gestärkt: ich fühl's, Gott hat mich erhört! —

Eben wollte er mit kräftigern Schritten nach seiner Hütte zurückkehren, als er von der Höhe zwischen Felsenstücken hindurch einen jungen Ritter herabklimmen sahe, den er recht wohl zu kennen glaubte. Voll Freude winkte er ihm zu, und ermahnete ihn, nicht so zu eilen auf dem gefahrvollen Wege — bis dieser, mit dem letzten, herzhaften Sprunge neben ihm stand und mit freudiger Wärme seine Hand faßte.

Der Ritter öffnete das Visir, und die Morgensonne röthete ein edles, würdevolles Frauenantlitz.

Da bist du ja, redete die Verkleidete den Alten schüchtern an. Und kein Lauscher in der Nähe?

Kein lebendiges Wesen hat sich hier blicken lassen, erwiederte der Einsiedler.

O du, mein treuer, frommer Freund, begann nun jene mit Muth und Vertrauen; mein Wohlthäter, meines Kindes Retter! du, der sich unsrer annahm, da eine Welt voll Haß und blutger Tücke uns verfolgte! wie kann, wie soll ich glückliche Mutter dir danken?

Dem Höchsten danke, erwiederte jener. Er hat dich hieher geführt; er hat unter tausend Gefahren wundervoll dich und dein Kind geschützt —

Nein, auch dir, auch dir! fiel die Verkleidete ein. Und ja, ich kann dir danken! Zwar hat man mir alles geraubt, was gewöhnlichen Menschen Erkenntlichkeit beweist: aber du bist kein gewöhnlicher Mensch. Was du bedarfst, frohes Bewußtseyn segensvoller Thaten — das bring' ich dir.

Nicht ohne Befremdung sagte der Alte: Ich sehe dich heute anders, als gestern.

Ja wol, fiel jene ein. Gestern beugte mich Furcht, und Furcht erzeugt Argwohn: aber heute hat

freudige Hoffnung meinen Muth gehoben, und Muth gebiert Vertraun. Drum wisse, wozu Gott dich aufgespart; vernimm, was du gethan!

Hier nahm sie den Helm ab, ergriff mit Würde die Hand des Alten und sagte: Erkenne deine Königin!

Der Alte wankte zurück vor der Macht ihn überwältigender Freude. Er schlug die Hände in einander; er preßte sie an seine Brust, als wollte er mit Gewalt die Empfindungen zusammenhalten, welche sie zu sprengen drohten —

Und meinen einzigen Sohn hast du gerettet! fuhr die Königin fort.

Halt ein, halt ein! rief nun der Einsiedler; ich trag' es nicht. Dein Sohn, meines edlen Königs Sohn, ist er, mein kleiner Gast? der diese Nacht so süß an meiner Seite, auf meinen Blumen ruhete? und mich hat der Herr erwählt, mich Unwürdigen...

Er sey gelobt in alle Ewigkeit! fiel die Königin ein.

Amen, Amen! rief der Alte, breitete seine Arme gen Himmel, und ein Strom dankbarer Thränen floß seine bleichen Wangen herab. Beyde Glückliche

konnten eine Weile nicht sprechen; dann nahm die edle Fürstin das Wort wieder: Fasse dich, guter Vater! die Zeit dringt, und scharfsichtig, behend und raubgierig, gleich dem Adler, schwebt die Gefahr noch über uns. Zwar sind die Heere entfernt — sie schmücken Edgards frevelhaften Triumphzug in die furchtgelähmte Stadt: aber wer mit Blut begann, wird mit Blut enden. Viele seiner Lauscher spähen nach uns aus; nur der Allmacht Fittig konnte bisher uns decken. Drum verwahre mein Geheimniß, wie dein Leben. Selbst vor den todten Felsen, vor der stummen Einsamkeit, sprich's nicht aus. Die Welt ist jetzt so falsch, daß man selbst der heilgen Natur nur schweigend trauet. Und von der Gewalt dieses trügerischen Edgars kann, nach Recht und Gesetz, nur mein Sohn dies Reich erretten. — Doch jetzt laß diesen mich sehen. Ich fühl' es, meine Kräfte sind erschöpft. An seinem Anblick will ich mich weiden, und neue Kraft schöpfen, für alles, was noch gethan, was noch gelitten werden muß. Laß mich an deinem Betaltar ruhen und bringe mir indeß mein Kind.

Sie ließ sich nieder auf dem Rasen vor dem Al-

tar. Ich gehe, sagte der Einsiedler. Freudig reich' ich dir den Schutzgeist dar, den du der Welt geboren. Er sey dir und mir und allen Getreuen ein Unterpfand, daß die Unschuld in Gott ruhet.

Mit diesen Worten ging er zur Hütte. Nach einigen Augenblicken sahe man ihn bebend, geisterbleich, verzweifelnd wieder in ihrer Thür erscheinen. Entsetzliches Schicksal! rief er; dein Sohn ist dahin! —

Wehe mir und dir! rief die Fürstin, und stürzte nach der Hütte.

3.

In einem der entlegensten Zimmer des Palastes saß Linda traurig mit ihren Frauen. Unter dem Schein, sie zu ehren, hielt man sie gefangen. Sie kannte nur einen Theil des Unglücks ihres väterlichen Hauses: zitterte aber noch vor einem besondern, das ihr allein, wie aus dunkler Ferne zu drohen schien. Sie hatte die Fenster ihres Zimmers verdunkelt, um den feyerlichen Einzug Edgars nicht zu sehen. Zu klagen wagte sie nicht, und die leeren, anbefohlnen Ermunterun-

gen ihrer Frauen waren ihr widerlich. So saß sie denn in stummer Resignation da, als Harold eintrat, der schon längst die Seinigen dem neuen Regenten zugeführt hatte, und von diesem, der ihn sehr wohl kannte, mit Freuden aufgenommen, mit Vertrauen ausgezeichnet worden war.

Ein Friedensbote bin ich dir, meine Fürstin! begann er.

Der Friede, den du bringst, erwiederte Linda, ist die Ruhe im Grabe. Als ich dich zum erstenmal' erblickte, war dein Gruß: Dein Vater hat geendet. Wer von den Meinen — sag's nur an — wer ist ihm gefolgt? Oder soll ich ihm folgen? Wie gern, wie gern!

Es ist mir wohl bekannt, versetzte Harold, daß sich ein volles Herz, wenn es von der Macht des Schicksals rauh getroffen, nur allzugern, obschon ungerecht, gegen den Unglücksboten ergießt. Wol hab' ich die Trauerpost dir gebracht: Dein Vater hat geendet; doch da mein königlicher Herr mich gesandt — da glaubt' er — erlaube, daß ich von mir nicht kleiner denke, als er selbst — er glaubte deinen Schmerz durch den Boten zu mildern. Hat

er geirrt, so muß ich das freylich tragen, und trag' es leichter, da es der Irrthum seiner wohlwollenden Gesinnung gegen dich ist. Meine Fürstin spreche nur aus, was ihr das Herz erleichtert: sie soll mich ruhig, soll mich auf alles gefaßt finden.

Du mahnest mich zur rechten Zeit, erwiederte Linda, daran zu denken, wer ich nun bin; ja, dein kalter, erstarrender Anblick erleichtert mir, zu schweigen. Sag' also nur kurz an, weshalb du gekommen.

„Mein königlicher Herr — sobald er sich nur irgend den ersten Huldigungen wird entziehen können, womit sein gutes Volk sich, fast mit grausamer Liebe, an ihn drängt — wird hieher eilen, dich zu beruhigen, und dich mit alle dem zu überhäufen, worauf dein hoher Rang Anspruch machen kann, und wozu sein großgesinnetes, dir wohlwollend ergebnes Herz ihn auffordert."

Wie? rief Linda; ich soll ihn sehen? bald, jetzt soll ich ihn sehen?

Du wirst es, Prinzessin! erwiederte Harold. Fasse dich. Nicht einen glückberauschten Sieger, nicht einen vom Zujauchzen seines Volks stolzen

Herrscher wirst du sehen: sondern denselben, den du sonst erblicktest — den Freund, den Beschützer deines Stammes, den Friedebringer, ihn, der dich und die Deinen ehrt. Und darf ein Mann, der, wie dir schwerlich unbewußt seyn kann, voll treuer Verehrung gegen deinen Vater war, so lang' er lebte; ein Mann, der in den jungen, blühenden Zweigen gern und treu des edlen, hingesunknen Stammes gedenkt — darf der ein Wort aus seinem Innern hinzusetzen; so sey es dies: Sey größer, Fürstin, als dein Geschlecht; verlange von ihm, dem starken Sohn der Waffen, nicht, daß er in schöne Schmeichelworte fasse, was er lebendig fühlt, als weise billiget, als angenehm hofft, als heilbringend will! — Ich höre Männertritte. Er nahet schon. —

Harold trat zurück. Linda flehete still zum Himmel: Stärke meine Kräfte! beschwichtige mein Herz! laß kein Wort meiner Lippe entschlüpfen, das mich entwürdigen, oder den Meinen Unheil bringen könnte! —

Edgar trat mit mehrern seiner vornehmsten Heerführer und Vertrauten ein. Auf seinen Wink

huldigten alle der Prinzessin mit prunkender Feyerlichkeit; dann entferneten sie sich.

Du bist einsam, junge Fürstin; du bist traurig, begann Edgar. Warum zerstreut kein Heer von Dienern, warum erheitert kein Chor von Sängern, keine Kurzweil deinen trüben Muth?

Ich wollte still um meine Lieben weinen, erwiederte Linda.

Soll ich es sagen, versetzte jener, daß mir, im holden Frühling des Lebens — dem einzigen — jedes Grämen unfruchtbar und unwürdig scheint? Wenigstens das muß ich behaupten: es fehlt deinem jetzigen an genügendem Grund, wenn du nicht, grausam gegen dich selbst, durch geschäftige Phantasie dir Grund schaffen willst.

So starb mein Vater nicht? fiel Linda mit freudigem Schreck ihm ins Wort.

„Dein Vater starb allerdings — wie wir, wie alle sterben werden, die menschlicher Natur sind. Kein Unvermeidliches darf aber ein edles Gemüth beugen: nur die Art, wie das Unvermeidliche geschieht, vermag dies, oder vermag auch, es zu erheben. Verweile nicht bey dem Gedanken, daß dein

Vater fiel: wie er fiel, bedenke! Er war des Landes erster Krieger: der Krieger **will** nur siegen oder sterben, und welches über ihn verhängt, empfängt er zufrieden. Dein Vater hat sein Werk vollbracht mit Glanz und Ruhm. Seinen Staub deck' ich mit prächtigem Denkmal; du selbst pflanze den Lorbeerhain darum. Mehr kann nicht ihm, nicht mir — mehr kann keinem Sterblichen bleiben. Die Andern, die vielleicht auch dein liebend Herz beklagt, sind unverletzt, und ihr Schicksal ist in meiner Hand. Ich ehre mich selbst genug, um dies auf's allerbeste anzuordnen.

Hier hielt **Edgar** eine Weile innen; dann fuhr er fort: Ich erwartete ein Wort des Danks: aber du schweigst nicht nur, dein Auge beleidigt mich sogar – es zweifelt. Doch ich verzeihe dir und entferne leicht auch dein Zweifeln. Das Schicksal der Deinen sey in deine eigne Macht gegeben: du selbst wirst es bestimmen, indem du dein Verhältniß zu mir bestimmst.

Linda sah' ihn mit ängstlich rathenden Blicken stumm an. Er fuhr fort.

Erinnerst du dich des Tages, da ich an der Spitze des Heers siegreich in dies Haus zurückkehrte;

deinem Vater die schönste Provinz seines Reichs, die ihm durch Aufruhr schon verloren war, von neuem bezwungen zurückbrachte, und selbst schwer verwundet vor ihn trat, seinem Lande den Frieden und seinen Nächten Ruhe wiederbringend? Damals — nur wenig Jahre sind's — damals drückt' er mich an seine Brust, erkannte laut mein Verdienst um ihn, und bat mich: Wähle selbst, wodurch du die Last meiner Dankesschuld mindern willst! Ich wählte; deine Hand wählt' ich: und las mit kaum bezähmbarem Zorn unwillige Befremdung aus seinen Mienen. Man suchte Ausflüchte; du seyst ein Kind noch, sagte man. Ich schwieg, aber ich rächte mich: beydes geziemte dem beleidigten Mann und Krieger. Jetzt hab' ich mir genuggethan; jetzt heg' ich nicht Zorn, nicht Haß, und jetzt bist du auch kein Kind mehr! Was ich damals wünschte, wünsch' ich noch; ich biete dir meine Hand.

Linda war unter dieser Rede, mit Todtenblässe übergossen, zurückgewankt. Jetzt, mit dem Aufflammen all ihrer Kraft, rief sie: Deine Hand, noch rauchend vom Blute meines Vaters? Und mit diesen Worten sank sie zusammen. Edgar faßte sie in

seine Arme, legte sie sanft auf das Ruhebett, weidete sich eine Minute am Anblick ihrer Schönheit, befahl dann ihren Frauen einzutreten, und sagte diesen gelassen: Tragt alle Sorgfalt für eure Gebieterin; ihr ist nicht wohl.

4.

Edgar saß in seinem Zimmer und hatte die Berichte durchflogen, welche von mehrern Seiten des Reichs ihm zugesandt waren. Großentheils sprachen sie von mancherley Bewegungen unter dem Volk. So sehr er das Volk und seine Unternehmungen verachtete, so bestärkten ihn diese Berichte dennoch in seinem Entschluß, Linda um so schneller zu der Seinigen zu machen, und so, das Interesse des alten Königshauses an das seinige knüpfend, allen Parteyen Genüge zu thun. Da trat Harold zu ihm ein, der nun von ihm zur Ausführung seiner geheimsten Plane gebraucht wurde.

Du bringst mir neue Botschaft, redete ihn Edgar an — und keine glückliche: ich seh' es an deinen verstörten Blicken. Sag's kurz und frey!

Die Königin ist entflohn, antwortete Harold.

Edgar schwieg eine Weile, dann sagte er: Es ist mir unlieb, beunruhigt mich aber nicht, und zwingt mich nur, strenger gegen sie zu seyn. Was sollte michs auch beunruhigen? Sie ist ein Weib: kein Weib darf diesen Thron besteigen. Sie fliehe: wir werden sie schon erreichen. Die sie bewachen gesollt, sterben!

Sie ist nicht allein entflohn, setzte Harold hinzu. Auch den Sohn hat sie gerettet.

Hier sprang Edgar auf von seinem Sitz. Verrätherey! rief er, und seine Augen warfen stechende Flammen. Ihren Sohn? sagtest du, ihren Sohn? — Er fuhr noch lange fort, seinem empörten Muth in wilden Worten Luft zu machen. Alter Fluch der Herrscher, beschloß er, Treulosen zu vertrauen: trifft du auch mich schon?

Harold versuchte vergebens, ihn zu besänftigen: er befahl ihm zu schweigen und sein königliches Wort zu vernehmen. Schaffst du, sagte er, und schafft ihr alle, denen ich mich anvertraut, nicht das Kind mir zur Stelle ehe der Mond seinen Kreislauf vollendet hat: so sollt ihr mir — ich schwör's beym

höchsten Gott! ihr sollt mir büßen mit aller Schwere, die der verhängen kann, der des Landes Richtschwerdt trägt. Doch dem auch, der mir das Kind zurückbringt, eine Stadt meines Reichs! —

Harold berichtete nun, daß er schon Spuren, wenn auch entfernete, erhalten habe, wohin die Königin sich mit dem Kinde gewendet. Nachdem Edgar ihm die sorgsamste Verfolgung jeder Spur, ohne irgend etwas zu schonen, was zum Zweck führen könnte, anbefohlen hatte, beschloß er, selbst den Verhören und Foltern derer beyzuwohnen, welchen die Beobachtung der Königin und ihres Sohnes aufgetragen war. Wenigstens will ich erfahren, wer sie gedungen! sagte er. Kein Tyrann glaubt an uneigennützig thätigen Willen; glaubt an freye Aufopferung für die Tugend.

5.

Nicht allzufern von der Hauptstadt, auf einem Berge, der, rings mit alten Eichen bewachsen, einem Garten glich, für die Ewigkeit angelegt — stand das Kloster und die uralte Kirche, welche das

Vorrecht besaß, daß die Könige des Landes in ihr die Krone empfingen und dafür ihr einmal ihren Staub anvertraueten. Der Erzbischof, jetzt ein Greis von achtzig Jahren, stand bey dem Volk im Ansehn eines Heiligen, und war, durch seine großen, gesetzmäßigen Vorrechte, wie durch seine Gewalt über die Gemüther, dem Regenten bey weitem einer der wichtigsten Männer im Staat. Edgar, der nicht nur dies, sondern auch die Freundschaft kannte, mit welcher der jetzige Erzbischof jederzeit dem verstorbenen König ergeben gewesen war, hatte sich vom ersten Tage seiner Herrschaft mit großer Sorgsamkeit um die Gunst des Greises beworben. Es schien auch allerdings, als ob ihm diese seine Bemühung nur allzugut gelingen werde. Nachdem Edgar davon sich überzeugt hatte, glaubte er, zugleich der alten Anhänglichkeit des Greises an den vorigen König, der geheimen Neigung mancher Andern zu diesem, und der Begierde des schaulustigen Volks — ein Genüge zu thun, wenn er die Ueberreste des Gefallenen mit einer Pracht und Herrlichkeit ihrer Ruhe übergäbe, als ob sie nicht die eines Besiegten, sondern eines Siegers wären. Eine Menge Arbei-

ter war beschäftigt, die weite Kirche gleichsam zu einem prunkenden Denkmal des Todes einzurichten, und die Verwesung mit alle dem auszuschmücken, was sie vom Leben annehmen mag, ohne ihr eigenes Wesen zu verspotten. Die Geistlichkeit, im Dienst der Kirche, war in emsiger Bewegung, alles ihr Anvertrauete würdig zu vollziehn. Der Erzbischof, wie Edgar nicht ohne Vergnügen bemerkte, hatte selbst die oberste Leitung dieser Veranstaltungen übernommen, und schien sich, nach einer nicht seltenen Schwäche des hohen Alters, in dieser kleinlichen Geschäftigkeit ungemein wohlzugefallen, ja ganz sich darin zu verlieren.

Jetzt stand die Kirche selbst in ihrer düstern Pracht fertig da, und die Anzahl der Arbeiter war zu gleichem Zweck in das daran stoßende Erbbegräbniß gezogen. Der Erzbischof wandelte schweigend und bey verschlossenen Thüren in den Hallen der Kirche umher. Da er sich selbst überzeugt hatte, er sey ganz allein, öffnete er eine kleine Thür, die nach der wohlverwahrten Seitenhalle führte, worin der Schatz der Kirche verwahret ward. Jene zwey Mönche, die dem alten Eremiten unbemerkt das

königliche Kind geraubt hatten, traten mit demselben heraus. Der Erzbischof redete sie an: Ihr habt mir treu gedient, ihr habt es schweigend gethan; auf mein Gebot habt ihr euer Leben ohne Weigerung, ja selbst ohne Fragen, in Gefahr gegeben. Vollführt nun eben so treu, eben so schweigend, auch das Letzte von dem, was ich euch anvertraut. So lange der Herr der Welt unserm Orden Dauer verleiht, wird dieser eurer mit Ruhm gedenken: denn ich selbst habe euch und eure That in seine geheimsten Schriften eingetragen. Und mir stehet ihr von diesem Tage an am nächsten; ihr sollt einst die seyn, welche mir die Augen zudrücken. —

Hierauf gab er, erst dem Kinde und dann ihnen, den Seegen. Sie küßten ehrfurchtsvoll seine Hände, und er eröffnete ihnen nun den geheimen Eingang zu den langen unterirdischen Gängen, welche tief im Walde zu den Ruinen eines seit Menschen Gedenken verwüsteten Klosters führten. Schweigend gingen sie hinein, das ängstlich weinende Kind an ihrer Hand, und die Thür ward hinter ihnen wieder verschlossen.

Von dieser kurzen Scene, wie es schien, fast

bis zur Erschöpfung angegriffen, setzte sich der Greis auf die Stufen eines Seitenaltars. Lange schwieg er und sahe sinnend vor sich nieder. Endlich richtete er die Augen empor und sagte: Werd' ich vollenden, was ich begann? Ablassen kann ich nicht, wol aber fallen. Nun, das steht bey dir! — —

Nach einer kleinen Weile ertönte das Glöckchen: man sagte dem Erzbischof an, Prinzessin Linda begehre sein im Beichtstuhl. Nicht ohne Sorge ging er dahin, und mit dem festen Entschluß, dem leicht beweglichen Gemüth der Jungfrau nicht nur seine Absichten zu verhüllen, sondern auch weder durch Rath, noch andere Vorstellungen, in die Bestimmung ihres Schicksals einzugreifen. Der reine, unverdorbene und nicht durch Leidenschaft geblendete Mensch, war sein Grundsatz, findet auch in Verirrung und Drang des Lebens die rechte Bahn, und in seinem frommen, Gott ergebenen Gemüth, Kraft genug, ihr zu folgen. Diesem gemäß empfing er Linda's Geständnisse sanft und theilnehmend, verweigerte aber ihre Bitte um Rath und Leitung, und führete sie zurück in ihr jungfräulich unschuldiges Herz, das ja von Gott stamme und wo seine Stim-

me ihr vernehmlich werden würde, wenn sie die Gegenstände zur Betrachtung weit genug von sich entfernt hielt, und ihr Gemüth durch Einsamkeit und Gebet sammlete. Was du dann, meine Tochter, beschloß er — was du dann als das Beste gefunden hast, das führe aus, still, sittsam und bescheiden, aber auch ungescheut; so wird Gott der Herr mit dir seyn. —

Weit erschütternder war die Scene, welche den Greis nicht lange darauf erwartete. In einer einsamen Grotte am Ende des Klostergartens, wo er oft und gern in stillen Betrachtungen verweilete, saß er auch jetzt: da trat plötzlich ein junger Ritter zu ihm, und öffnete auf seine Frage, wer er sey und was er suche, das Visir. Siehe mich, frommer Vater, sagte der Ritter, und du weißt alles. Erschrocken trat der Greis zurück: er erkannte die Königin. Freund meines unglücklichen Gemals, meiner Kinder, mein Freund — redete sie ihn an; stehe mir bey, und, vermagst du das nicht, verbirg mich, bis Gott Hülfe sendet!

Den Greis überfiel ein dunkles, ahnungsvolles Grauen. Er konnte nichts sagen, als sie beschwören,

sich zu entfernen. O du weißt nicht, rief er, wie gefährlich deine Anwesenheit hier — eben hier werden kann! Die Königin erstaunte über diese Muthlosigkeit; sie drang immer mehr in ihn, sich zu erklären, und da sie das nicht erreichte, so fing sie an, an ihm irre zu werden. Je mehr er, von bangen Ahnungen gequält, in sie drang, sich zu entfernen: je mehr versuchte sie alles, ihn zu der alten Treue gegen ihren Gemal und ihr Haus zurückzuführen. Da trat plötzlich durch das Gebüsch Harold mit mehrern seiner Krieger hervor. Er hatte Kundschaft, daß die Königin in Männerkleidung entflohen, daß sie nicht weit vom Schlachtfeld und der Hauptstadt gesehen worden sey. Bis in die Gegend des Klosters sogar hatten seine Laurer ihre Spur entdeckt.

Nicht ohne Befremdung fand er nun hier den Erzbischof im Gespräch mit einem Jüngling. Er vertheilte seine Wachen sorgsam, ließ jene Beyden keinen Moment aus den Augen, und trat dann zum Erzbischof, einen gleichgültigen Auftrag des Königs zu bestellen. Die Gefahr hatte jenen beyden Muth und Fassung gegeben. Die Königin hatte schon, als Harold sich von fern nahete, ihr Gesicht durch

den Helm verschlossen. Jetzt trat sie dem Erzbischof näher, ließ sich auf ein Knie nieder und bat: Entlaß mich, heiliger Vater, mit deinem Seegen! Der Greis legte seine Hand auf ihr Haupt und sagte: Junger Unbekannter, gehe hin in Frieden, und möge der Gott deiner Väter dein Vorhaben seegnen, wenn es wirklich gut und heilbringend ist!

Hier stand die Königin auf und wollte sich bescheiden entfernen: aber Harold vertrat ihr den Weg. Nicht also! sagte er mit ruhigem Anstand. Verzeihe, frommer Vater, wenn ich den geweiheten Boden dieser Freystatt zu entheiligen dir scheine. Der Befehl unsers Herrn und meine Pflicht gebiethen mir, jedes lebende Wesen, das uns unbekannt, zu erforschen oder ihm zuzusenden. Sage du selbst, wendete er sich an die Königin, wer du bist, und beweise deine Aussage: dann fürchte keine Beleidigung. Und willst du dich mir nicht entdecken, so entdecke dich dem König, und erwarte von ihm das Beste, wenn du es verdienst.

Harold hatte indessen, gleich da der erste Anblick seinen Verdacht erregte, zu Edgar gesandt.

Die Königin versuchte alles Mögliche, eine Entdeckung abzuwenden; und da dies vergebens war, brach sie mit Unbedacht und Kühnheit hervor, zog das Schwerdt und wollte mit Gewalt sich Bahn machen. Die unglückliche Fürstin verschlimmerte dadurch nur ihre Sache: sie wurde leicht entwaffnet.

Noch während des Getümmels, das hierdurch entstanden war, erschien Edgar, und das Schrecken trat an seiner Seite in den Kreis. Der Erzbischof, der bis dahin in innerm Kampf mit sich selbst still dagestanden, nahete sich ihm würdevoll. Mit scharfer Beschwerde über die Verletzung des Gottesrechts auf diesem Boden der Freyheit, begann er seine Rede; dann fuhr er fort zu erzählen, daß dieser Jüngling sich ihm genahet, um Seegen zu einem Vorhaben zu erflehen, das er so wenig, als sich selbst genannt. Ist er und sein Vorhaben gut, erwiederte Edgar, so wird er sich mir willig entdecken; und, bey meinem königlichen Wort! er soll dann ungekränkt von hier entlassen seyn. Ist er und sein Vorhaben bös: so werde ich ihn zur Entdeckung zwingen, und keine Macht im Himmel und auf Erden soll mich daran hindern.

Du hast recht und fürstlich gesprochen, erwiederte der Erzbischof. Jüngling, gehorche den Befehlen des Herrn! Bey diesen Worten trat er zur Königin, öffnete plötzlich ihr Visir und rief mit lauter Stimme: Himmel! die Königin selbst! — O all' ihr himmlischen Mächte, rief die unglückliche Fürstin; auch du — du, der treueste Freund und Führer meines Gatten? Bey diesen Worten sank sie ohnmächtig darnieder.

6.

In der südlichsten Provinz des Reichs — dort, wo auf hohen, grünenden Alpen ein fröhliches Hirtenvolk wohnt, von dem nur ein Theil in die lachenden Thäler herabzuziehen pflegt, den Acker zu bauen und seine Früchte zu sammlen — dort beging das Volk ein frohes Erndtefest. Väter, Mütter und Kinder sammleten sich, geschmückt, in bunten Kreisen zusammen; selbst ihre Heerden, die heute freyer sie umweideten, waren mit Blumenkränzen und fernhin tönenden Glocken geziert. Das junge Volk, das den

Ackerbau verwaltete, zog beym Klange ländlicher Musik hinab, die letzten Vorräthe herbeyzuführen und dann den gemeinschaftlichen Reihen zu eröffnen. Sie sangen:

Hinab in das wogende Aehrenfeld,
Wo die Grille schwirret, die Lerche singt;
Hinab, wo die goldene Garbe fällt,
Wenn im Sonnenstrahle die Sichel blinkt!
Wir trotzen des Tages sengender Gluth;
Der Arbeit Schwere — wir fühlen sie nicht:
Denn uns begleitet ein fröhlicher Muth
Und mancher Schnitterin freundlich Gesicht.

Die Zurückbleibenden riefen ihnen Glück zur letzten Arbeit nach, und ermunterten sie, bald zurückzukehren.

Im Schatten eines Kranzes von hundertjährigen Linden hatte sich ein zahlreiches Chor Hirten und Hirtinnen versammlet. Um einen fremden Jüngling, der sich seit wenigen Tagen bey ihnen angesiedelt, und der schon einen weit verbreiteten Ruhm, als der trefflichste Mährchenerzähler erlangt hatte, lagerten sie sich und drangen stürmisch in ihn ein, noch mehr von dem guten König zu erzählen, von dem er

sie gestern Abend so angenehm unterhalten habe. Gut denn! erwiederte der Fremdling, und nahm den abgerissenen Faden wieder auf.

Der gute König, erzählete er, hatte die Sitte, allemal am Tage seiner Geburt die Häuser zu besuchen, wo man Menschen verschließt, welche der Gesellschaft auf irgend eine Art geschadet haben. Er ließ sich da ihre Geschichte erzählen, und wenn er fand, daß ihre Vergehungen leicht, daß sie nur Folgen des Unverstandes und der Uebereilung waren, und sie hinlängliche Hoffnung gaben, ihre Fehler zu verbessern: so schenkte er ihnen die Freyheit und that ihnen auch wol sonst noch Gutes. Nun hatt' er einmal an einem solchen Tage unter den Eingeschlossenen einen Mann gefunden, der ihm sonderbar aufgefallen war. Der Mann stand da unter den Andern wie ihr Fürst; ertrug ihren Spott mit stolzem Schweigen, und hatte keinem Menschen, mochte man ihn im Guten oder Bösen fragen, irgend eine Auskunft über sich gegeben. Nur dem König entdeck' ich mich, hatte er gesagt, und nun gleichgültig alles über sich ergehen lassen, was man ihm dieser Hartnäckigkeit wegen anthun wollte. — Nun kömmt

denn der König. Wer bist du? fragt er ihn verwundert. „Ein Fürst wie du; aber dein treuester Diener, wenn du's willst.“ Noch mehr verwundert fragt der König: Was hast du gelernt? „Das Unglück verachten, meine Untergebenen beherrschen, meine Feinde besiegen, für meine Freunde sterben.“ Er war nämlich, wie es später herauskam, Anführer eines bey den letzten Kriegen frey herumschweifenden Truppencorps gewesen. Der König nimmt ihn mit sich, und da er seine Kriegserfahrenheit kennen lernt, läßt er ihn bis zum Hauptmann unter seiner Leibgarde steigen. — In diesem Posten war er denn öfters um den guten König und wußte sich bey ihm immer beliebter zu machen. Bey aller Gelegenheit zeigte er sich tapfer, und auch eifrig seinem Herrn ergeben; und so gewann er das Vertrauen desselben immer mehr. Das war denn Schuld, daß die unaufhörlichen Meutereyen, die er nun, listig und verschlagen, unter den andern Anführern anzettelte, immer zu seinem Vortheil ausschlugen, so daß er Einen nach dem Andern stürzte, und endlich erster Führer der Leibwache des Königs ward. — Jetzt konnte er seinen unersättlichen Ehrgeiz nicht

mehr zügeln: er wollte gar kein menschliches Wesen mehr über sich dulden. Dies zu erreichen, bot er erst seine Hand der einzigen Tochter des Königs, die fast noch ein Kind war. Sie schauderte vor dem rohen, tückischen Unholde, und ihre Mutter fing an, ihn zu durchschauen. So ward ihm denn sein freches Gesuch verweigert, und er schien das mit aller Gelassenheit anzunehmen. Nach einiger Zeit hatten seine geheimen Vertrauten in einer entfernten Provinz des Reichs Unruhen angestiftet. Er stellete sich wüthend über die Schändlichkeit der Empörer gegen einen so weisen, so gerechten, so gütigen König, und bat um den Oberbefehl der Truppen, welche die Rebellen züchtigen sollten. Der König wollte ihn nicht zum zweytenmal durch Versagung kränken — er gab ihm das Heer: und der Verräther verband sich mit den Aufrührern, und zog so, furchtbar und verwüstend, wie ein überfluthender Bergstrom, zurück gegen die Hauptstadt — —

Verderben über den Undankbaren! den Treulosen! riefen viele der Zuhörer.

O hört nur weiter! fuhr der Fremdling fort.

Der König, nun plötzlich aufgeschreckt aus seiner Verblendung, ziehet selbst ihm entgegen: aber der Verräther hat den Kern der Armee in seiner Gewalt: nicht zufrieden, daß der gute König ihm weichen muß, sucht er diesen selbst auf, erlegt ihn im Zweykampf, läßt von seinen Söldlingen sich zum Regenten ausrufen, nimmt die Königin mit den Ihrigen gefangen, und will nun seine Hand, die er erst in das Blut des Vaters getaucht, der unglückseeligen Tochter aufdringen! —

Abscheulich! abscheulich! riefen alle Zuhörer.

Aber, begann ein alter Hirt bedächtig; sagt doch, Nachbarn: das ist ja bald wie die Geschichte . . .

O laßt mich vollenden! rief der Erzähler. Die edle, die unglückliche Königin hat einen treuen Diener — zwar nur noch jung und wenig erfahren im Kriege, aber belebt durch Eifer für sie, für das Recht, und für die gute Sache. Er ziehet mit seinem Herrn und König; er kämpft an seiner Seite: aber eine Wunde streckt ihn darnieder. Endlich kömmt er wieder zu sich auf der blutgen Wahlstatt; er flüchtet... Wohin flüchtet er? In die unverdorbenste, muthigste, treueste Provinz des Reichs! Da tritt er auf —

nicht unter Vornehmen, nicht unter Reichen, sondern unter dem redlichen, kräftigen Landvolk. Auf tritt er . . . (Hier richtete der Erzähler sich plötzlich empor und fuhr mit höchster Begeisterung fort:) auf tritt er und ruft: ich erzählte euch die Geschichte eures edlen, gestürzten Königs! eurer großherzigen Königin! ihrer schuldlos verfolgten Kinder! Eures Tyrannen Geschichte erzählte ich euch! Und ich — ich bin der Diener, der für seinen König blutete, und nun für seine Königin lebt und stirbt! Ich bin Lindor! sehet hier meine Wunden! Wollt ihr eure Fürstin, wollt ihr den rechtmäßigen Erben dieses Reichs umkommen sehn? Nein, nein! das könnt, das werdet ihr nicht! Folgt mir, o folgt mir getrost! Ich führ' euch an! Gott und die gerechte Sache streiten für uns! Mit jedem Schritt wird unsre Macht größer! Es siegt das Recht! der Tyrann fällt!

Hier unterbrach ihn das Volk stürmisch: Auf, auf! er falle! der Tyrann falle! wir stürzen ihn! es siege das Recht! Führ' uns an! Gott mit uns und die gerechte Sache!

Eilet denn! rief Lindor; zerstreuet euch; jeder

werde seine Freunde! mit ihnen sammlet euch um mich! wir siegen! bald, bald siegen wir!

Das Volk wiederholte seine Ausrufungen und stürmte fort. Lindor warf sich auf seine Kniee, breitete die Arme gen Himmel, und rief: O ja ja! Unglück weckt thätige Liebe! —

7.

Tief im Walde, unter dem zusammengestürzten, wüstem Gemäuer jenes ehemaligen Klosters, wohin die unterirdischen Gänge des Krönungstempels führeten, waren, jedem unbewußt, außer dem Erzbischof und seinen Vertrautesten, einige Gemächer sehr wohl erhalten. Hier schlummerte auf weichem Ruhebett das liebliche Kind, sorglos über das, was ihm geschehen, sorglos über das, was ihm bevorstand. Ein alter Mann — es war jener Einsiedler, den man heimlich hieher gebracht — ging ab und zu; an der Seite des Kindes saßen Jungfrauen, die sein Lager mit Blumen bestreueten, und mit leiser Stimme ihm dies Schlummerlied sangen:

Süßer Schlummer,
Trost der Herzen,
Senke dich erquickend nieder
Auf die holden Augenlieder,
Wehre allen Schmerzen!

O du Labung jedes Lebens,
Komm mit sanftem Hauch!
Schütz' ihn vor des Lichtes Strahlen,
Und vor Feinden auch!

Wehet leis', ihr kühlen Lüfte,
Führt ihm Träume zu!
Und ihr, sanfte Rosendüfte,
Fördert seine Ruh!

Tausend Augen lauern blitzend
Auf der Unschuld Bild;
Doch auch tausend Herzen schützen
Heimlich dich und mild.

Engel schweben auf dich nieder:
Lächle ihnen zu!
Leiser tönt, ihr Schlummerlieder:
Ruhe, Liebling, ruh'!

8.

Edgars Heer hatte die ersten Bewegungen der Widersetzlichkeit beym Volke, wo nicht erstickt, doch gedämpft. Uebermuth und Grausamkeit zogen an der Seite dieses Heers, Schrecken ging vor ihm her: so wagte bald Niemand mehr, ihm offen zu widerstehen, und nur durch verborgenes Rachgefühl kamen viele seiner Mitglieder um. Edgar war ruhig: denn er glaubte, daß unter solchem Verhältniß höchstens nur Eins beym Volke ihm und den Seinigen gefährlich werden könne: Verzweiflung! bis zu dieser gedachte er's aber nicht zu treiben. Im Gegentheil bestärkte er sich selbst in dem Vorsatz, durch eine baldige Vermählung mit Linda alle Parteyen und Interessen zu vereinigen. Aber er hatte nun auch Linda's inneres Wesen näher kennen gelernt; hatte erfahren, daß alle gemeine Maßregeln und Kunstgriffe, sie zu bewegen, fruchtlos waren. Gleichwol mußte die Zustimmung Linda's freywillig — wenigstens scheinen, wenn sein Zweck damit erreicht werden sollte. So suchte er denn neue Mittel auf, sie durch sich selbst zu betäuben und in der Be=

täubung zu gewinnen. Alles, was die Phantasie entzünden und unvermerkt die Sinnlichkeit wecken konnte, mußte sie in ihrer Einsamkeit umgeben; und öffentlich wechselte ein prachtvolles, ihr schmeichelndes Fest mit dem andern. Dabey schwieg er ganz von seinen Absichten auf ihre Hand, und verrieth nichts, als allgemeines Wohlwollen, allgemeine Huldigung ihrer Vorzüge. Endlich glaubte er sie genug vorbereitet, um wieder entscheidend und mit besserm Erfolg seine Absichten erklären zu dürfen.

Die Königin war schon seit jenem Tage, als sie Edgar in seine Gewalt bekam — wie es schien, nicht nur mit größtem Anstand und ohne alle Beleidigung, sondern sogar nach ihrem freyen Entschluß, in ein entferntes Nonnenkloster gebracht worden. Dort litt sie an nichts Mangel, was das gemeine thierische Leben verlangt: aber alles, was das höhere geistige anregt und nährt, ward von ihr aufs sorgsamste entfernt gehalten. Jeder ihrer Blicke wurde beobachtet; jede ihrer Unternehmungen, mit der Welt außer den Klostermauern bekannt zu bleiben oder auf dieselbe zu wirken, vereitelt. Bey dem Anschein

aller gesetzmäßigen Freyheit, war sie die engste Gefangene, die beschränkteste Sklavin.

Unter ihre Versuche, denen, welchen sie vertraute, Kunde von sich zu geben, und sie für ihre Rettung zu gewinnen, gehörten auch mehrere Briefe, welche sie ihrer Tochter schrieb. Durch vielfältige Bemühungen war es ihr gelungen, den Beichtiger des Klosters zu gewinnen, daß er diese Briefe heimlich annahm und sicher zu bestellen versprach. Aber dieser Bote war treulos. Wol wanderte er zur Stadt: aber, für reiche Belohnung, lieferte er die Briefe in Edgars Hand, indeß er heilig versicherte, sie unmittelbar der Prinzessin übergeben zu haben. Da die Königin weder Antwort, noch sonst die geringsten Beweise erhielt, man achte auf ihre dringenden Bitten, hielt sie ihre Tochter für zu muthlos: und ihre Liebe, ihr Mitleid, ihren Muth stärker zu entflammen, schrieb sie ihr nochmals, selbst gereizt, und aufs heftigste dringend. Ihr Brief enthielt eine ausführliche Schilderung ihres Zustandes, nicht nur wie er war, sondern wie eine schwärmerische Phantasie und lebhaft gereizte Empfindung ihn sahe; eine Schilderung, wie sie jedes Herz der Fremden, wie viel

mehr der liebenden Tochter, aufs innigste erschüttern mußte. Eine Bitte um Rettung, wenn sie irgend möglich wäre, schloß das Schreiben. Edgar erhielt auch diesen Brief und gedachte ihn bestens zu seinen Zwecken zu benutzen. —

Auch für heute war ein prachtvolles Fest dem Hofe verkündigt. Nach so manchem, was Verschwendung und Ueppigkeit, im Bunde mit verfeintem Geschmack, den jugendlich regen Sinnen bieten konnten, begab man sich auf den Schauplatz.

Sobald die Prinzessin sich blicken ließ, und selbst noch überrascht war, sich an Edgars Seite zu finden, ertönte ein wohlbestellter Jubel der Menge; und ehe Linda sich von der Verwirrung erholen konnte, rauschte der Vorhang auf. Die Bühne zeigte einen Chor geschmückter Männer und Frauen, welche vortraten und unter rauschender Musik sangen:

Heil unserm König, dem mächtgen, dem großen;
Edgar, dem Unüberwindlichen Heil!
Unter des Lebens beglückenden Loosen
Bleib' ihm das erste, das schönste zu Theil!

Heil seiner Freundin, der holden, der schönen;
Linda, der Unüberwundenen, Heil!
Was kann das Schicksal der Sterblichen krönen,
Werd' ihr am schönsten, am reichsten zu Theil!

Alles verwandeln die flüchtigen Stunden,
Alles ist Welle, die treulos verläßt:
Kraft nur des Herrschers, durch Liebe gebunden,
Bannet mit Allmacht das Wechselnde fest!

Linda's Verwirrung ward durch diesen überraschenden Empfang noch vermehrt: doch auch ihre mädchenhafte Eitelkeit nicht wenig gereizt. Ehe sie die einander widerstrebenden Regungen ihres Innern nur zum klaren Bewußtseyn erheben konnte, reizte eine neue Erscheinung auf der Bühne ihre Aufmerksamkeit. Jener Chor Männer und Frauen trat an die Seite, und ein anderer, von Hirten, Landleuten und Bürgern, beyderley Geschlechts, zog feyerlich zum pantomimischen Tanz auf. In schönen Bewegungen und Gruppen drückten sie Heiterkeit, Eintracht und Vertrauen aus, während der an beyden Seiten vertheilte Chor in den Gesang ausbrach:

Heitre Eintracht, ach verweile!
Unser Flehn, nimm hold es an!
Ists ein Wahn, der sie beglücket:
Laß ihn dauern, diesen Wahn!

Nun nahete sich ein Chor Krieger. Ihre Tänze bezeichneten rohe Kraft, wilde Freude, jugendlichen Uebermuth. Während derselben sangen die Umstehenden:

Wilde Kraft regiert ihr Streben,
Zur Zerstörung nur bereit:
Mildre du die rohen Triebe,
Mildre du sie, Menschlichkeit!

Jetzt schienen beyde Chöre einander zu gewahren; befremdet näherte sich einer dem andern, beyde vermischten sich nach und nach, und es entstand eine allgemeine frohe Vereinigung. Während des heitern Tanzes der Vereinten sangen die Umstehenden:

Muth und Stille sind verbunden,
Sind in Fröhlichkeit vereint:
Alle Sorgen sind verschwunden,
Freude nur — nur Freude weint!

Plötzlich wurde diese frohe Vereinigung durch die Furie des Bürgerkriegs unterbrochen.

Mit brennender Fackel auf einem Triumphwagen stehend, und umgeben mit Unholden, die ihr ähnlich waren, fuhr sie unter wildem Getöse daher zwischen jene Chöre, die in heftigem Schrecken auseinander stürzten. Die Furie warf ihre brennende Fackel unter sie, einer der Krieger riß diese triumphirend empor, die andern traten ihm bey, die Begleiterinnen der Furie mischten sich unter sie, und es begann ein großer, wilder, kriegerischer Tanz. Alle waren gegen einander entzündet und bekämpften einander. Die Furie in ihrem Drachenwagen stieg empor und schwebte triumphirend über den Kämpfenden. Während vielfältige Scenen des Schreckens und Elends sich aus der allgemeinen Verwirrung entfalteten und in dieselbe sich wieder verloren, sang der umstehende Chor:

Weh! des Bürgerkrieges Flammen —
Weh! sie lodern wild empor!
Schlagen über uns zusammen!
Die Verzweiflung bricht hervor!

Was Jahrhunderte geboren,
Wankt am Abgrund und versinkt!

Rettungslos sind wir verloren,

Naht kein Gott, der Hülfe bringt!

Mit dem Ende dieses Chors und während eines schmerzlich einreißenden Accords in der Musik, standen alle in einer furchtbar drohenden Gruppirung: da ertönte plötzlich die sanfteste Melodie von fern her, und der Genius der Liebe von drey Huldgöttinnen auf ihrem Haupte in einem Blumenkorbe getragen, schwebte herbey. Er streuete Rosen, Lilien und Palmen umher. Jene Gruppen löseten sich, hingerissen von seiner Uebermacht, nach und nach auf; die Furien flohen in Verzweiflung durch die Luft, die Tanzenden gingen allmählig in zärtliche und frohe Attitüden über, aus welchen sich endlich ein heiterer Tanz der Vereinigung bildete, während dessen man den Chor hörete:

Heil dem Gott siegreicher Liebe:

Ihm, der eine Welt versöhnt!

Ach, daß unter uns er bliebe!

Aller edlen Herzen Triebe

Würden dann vereint — verschönt — —

Der Genius schwebte langsam empor; alle huldigten ihm knieend, die Blicke nach ihm gerichtet; und mit einer leichten, sanften Wendung gegen Linda verschwand er aus dem Gesicht, während alle Anwesende die Worte wiederholten:

Alles verwandeln die flüchtigen Stunden,
Alles ist Welle, die treulos verläßt:
Kraft nur des Herrschers, durch Liebe gebunden,
Bannet mit Allmacht das Wechselnde fest! —

Linda kam auf ihre Zimmer, gereizt, bewegt, verwirret: da überreichte ihr jener Geistliche, unter dem Schein des tiefsten Geheimnisses, den letzten Brief ihrer Mutter. Was ihr Herz noch immer abscheulich gefunden, stellte sich ihrem Verstande schon als klug und unabwendbar, ihrer Phantasie und Sinnlichkeit sogar als nicht ohne Reiz und schönen Genuß dar: da las sie den Brief, und die liebliche Giftmischerin, Phantasie, verklärte es ihr mit Eins zur edeln That, zur großherzigen, heldenmüthigen Aufopferung, um eine geliebte Mutter, einen verlornen Bruder, ja eine ganze, mit Sehnsucht und Vertrauen auf sie blickende Nation zu retten.

Indem sie sich durch die Betrachtung dieses glän=

zenden Bildes immer mehr begeisterte; indem sie, gleichsam sich selbst gegenüber, der verherrlichten Darstellung ihres eigenen Wesens die Huldigung nicht versagen konnte; indem sie sich jugendlich weiblich, in der Mischung von fernem Schmerz und nahem geistigen Genuß so wohl gefiel — trat Edgar ein.

Nur kurze Zeit hatte er bey ihr verweilet: da ließ er die Vornehmsten seines Hofs eintreten, empfing sie an Linda's Hand, und befahl ihnen mit kaltem Stolz: Ich erlaube euch, eurer, von mir erwählten, neuen Königin zu huldigen! — Es geschahe mit abgemessener Demuth. Tretet ab, sagte dann Edgar; es sey euch vergönnet, das Glück, das euch zu Theil worden, laut zu verkündigen.

Die kalte, starre Wirklichkeit hatte die blendende Darstellung der Phantasie in Linda's Seele plötzlich ausgelöscht. Sie schauderte; sie vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten. Edgar überließ sie ihren Frauen.

9.

Edgar glaubte die erwünschte Vermählung nicht genug beschleunigen zu können. Gleich den folgenden Tag sollte sie statt haben, doch ohne öffentliche Festlichkeit: denn die feyerlichen Exequien waren noch nicht vollbracht. Aber schon in dieser Nacht wurde er durch die Nachricht geweckt, Linda sey plötzlich von heftiger Krankheit ergriffen und quäle sich in den schrecklichsten Fieberphantasien. Am Morgen begab er sich selbst zu ihr und fand die Nachricht nur allzusehr bestätigt. Die furchtbarsten Bilder umschwebten unaufhörlich die Kranke, bis sie erschöpft in einen todtenähnlichen Schlaf verfiel und aus diesem nur wieder zu neuer Qual einer entzündeten Phantasie erwachte. Edgar blieb nicht ungerührt von diesem Anblick. Er hatte sich kaum in sein Zimmer zurückbegeben, als Harold mit einer Nachricht zu ihm trat, durch welche er ihn zu zerstreuen und zu erheitern hoffte.

Endlich, begann Harold; endlich kann ich getrost vor dich treten, denn es ist vollbracht, was du befohlen hast. Das Kind, dessen Leben dich beunruhigen konnte, schläft im Grabe.

Edgar trat verstummend zurück, und sagte erst nach langer Weile düster: Starb es durch euch, so habe ich gethan, was mich reuet. Jetzt war es unnütz.

Erheit're dich, mein König, versetzte Harold; die Natur selbst griff ein in deine Wünsche, und ersparte uns, Gewalt zu üben. Die Königin, so wie sie jenen Beichtiger des Klosters gewonnen zu haben glaubte, hatte auch einen alten Diener desselben für sich und ihre Plane eingenommen. Der Mann war redlich und fest; was jenen bewog, wäre fruchtlos bey ihm gewesen. Auch hatten wir nicht nöthig, es zu versuchen: denn indem wir ihn unbemerkt nur genau beobachteten, erreichten wir unsern Zweck. Die Königin hatte ihm befohlen, insgeheim nach dem Gebirge zu wandern, wo, nach ihrer genauen Beschreibung, in einem einsamen Thale ein Einsiedler wohnete, welchem sie ein Kind anvertrauet und aus dessen Hütte es sich verloren hätte. Nach beyden, dem Eremiten und dem Kinde, sollte er nun aufs sorgsamste forschen. Wir ließen es ihm zu, indem wir jedem seiner Schritte folgten. Die Hütte war verlassen. Auf unsere Nachforschungen erfuhren wir, ihr zeit-

heriger Bewohner habe in größter Angst mehrere Tage umher nach dem Kinde gesucht; aber vergebens. Nach einiger Zeit hatten theilnehmende Landleute sich zu ihm begeben, und ihn beschäftigt gefunden, wie er eben ein neues Grab, nahe an der Hütte, mit Rasen belegte und mit Gebeten weihete. Bald darauf, sagten sie, sey er aus der Gegend verschwunden — wahrscheinlich, dem Schmerz dieses Anblicks zu entgehen. Wir öffneten das Grab und wir fanden das Kind, das schon in Verwesung überzugehen anfing. Wie es umgekommen, haben wir noch so wenig erfahren können, als wo der Alte geblieben: doch beydes kümmert uns nicht, denn es ist geschehen, was geschehen sollte, und auf leichtere Weise, als wir's verhoffeten.

Edgar wurde durch diese Nachricht keineswegs beruhigt, und eine andere, welche er an demselben Abend erhielt, vermehrte seine Unruhe. Von den südlichen Bergen her, lautete sie, ströme ein zahlloser Haufe Hirten- und Landvolks nach dem Mittelpunkt des Reichs. Ueberall rufen sie die Königin als alleinige rechtmäßige Beherrscherin des Landes aus; und

alles falle ihnen bey — aus Neigung, oder aus Nachgeben gegen Gewalt.

Augenblicklich versammelte Edgar die Anführer seines Heers und hieß ihnen, mit den Treuesten ihrer Untergebenen sich eiligst diesen Schaaren entgegen zu werfen. Keine Schonung sollte angewendet, durch blutiges Schrecken sollte alles übertäubt und zurückgescheucht werden. Er achtete den Feind nicht, den er für ohnmächtig und unfähig hielt, auch nur einem kleinen, wohlgeübten Heer Stand zu halten: aber dieser Feind fand einen gewaltigen Bundesgenossen selbst in Edgars, durch die vereinigten Bedrängnisse gewaltsam aufgereiztem Gemüth. Kein Schlaf erquickte ihn, und wenn die erschöpfte Natur diesen Tribut mit Gewalt forderte: so marterten ihn furchtbare Träume, die sein Inneres nur noch mehr angriffen und verwirreten. Er sahe sich dann fast immer auf Schlachtfelder unter kämpfende Heere versetzt, und während er über Blut und Leichen dahinschritt und schon den Sieg ergreifen wollte, stieg, von Wolken getragen, ein Kind vom Himmel und entriß ihm den Siegeskranz. Sprang er nun auch auf vom Lager, wendete er nun auch alles an, diese Gesichter

von sich zu entfernen: sie umschwebten ihn dennoch, und mischten sich in alles, was er, einsam oder umgeben von Andern, vornahm. Dabey drängten Boten über Boten einander: Linda's Krankheit nahm immer heftiger überhand; der Vortrab seines Heers war geschlagen; wie ein stürzender Bergstrom verbreitete sich das Landvolk, und riß alles fort in seinem Zuge, der mit fliegender Eile sich schon der Hauptstadt näherte.

Jetzt riß Edgar mit wilder Gewalt sich auf; er wollte selbst zum Heer, wollte im blutigen Gewühl sich Sieg und Ruhe erzwingen, oder untergehn. Zuvor aber wollte er seine Rechte auf Linda's Hand mit derselben Gewalt gültig machen. Mit den vornehmsten Staatsdienern begab er sich in das Zimmer der Kranken, und ohngeachtet sie in furchtbaren Phantasien weder ihn erkannte, noch sich bewußt ward, was mit ihr vorgehe, mußte ein Kaplan ihre und seine Hand vereinigen und frevelnd den Seegen über diesen Bund aussprechen. Ein Aufruf an das ganze Volk, daß diese Vereinigung nun geschehen und das alte und neue Königshaus für jetzt und auf ewige Zeiten nur eines sey, wurde augenblicklich be-

kannt gemacht. Aber es hatte nicht vermieden werden können, daß nicht zugleich mit dieser Nachricht die Umstände, unter denen sie möglich geworden, sich verbreitet hätten; und dies konnte nur den Haß bis zum Abscheu reizen.

Edgar hatte sich indeß mit seiner treuen Leibwache umgeben, und flog seinem Heere zu. Dort fand er die größte Verwirrung. Lindor, der die feindlichen Schaaren anführete, und von ihnen wie eine heilbringende Gottheit verehrt wurde — Lindor hatte vor allem jenes Kloster in Besitz genommen, wo die Königin gefangen gehalten wurde, und diese befand sich nun beym Heer. Ihre Gegenwart schien alles mit jener Begeisterung zu erfüllen, durch welche jeder Einzelne keine Gefahr scheuet, weil er keine Gefahr mehr erkennt. Ganze Abtheilungen des Heeres Edgars waren, da sie gegen ihre Brüder und ihre geliebte Königin fechten sollten, zum feindlichen Heer übergegangen. Diesem Einhalt zu thun, mußte Edgar eine Hauptschlacht beschleunigen. Er beschloß, den Morgen anzugreifen, mit der Tapferkeit der Verzweiflung zu fechten, und eine Entscheidung, welche es auch sey, zu erzwingen.

Es war derselbe Tag, der zur Begehung der feyerlichen Exequien längst anberaumt war. Der Erzbischof ließ sich durch nichts in der frommen Handlung stören. Vor dem schwarz umhülleten Hauptaltar, im Mittelpunkt der Kirche, war der Katafalk aufgerichtet, zu dessen Füßen das Grab geöffnet war, wohin der Sarg mit den geweiheten Ueberresten des Entschlafenen versenkt werden sollte. In langem Zuge, mit brennenden Kerzen, aber von Angst erloschenen Gesichtern, nahete sich die Geistlichkeit, und umgab das Trauergerüst. In tiefer Stille drängte sich das Volk umher; bange Furcht vor dem Ausgang dieses Tages ließ seine Gebete heute noch brünstiger zum Himmel steigen. Die Orgel ertönte in langsamen, dumpfen Harmonien. Der Erzbischof erschien, gestützt auf zwey Diakonen, und ließ sich auf seine Kniee am Hauptaltar nieder. Die Geistlichkeit begann in tiefen, zurückgehaltenen Tönen den Trauerpsalm:

De profundis clamo ad te, Domine;
Domine, exaudi vocem meam! *)

*) Nach Luther: Aus der Tiefen ruf ich, Herr, zu dir: Herr, höre meine Stimme!

Der Erzbischof erhob sich und rief der Gemeinde zu:

Sursum corda! *)

Aber die Orgel antwortete nur in langsamen, dumpfen Harmonieen; und der Gesang fuhr fort:

Speravit anima mea in Domino
A custodia matutina usque ad noctem.
De profundis! Exaudi! **)

Der Erzbischof rief zum zweytenmale:

Sursum corda! ***)

Aber die Orgel ertönte wie vorhin, und die Geistlichkeit sang weiter.

Apud Dominum copiosa est redemtio;

*) Erhebt die Herzen!

**) Meine Seele wartet auf den Herrn
Von einer Morgenwache bis zur andern.
Aus der Tiefen! Höre!

***) Erhebt die Herzen!

Ipse redimet Israël ex omnibus

Iniquitatibus ejus! *)

Ein dumpfes Geräusch außerhalb der Kirche wurde unter diesen Worten vernehmlich und immer vernehmlicher; jeder Athem stockte, jedes Herz erbebte. Der Erzbischof begann zum drittenmale:

Sursum corda! **)

Da sprangen die Pforten auf; Krieger drangen in Schaaren herein, Raum zu schaffen für die Ankommenden, und langsam schritten durch ihre Reihen Lindor, die Königin und ihr Gefolge. Sie naheten sich dem Katafalk; die Königin knieete nieder und verhüllte das Antlitz. Lindor zog das Schwerdt, hielt es hoch empor, und brach aus in die Worte: Heiliger Schatten des guten Königs, der du deine

*) Bey dem Herrn ist viel Erlösung;
Und er wird Israel erretten
Aus allen seinen Sünden!

**) Erhebet die Herzen!

Hülle umschwebst, nachdem du das Recht und die Tugend siegen gemacht: blicke freundlich hernieder auf die Deinen, die nun, von Schmach befreyt, dir würdige Thränenopfer darbringen! — Für dich zog ich dies Schwerdt zum erstenmal: es hat gesiegt; forthin führe ich es nie wieder. Begraben sey es mit dir, und begraben jede blutige Unternehmung meines Lebens! Friede dem Reich, Friede jedem Hause, Friede jedem Herzen — das sey das Wort, das wir dir in deine Gruft nachrufen! — Ihr aber, in deren Augen ich die Thränen der Trauer in Thränen der Freude sich verwandeln sehe, laßt den heiligen Schatten eures Königs mit der höchsten Erdenfreude zu seiner himmlischen Wohnstatt aufsteigen — mit der Freude, daß ihr ihm an den Seinigen vergeltet, was er um euch verdient hat, und ruft vereint mit Herz und Mund: Heil unsrer Königin, der alleinigen Beherrscherin dieses Reichs!

Weit erschallte der einstimmige Freudenruf der Versammleten, die Lindors letzte Worte wiederholten, und die Orgel brausete mit freudig stürmender Gewalt darein.

Unterdessen trat Lindor bescheiden zur knieenden Fürstin, wollte gelind sie aufrichten, und in demselben Augenblick stürzte einer der umstehenden Krieger herbey, führete einen mächtigen Schwerdtstreich gegen dieselbe — Lindor warf sich dem Mörder entgegen — die Königin blieb unverletzt — aber er, der Getreue, empfing die tödtliche Wunde.

Ueber alle Beschreibung entsetzlich war die Wirkung dieses Anblicks auf die Versammleten. Lautes Geheul, Toben und Jammern tönte umher. Da hob der Erzbischof am Altar beyde Arme hoch empor: der Tumult stand im Augenblick gefesselt. Mit gewaltiger Stimme rief der Greis: Bey dem Gott des Himmels und der Erden beschwör' ich euch, haltet ein und vernehmet meine Worte! Unglücklicher Jüngling, halte dein Leben auf noch einige Augenblicke, um der Stimme des Rechts zu huldigen: du hast es schwer verletzt, und deine Seele darf nicht scheiden mit einer Vergehung! So lange dieses Reich bestanden, hat das Gesetz verkündigt: kein Weib darf diesen Thron besteigen; und kannst du — kann irgend

ein Sterblicher absehen und ermessen, in welch grenzenloses Unheil die erste Verschmähung der Gesetze ein aufgereiztes Volk stürzt?

Hier unterbrach ein neuer Tumult des Unwillens und der empörten Liebe die Worte des Erzbischofs: aber auf seinen Wink öffneten sich die Pforten einer Seitenhalle, und von neuem augenblicklich gelähmt stand jede wild aufgeregte Kraft. Denn, wie eine Erscheinung aus dem Grabe, trat jener alte Einsiedler heraus; zwey verschleyerte Jungfrauen folgten ihm und führeten ein Kind in ihrer Mitte, das einem Engel des Himmels glich. Ein Chor eben so verschleyerter Jungfrauen folgte. Die Königin war in Ohnmacht gesunken; die Stille des Grabes herrschte umher. Jener Zug sammlete sich um den Altar, knieete nieder, der Erem nahm das Kind und reichte es dem Erzbischof. Dieser hob es hoch empor und rief aus: Fürstin, Mutter, erwache und siehe deinen Sohn! Krieger, Volk, blicket auf und huldiget eurem rechtmäßigen Könige!

Lindor richtete sich mühsam empor, breitete die Arme dem Kinde zu, rief mit seiner letzten Kraft: Heil ihm! und sank mit der Verklärung himmlischen Entzückens auf seinem Antlitz todt darnieder. Die Königin erwachte mit einem Ausruf der Wonne. Das Kind, noch hoch emporgehoben von den Armen des Greises, breitete die Arme aus und rief: Gott sey mit uns allen! — Die Orgel stürmte in den Freudenruf des Volks, das Te Deum begann; unter dem:

Te martyrum candidatus
laudat exercitus — *)

wurde der Leichnam des guten Königs in seine Gruft versenkt.

*) Der heilgen Märtyr seelge Schaar,
Sie preißt, o Herr, dich immerdar —

10.

Edgar hatte in der Schlacht mit der Tapferkeit, aber auch mit der unbesonnenen Verwegenheit der Verzweiflung gekämpft. Zwey Drittheile der Seinigen hatte er aufgeopfert, Harold und fast alle seine Heerführer — bis auf den Einen, der zu den Gegnern übergegangen war, um ihm desto bessere Dienste zu leisten und der hernach Lindor'n den Tod gegeben hatte — waren an seiner Seite gefallen: dann erst hatte er das Schlachtfeld geräumt. In einem Walde, wohin er sich mit wenigen seiner Getreuen geflüchtet hatte, vernahm er, was nach der Schlacht vorgefallen, und warf in wilder Erbitterung das Leben von sich.

Linda, die so schwer büßete, in wenigen Stunden zu schwach gewesen zu seyn, um sich selbst zu beherrschen — Linda war nicht zu retten, sollte aber desto glücklicher vollenden. Ihr Sterben war schon der Anfang himmlischer Freude. Das Schick-

Bayerische Staatsbibliothek München

sal gewährete ihr so lange ein vollkommenes Bewußtseyn, als nöthig war, die glückliche Wiederherstellung ihres Hauses zu erfahren, und ihren Bruder, ihre Mutter seegnend zu umarmen. Dann verlor sie in Entzückungen wieder die Kenntniß alles Irdischen, und so verschied sie lächelnd nach einigen Stunden in deu Armen der geliebten Mutter.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druckfehler.

S. 46. Z. 12. setze nach liefern ein Punktum
— 87 — 12 fehlt nach tritt: gewesen wären
— 138 vorletzte Z.. lies statt des, der
— 145 Z. 14. lies: mit verzweifelnder
— 146 — 9. l. unter unaufhörlichem
— 152 — 2. l. Schicksals
— 156 — 11. l. offen standen
— 165 — 7. l. ihm nach
— 209 — 20. l. einer Vertheidigung
— 231 — 1. l. meinem Beyspiele
— 247 — 6. (Vorrede) l. die frisch
— 384 — 16. l. Verwirrung.

Folgende Schriften von Friedrich Kind sind bey dem Verleger dieses Werks erschienen:

Natalia. 3 Theile mit Kupfern und Vignetten nach Schubert von D. Berger. 8. 5 Thlr. 4 gr.

Karlo. Ein Roman mit Titel-Kupfer und Vignette von Stölzel. 8. 1 Thlr.

Leben und Liebe des Dichters Ryno und seiner Schwester Minona. 2 Thle. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Malven. 2 Thle. mit einer Titel-Vignette. 8. 1 Thlr. 18 gr.

Wilhelm der Eroberer. Ein romantisches Gemälde. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Dramatische Gemälde. 8. 1 Thlr.

Makaria, Attalanta und Kassandra. Drey Erzählungen. 8. 15 gr.

1393

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochlitz, Friedrich,

Denkmale glücklicher Stunden

Bd.: 2. Mit e. Kupfer. - 1811. - XIV, 422 S.

Leipzig u.a. 1811

Var. 680 o-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10136130-0